ISBN 3-932212-64-9

Kay Hoff Gesammelte Werke · Band 10.2

CBV

Kay Hoff

Hörspiele, Hörbilder und Funk-Features

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 10.2

Carl Böschen Verlag

Kay Hoff

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Band 10
(In zwei Teilbänden 10.1 und 10.2)

Kay Hoff

Hörspiele, Hörbilder und Funk-Features

Band 10.1: Hörspiele
Band 10.2: Hörbilder und Funk-Features

Kay Hoff

Hörspiele, Hörbilder und Funk-Features

Band 10.1: Hörspiele
Band 10.2: Hörbilder und Funk-Features

Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann
Mit einem Nachwort von Horst Loebe

Gesammelte Werke in Einzelausgaben
Band 10.2

Carl Böschen Verlag

Hoff, Kay:
Werke: In zehn Bänden.
Band 10: Hörspiele, Hörbilder und Funk-Features / Kay Hoff.
Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann. Mit einem
Nachwort von Horst Loebe
Band 10.2: Hörbilder und Funkfeatures
1. Aufl. – Siegen : Böschen Verl., 2005
ISBN 3-932212-64-9

ISBN 3-932212-64-9

© Carl Böschen Verlag
Birlenbacher Str. 199, 57078 Siegen
Tel. : 0271 / 8909485
Fax.: 0271 / 8909486
Internet: http://www.carl-boeschen-verlag.de
Textverarbeitung: J. Imme, Siegen, R. Göddemeyer, Sankt Augustin
Gesamtherstellung: BoD™ – Books on Demand, Norderstedt
Alle Rechte vorbehalten

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Inhalt

Band 1

Hörspiele

Kein Gericht dieser Welt (1960) 9
Nachtfahrt (1962) 34
Alarm (1963) 54
Ein Unfall (1963) 92
Die Chance (1963) 110
Duo (1964) 141
Bremskonzert (1964) 156
Nachrufe (1964) 163
Konzert an vier Telefonen (1965) 182
Im Durchschnitt (1965) 206
Stimmen des Libal (1965) 236
Solange man lebt (1965) 261
Totentanz für Querflöte und Solostimmen (1965) 272
Spiegelgespräch (1967) 287
Ein Schiff bauen (1968) 338
Unkraut (1968) 386

Band 2

Hörbilder

Der Prophet und das Kaufhaus (1959) 425
Beschreibung einer Stadt: Düsseldorf (1962) 443
Skeptische Psalmen (1962) 464
Autoren-Musik (1974) 478

Features

Wo uns der Schuh drückt (1964) 490
Rundum ohne Reim (1966) 506
Preisend mit viel schönen Reden (1966) 541
Student sein, wenn dieVeilchen blühen (1967) 571
Thema Schwarz-Weiß (1967) 603
Ein Brüllen ohne Ende (1973) 647
Umschreibung von Bruchstellen (1975) 668
Iyengar und die Illusion (1978) 697
Inseln am Rande der Welt (1980) 721

Nachwort

Nachwort von Horst Loebe 745

Die Jahreszeiten (in Klammern) bezeichnen jeweils das Entstehungsjahr der Rundfunkarbeiten.

Der Prophet und das Kaufhaus
(1959)

Stimmen:

1. Stimme
2. Stimme
3. Stimme
4. Stimme (Frau)

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Das Volk, das im Finstern wandelt, sieht ein großes Licht; und über die da wohnen im finstern Lande, scheint es hell.

3.: Wir haben tausend Lichter, die Straßen gleißen vor Licht in der Nacht, unser Licht löscht die Sterne am Himmel aus, wir wandern und wohnen im Hellen.

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Der im Finstern wandelt und scheint ihm kein Licht, der hoffe auf den Namen des Herrn und verlasse sich auf seinen Gott.

3.: Uns leuchten tausend und tausend Lichter, und wir hoffen auf heute.

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Siehe, ihr alle, die ihr ein Feuer entzündet, mit Flammen gerüstet, gehet hin in das Licht eures Feuers und in die Flammen, die ihr angezündet habt! Solches widerfährt euch von meiner Hand; in Schmerzen müßt ihr liegen.

3.: Wir gehen geblendet durch die Straßen der Stadt, gefangen von unserem Licht.

4.: ist ja so ist ja das ist ja doch wirklich und überall Frieden und Freud, aber wie heißt das noch hab ich vergessen wie heißt doch das hilft gegen Kopfschmerz das sollte ich stets in der Handtasche sollte ich grade vor Weihnachten immer den Kopf voll mit Kaufen und Backen und dann noch die Gans und für Oma für Opa für Mama für Papa für kaufen und sollte man lieber und ist ja und ist gar nicht teuer und hilft schon

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Wohlan, alle, die ihr durstig seid, kommet her zum Wasser! Und die ihr nicht Geld habt, kommet her, kaufet und esset; kommt her und kauft ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch.

3.: Wir haben das Geld, und wir sind nicht durstig, und wir tragen das Geld, unser Geld durch die gleißenden Straßen, wo das mächtige Kaufhaus wartet, ein Häuserriese, breit, stark und hoch, der Stunde um Stunde mit unmäßig aufgerissenen Türen Menschen ansaugt und frißt und Stunde um Stunde geblendete Menschen wieder ausspeit. Der Kaufhausriese hat seine Fronten über und über mit flimmerndem Lichtkonfetti und goldenen Lichterschlangen beworfen, ein strahlendes Flitterkostüm mit breit prunkenden Leuchtschärpen; das hohe Fest, das goldene Fest des Jahres, der Karneval des Advents ist angebrochen.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Und es wird eine Rute ausgehen von dem Stamm Isais und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen, auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und des Verstandes, der Geist des Rates und der Stärke, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn.

4.: wollte ja eigentlich sollte ja aber vielleicht, und es ist doch so billig und alles auf einmal und alles im Glanze der Silber und Tannen und Sterne und Engel, und man kann ja nicht wissen und plötzlich ist alles vielleicht denn man kann ja nicht wissen vielleicht schon zuende man kann ja nicht wirklich nicht wissen da wollen wir lieber, mein Mann sagt das

auch und Opa und Oma das war nämlich früher nicht anders und eigentlich sollte man gar nicht man kann ja nicht wissen und einmal im Jahr nur und was nützt das denn schon?

3.: Der Karneval des Advents ist da, das große, lärmende Treiben der Narren, denen die Weisheit abhanden kam. Der Riese lacht und lacht, er lacht die Welt aus und lädt die Welt ein zur festlichen Lust des Verschwendens, er verkauft gegen geringe Anzahlung die Sorgen für ein ganzes Jahr, die Unzufriedenheit für ganze Leben.

1.: Er verkündete aber der Prophet Jesaja Gottes Wort:

2.: Vor wem bist du so in Sorge und fürchtest dich also, daß du mit Lügen umgehst und denkst an mich und nimmst es nicht zu Herzen?

3.: Der Kaufhausriese prunkt und strotzt und strahlt in seinem lichterbesetzten Flittergewand, und er pumpt sein Leuchten in die blasse Winterluft, daß der Abendhimmel hell wird wie von Flächenbränden. Er ist stolz und zufrieden mit sich, der Riese; denn er befriedigt den Narren jeden Wunsch.

4.: wir können ja können ja können ja könnten vielleicht aber nicht doch ja sicher ja können wir können wir wenn wir

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Aber die Gottlosen, spricht der Herr, haben keinen Frieden.

3.: Er lacht und lacht, der Riesenblock, er birst beinahe vor Zufriedenheit. Deshalb hat er den großen, den größten Lichtorden angelegt: hoch an der Stirnwand glüht er, ein ungeheurer Stern, vielzackig, kometenhaft und glühender als alle Sterne des Himmels.

4.: na ja doch und ist doch so schön doch, es brennen am lieblichen Baume so schön doch und leuchten und alles elektrisch die strahlenden Augen der Kinder und eigentlich schöner und sowas

1.: Aber es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Auch ist ihr Land voll Götzen; sie beten an ihrer Hände Werk, das ihre Finger gemacht haben.

3.: Der riesige Ordensstern weist allen den Weg zur günstigen Einkaufsquelle, allen den Königen des Morgenlandes und allen Bettlern des Abendlandes, allen den Hirten und allen den Narren. Es ist ein Orden der höchsten Klasse für höchste Verdienste und höchsten Verdienst, ein Orden mit der Devise: schenke bar, schenke billig, schenke mehr! Das Kaufhaus ist zurfrieden mit sich, es feiert Advent.

4.: muß man ja sagen ja preiswert das muß man ja soll man doch wär ja dumm ja und einmal im Jahre ist schließlich nur soll man doch muß man doch kann man doch einmal im Jahre die bieten doch immer die ganz besonders das muß man ja kann man ja wirklich man wäre ja

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Weh denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die aus sauer süß und aus süß sauer machen! Weh denen, die bei sich selbst weise sind und halten sich selbst für klug!

4.: was sagt er wer sagt da was sagt der wer sagt das was hat er gesagt was meint er wie kann er das sagen wir können ja gar nicht wir wollen ja auch nur was kann ich was kann ich was kann ich dafür?

3.: Am Eingang des Kaufhausriesen wird jeder umarmt. Aus dem Bodengitter strömt warme Luft, streift schmeichelnd an überraschten Händen entlang, greift ohne Scham in jedes Gesicht: Gruß und sanfte Umarmung und Brüderlichkeit für jeden. Ständig summt die Wärme aus den Gitterrosten empor, überwältigt jeden Eintretenden und haucht jedem Gesicht in dem Gegenstrom der Hinausdrängenden noch einmal ihren Stempel auf, drängt ihm Erinnerung auf an das Bunt und das goldene Licht und die Köstlichkeiten zuhauf.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Die Götzenmacher sind allzumal eitel, und ihr Köstliches ist nichts nütze.

4.: hier schon die Kuchen die Marzipanbrote die Marzipan-

kringel die Marzipanengel die Marzipanschweine die Marzipanglocken die Marzipanmarzipan weihnachtlich glänzet der Marzipan freue dich duftet und Lebkuchen duften ja freue dich weiter und Eau de Cologne und Soir de Paris und weiter und alles ist Christkind kommt Christkind kommt bald

3.: Nur wenige Schritte lang hat die strömende Wärme im Kaufhauseingang Macht über die Menschen, nur die Schwelle beherrscht sie. Doch die Sekunden genügen, die von der Straße hereingesogenen Teilchen zu verbinden, aus den unzählbaren einzelnen einen dickflüssigen Strom zu bilden, sie alle zu einer zähen Masse zu emulgieren, die in schwerfälligem Rhythmus gegen die Rolltreppe geschoben wird, gegen den unermüdlichen Schaufelbagger für Menschen, dessen schmale Stufenfolge die Herangetriebenen nicht rasch genug schlucken kann.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Oh weh der Menge so großen Volks! Wie das Meer wird es brausen; und das Getümmel der Leute wird wüten, so werden die Leute wüten. Aber er wird sie schelten.

4.: ist doch ich weiß ja nicht weiß ja nun wirklich nicht will doch nicht sollte doch aber man kann doch ich weiß nicht ich muß ja noch jeden Tag Hausfrau mit Backen und Bohnern und morgen und dann noch ich weiß nicht ich müßte ja wirklich zum Fest noch ich sollte ich müßte ich weiß nicht ich wollte ja eigentlich

3.: Ein Brei von Menschen staut sich am Eingang zur Rolltreppe dick zurück und umfließt nach beiden Seiten die machtlos warnenden Wächter, ehe er hineingepreßt wird in die schulterenge Aufwärtsbewegung. Das Aufwärts hat die unabwendbare Stetigkeit der Technik, die normierende Sekundengenauigkeit aller Maschinen.

4.: jetzt jetzt jetzt oder nie oder jetzt jetzt weiter ja jetzt jetzt immer und immer noch jetzt jetzt jedenfalls weiter alleine und jetzt jetzt

3.: Eine Schlange von dunklen Wintermänteln, gesprenkelt von

Trenchcoats, wird nach oben geschoben, wo die unendlich kreisende silberne Stufenfolge die Mantelträger einzeln entläßt. Aber sie klumpen sich gleich wieder zusammen, drängen in die Korridore zwischen den Verkaufsständen hinein, wo die Köstlichkeiten warten, das Gold und die Spezereien, Kosmetik, Koffer und Bügeleisen.

4.: und immer ihr Kinderlein kommet wie niedlich und süßer die Glocken nie weihnachtet all in Bethlehems Stall wie zuhause wir sangen ja immer zuhause die Glocken nie klingen alle drei Strophen zuhause mit Oma und Opa die Glocken nie klingen wieder von Frieden und Freud die entzückende Krippe wie süßer die Glocken mit heiligem Klang aber teuer doch die paar Figuren und Ochse und Esel und alles aus Plastik das könnte man wirklich

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Die Götzenmacher sind allzumal eitel, und ihr Köstliches ist nichts nütze. Sie sehen nichts, merken auch nichts, darum müssen sie zu Schanden werden.

4.: kann man wohl sagen und sagte ich auch schon und sagen wir immer mein Mann meine Tochter und sagen wir heute wie gestern gesagt ist gesagt, und man kann doch nicht sagen das sagt uns bestimmt keiner nach das können wir wollen wir schließlich nur einmal im Jahre und schließlich man kann doch nicht wissen das sage ich auch immer sagen wir

3.: Vorn an der Truppe gleich der Spielzeugstand, wo der Sog eines kreisenden Autos einen kleinen Bezirk von Ruhe schafft. Mechanisch fährt es auf der fahnenroten Platte des Standes die Spur seiner Vorderräder aus, und in sein Kreisen hinein zieht es, bannt es die Augen der Menschen rundum.

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Wir tappen nach der Wand wie die Blinden und tappen wie die keine Augen haben. Wir stoßen uns am Mittag wie in der Dämmerung; wir sind im Düstern wie die Toten.

3.: Die Augen folgen dem kreisenden Auto: verständige Kinderaugen, die nüchtern und wissend und überlegen prüfen;

ungläubige Mütteraugen, denen die Kinderhand wirklicher ist als die unbegreifliche Batterie im Blechleib des Spielzeugs; und Männeraugen zieht das Auto mit sich herum, die sich träumen hinter das weiße Steuerrad: einmal Herr sein über den willigen Diener Motor, einmal ein eigenes Auto haben, den Ritterschlag der Zeit, den Adelstitel, einmal das eigene Auto.

4.: wir haben ja waren ja würden ja haben ja immer schon waren ja würden ja hatten ja aber doch ganz selbstverständlich wir waren ja hatten wir haben wir niemals nicht nötig wir haben noch nie mehr als höchstens acht Liter

1.: Aber es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Es ist eine Stimme eines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg, macht auf dem Gefilde eine ebene Bahn unserm Gott! Alle Täler sollen erhöht werden, und alle Berge und Hügel sollen erniedrigt werden, und was ungleich ist, soll eben, und was höckericht ist, soll schlicht werden; denn die Herrlichkeit des Herrn soll offenbart werden, und alles Fleisch miteinander wird es sehen; denn des Herrn Mund hat's geredet.

1.: Und er sprach:

2.: Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.

3.: Das kleine Auto fährt stetig rundum, Fahrt ohne Sinn außer dem: zu verzaubern, mit dem stromliniengeduckten Modell des Immer-Weiter Immer-Weiter die Illusion einer Wunschwirklichkeit zu schaffen. Die Kinder sehen stumm auf die geheimnisvolle Maschine. Die Frauen zählen heimlich das Geld in der Manteltasche, das sie nicht ausgeben wollten. Die Männer mimen Überlegenheit, wenn sie der summenden Fahrt aus der Hand des Verkäufers ins Nirgendwo nachstarren.

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Sie beten an ihrer Hände Werk, das ihre Finger gemacht haben.

3.: Wie ein festgestellter Zirkel zeichnet das Spielzeugauto seine Runden auf die fahnenrote Platte. Immer neu wächst ihm Kraft zu aus der unsichtbaren Batterie, die fünfzig Stunden hält, garantiert fünfzig Fahrstunden, der alte Traum vom Perpetuum mobile wird beinahe wahr, fünfzig Fahrstunden, und der ganze Batteriesatz kostet nicht mehr als eine Mark zwanzig.

4.: sagt er einszwanzig sagt er und weiß nicht ich weiß nicht natürlich einszwanzig und vierhundertachtzig, hundert daneben, die Miete, zwölffünfzig, dreidreißig, einhundertsiebzehn, Gas, Wasser, Strom in seliger Nacht wie sie gesungen in seliger Nacht, Lotto fünftausend gewinnen zweihunderttausend mit Zusatzzahl fünfhunderttausend in seliger Nacht sagt er einszwanzig und weiß nicht ich weiß nicht ja preiswert in seliger

3.: Die Hand des Verkäufers unterbricht das eifrige Rollen der Gummiräder, schaltet, und rückwärts gleitet das Wunder aus Blech, während die psalmmodierende Stimme des Mannes weiter singt und preist und lobt – eine alte Stimme, eine ermattete Stimme, die bei dem Stunden und Tage und Wochen dauernden Preisen und Loben und Preisen und Loben so klanglos und so unwissend geworden ist wie eine verbrauchte Schallplatte.

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Es ist eine Stimme Deines Predigers in der Wüste: Bereitet dem Herrn den Weg!

3.: Auch das Gesicht des Verkäufers ist müde, er hält sein Gesicht halb über das Auto, das jetzt wieder vorwärts seine magischen Kreise zieht: ein schwitzendes Gesicht, geätzt von jahrelangen Übungen in Freundlichkeit. Die Augen halten kaum noch das kreisende Ungetüm, das Runde um Runde die Existenz des Verkäufers mit Frau und Kind und Zweizimmerwohnung und angezahltem Kompressorkühlschrank hinter sich herschleppt. Die Augen sind gerändert, sind wund geworden in dem Sog über dem Auto. Sie warten, sie hoffen auf das Ende der adventlichen Zeit, auf die erschöpf-

te Ruhe der Weihnachtstage, diese geränderten Augen, und selbst der Mund scheint schon wund zu sein, wenn er das Singen und Loben und Preisen unterbricht, um immer wieder den Preis zu nennen, den Preis, eine lächerliche Summe für ein kreisendes Wunder.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Man predigt wohl viel, aber sie halten's nicht; man sagt ihnen genug, aber sie wollen's nicht hören.

4.: hör mal du fröhliche, ja o du selige, ja wie zuhause die Kerzen der Schimmer und Mama und Papa und Oma und Opa die gnaden die bringende Weihnachts die Zeit ging verloren und Oma und Opa und Mama und Papa und König der Ehren, dich wolln wir ganz wie zuhause wie niedlich die glänzenden strahlenden leuchtenden Christ ist geboren die Bilder am besten mit Blitzlicht so wonnig die leuchtenden glänzenden strahlenden freue dich freue dich wie zuhause du fröhliche

3.: Und nebenan am bunt gemalten Hexenhaus sagt die Dame: „Auch ein halbes von jenen!", und sie deutet mit dunklem Handschuhfinger in einen limonadebunten Haufen. Gehorsam schiebt sich die Schaufel unter das Gebirge billiger Süße, hebt rosa und weiße und waldmeistergrüne Zuckerkringel heraus und läßt sie in die Tüte auf der schwankenden Waagschale gleiten. Die Dame am Hexenhaus, das nach allen Seiten hin offen mit Schokolade und Kuchenbraun und glitzerndem Stanniol prunkt und lockt, hebt sich jedesmal auf die Zehen, wenn ihr Zeigefinger Befehl gibt, und die sehr hohen, sehr dünnen Hacken ihrer Schuhe stoßen dann jedesmal einen Augenblick lang als sinnlose Sporen nach hinten.

1.: Es verkündete aber der Prophet Jesaja des Herrn Wort:

2.: Hebet eure Augen auf gen Himmel und schauet unten auf die Erde. Denn der Himmel wird wie ein Rauch vergehen und die Erde wie ein Kleid veralten, und die darauf wohnen, werden im Nu dahinsterben. Aber mein Heil bleibt ewiglich, und meine Gerechtigkeit wird kein Ende nehmen.

3.: Die Verkäuferin in der Enge des grell ausgeleuchteten Standes jagt mit der kleinen Schaufel den Aufträgen nach: Dienerin jeden Wunsches, Dienerin jeden Pfennigs, des Riesen Dienerin und vielleicht auch der Hexenalten zu Diensten, die sich oben aus einer Giebelluke des grob gepinselten Papphauses beugt: ein gelbes, böses, geiziges, zerbittertes Gesicht von mitleidloser Häßlichkeit, wer weiß wem sie dient.

4.: weiß man doch ist doch die Kleinen die lieben doch unsere Märchen sind doch so niedlich die glänzenden Augen die strahlenden Augen die leuchtenden Augen die niedlichen kling Glöckchen klingelingeling wie zuhause und Märchen und Oma und kling Glöckchen kling wie zuhause wie Hänsel und Gretel die Hexe im Ofen die glänzenden Augen verbrannten die Böse mit leuchtenden Augen so niedlich die Märchen ja bring euch viele Gaben, sollt euch dran erlaben, das ist doch ein Fest für die Kleinen mit Oma und Opa verbrennen die Hexen und klingelingeling

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Es wird eine Rute aufgehen von dem Stamm Isais und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen, auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn.

1.: Und er sprach:

2: Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.

3.: Die Dame sieht nicht hinauf zu der Hexe in der Giebelluke, kaum jemand sieht hinauf in das gelbe Hexengesicht. Die Dame kommandiert die blinkende Schaufel durch die Haufen von Näschereien hindurch und verfolgt mißtrauisch den Zeiger der Waage. Dann schiebt sie den tannenzweigbedruckten Beutel in ihr Einkaufsnetz. Die Last der Verpflichtung zu schenken ist leichter geworden; das Netz hängt schwerer hinab.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Warum zählt ihr Geld dar, da kein Brot ist, und tut Arbeit, davon ihr nicht satt werden könnt? Höret mir doch zu und esset das Gute.

4.: braucht man doch braucht man man kann doch nicht braucht man doch wird man doch dürfen wie sollte man sonst wo nur einmal im Jahr und man weiß doch nicht braucht man doch wird man doch wo doch schon Kinderlein kommet schon wieder in Bethlehems Stall aber wenn schon das braucht man o kommet doch all mit Oma und Opa die sollen es auch mal man kann ja nicht Stimmung das braucht man doch

3.: Und unaufhörlich kreisen die Stufen der Rolltreppe, reichen die Menschen weiter zur nächsten Etage: ein Fließband für das Produkt Käufer, das auf den silbernen Stufen sorgfältig vorbereitet wird auf seine Funktion – zu kaufen, zu kaufen, zu kaufen. Flitter und silberne Kerzenengel nach Riesenmaß, bunt glitzernde Lichterketten querauf und querab, Schneezucker, spiegelnde Kugeln häufen den Strahlenprunk über jeden und lockern das Geld für die Güter, die rund um den Glanzkessel des Rolltreppenhauses lagern und lauern.

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Ihr Land ist voll Silber und Gold, und ihrer Schätze ist kein Ende; ihr Land ist voll Rosse, und ihrer Wagen ist kein Ende. Auch ist ihr Land voll Götzen; sie beten an ihrer Hände Werk, das ihre Finger gemacht haben.

3.: Die Rolltreppe ist das Förderband, das übermächtig hinaufschiebt und hinab, das fortstößt und einnimmt: eine durch alle Stockwerke reichende Weihnachtspyramide des Weihnachtsriesen, die in Bewegung gehalten wird von der schmeichelnden Wärme, die aus dem Gitterboden des Eingangs strömt.

4.: zwanzig nach vier erst nun singet und seid froh nun aber nicht drängeln jauchzt alle und sagt so, das kenn ich auch noch, ist aber nichts für die Kleinen, nicht drängeln, wir kommen ja alle noch alle nach oben, ja zwanzig nach vier erst, ich habe die Auswahl hat mich und die Preise sind immer noch immer nach oben nicht drängeln noch geht es ja höher was drängeln Sie denn wir wollen doch alle noch alle nach nur Deine Güte, du liebstes Jesulein, aber gleich sind wir nun aber kommt dann und weiter und einmal noch einmal noch höher ja schön und

schöner noch niemals am schönsten die Lichter die strahlenden glänzenden spiegelnden jetzt sind wir oben o

3.: Die Puppen dort, bunt übereinander getürmte Reihen von fleischfarbenem Zelluloid, von steifen Kleidchen, künstlich gedrehten künstlichen Haarbüscheln, zierlich gekrallten Händchen – Lilliputbilder des Menschen in jeder Preislage. Manche ähneln von fern der Verkäuferin, in deren Gesicht die Spuren von Leichtsinn, Enttäuschungen, Langeweile und hastigem Wochenendglück mit blassem Babyrosa überpudert, mit fettem Kußrot übermalt sind.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht.

1.: Und er sprach:

2.: Wer bist du denn, daß du dich vor Menschen fürchtest, die doch sterben, und vor Menschenkindern, die wie Gras vergehen?

3.: Puppen über Puppen, ein Berg von Puppen. Vorn kleine Nackedei achtlos zusammengeworfen in einem Korb, Gliedergewirr wie auf alten Bildern vom Jüngsten Gericht.

1.: So sprach der Prophet Jesaja:

2.: Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt; aber das Wort unsres Gottes bleibt ewiglich.

3.: Und dahinter feldwebelgerade Reihen von Babygruppen mit Fläschchen, und dann eine Sonderabteilung: „Neuheit! Die weinende Puppe! Weint ECHTE Tränen!" Und zuoberst die üppige Krönung: die Riesenpuppe in lilaseidenem Abendkleid, säuglingsgroß, Postkartenschönheit mit gefälligem Fließbandlächeln um den Mund, das versüßte Idealbild der Hausfrau, die ihr letztes Hausstandsgeld zum Friseur getragen hat, um endlich die ersehnte Kaltwelle nach neuestem Schick zu bekommen und schön zu sein, schön wie in Warenhauskatalogen, ein schönes Gesicht wie die anderen alle, das von Fernsehglück träumt und den Mann wortlos zu Überstunden zwingt.

4.: die nehme ich diese da nehme ich das ist die Schönste das Schönste nehme ich mir diese das Schönste für jeden für mich für siebzehnmarkfünfzig für Schönheit für jeden die nehme ich will ich die alle ich haben für siebzehnmarkfünfzig zu haben die nehme ich will ich will haben für unsere unser für meine für mich meiner mir

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

1.: Und er sprach:

2.: Wer glaubt unsrer Predigt, und wem wird der Arm des Herrn offenbart? Denn er schoß auf vor ihm wie ein Reis und wie eine Wurzel aus dürrem Erdreich. Er hatte keine Gestalt noch Schöne; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte. Er war der Allerverachtetste und Unwerteste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nicht geachtet. Fürwahr er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilt.

3.: Blanke Modelle von Düsenmaschinen und Weltraumraketen, und daneben das durch blutige Jahrzehnte bewahrte und wieder und wieder bewährte Standardspielzeug des deutschen Jungen: Soldaten, Kanonen auch, Panzer, Pistolen, Raketen auf Selbstfahrlafette, Geschenke von bleibender Qualität, deutsche Spielwaren sind führend in aller Welt.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Es ist ein ungehorsames Volk und verlogene Kinder, die nicht hören wollen des Herrn Gesetz, sondern sagen zu den Sehern: Ihr sollt nichts sehen! und zu den Schauern: Ihr sollt uns nicht schauen die rechte Lehre; predigt uns aber sanft, schauet uns Träumerei; weichet vom Wege, geht aus der Bahn.

3.: An diesem Stand mit dem feldgrauen Blech ist es ein wenig ruhiger. Den Verkäufer verrät der dunkel geschabte Jackenkragen, der eng zusammengeschnürte, abgegriffene Schlips als Aushilfskraft, und er blickt nach rechts hinüber, immer nach rechts zur Wand. So zeigt er das normale, das etwas verbrauchte, das von denen Jahrzehnten angefressene Gesicht eines deutschen Bürgers, der damals deutschnational wählte und später arbeitslos war, bis er Amtswalter wurde unter der neuen Regierung, alle hatten sie Brot, und Luftschutzwart später, und dann bekam er den Posten und teilte Bezugscheine zu, der Junge wurde irgendwo in Rumänien begraben, und dann brannte die Wohnung aus, und irgendetwas riß ihm die rechte Gesichtshälfte auf, die er jetzt zu verbergen sucht, indem er den Kopf über den immer noch stürmenden feldgrauen Soldaten zur Wand wendet, nach rechts, so daß nur die Wand die rote Narbe und das eingenährte Auge sehen kann. Vielleicht liegt es an diesem Blick nach rechts, der doch gleichzeitig die aufmarschierten Panzer, die stürmenden, feuernden, fallenden grauen Soldaten, die Reihe mit spitzen Raketenfahrzeugen und die ausgerichteten Mündungen der Geschütze bewachen muß, daß das wirbelnde Menschengewoge an diesem Stand ruhiger fließt.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Und er wird richten unter den Heiden und strafen viele Völker. Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk wider das andre ein Schwert aufheben, und werden hinfort nicht mehr kriegen lernen.

1.: Und er sprach:

2.: So spricht der Herr, der Heilige in Israel: Wenn ihr umkehrte und stille bliebet, so würde euch geholfen; durch Stillesein und Hoffen würdet ihr stark sein. Aber ihr wollt nicht.

4.: geht ja nicht anders ja leider wir sind nicht das steht in der Zeitung sind wir doch nicht schuld in der NATO geschützt sagt die Zeitung und samstags mit hundertvier Seiten sagt sie die NATO die Anzeigen unsre Regierung sagt sie ich

bring euch mein Mann sagt das auch ja gute neue Mär, wir sagen das alle, man kann gar nicht anders man weiß doch nicht aber wir wollen doch nicht und immer die andern die Sieger sind auch gar nicht glücklich nach dem wie sie geht ja nicht anders wir halten zusammen steht in der Zeitung das Abendland samstags mit hundertvier Seiten davon ich singen natürlich da geht es nicht anders das geht gar nicht anders die Anzeigenannahme überbelastet da müssen wir alle die sollen doch still

3.: Und eine heisere Frauenstimme unterbricht das milde Liedergesumm und dröhnt über dem unruhigen, strudeligen Wellengang der Köpfe: „Wir warnen vor Taschendieben! Wir warnen vor Taschendieben!" Die Wellen schlagen um Koffertürme und Briefpapierforts, brechen sich an bunten Dämmen aus gestreiftem Pyjamaflanell, schäumen um Kunststofftaschen und Seidenschals, ziehen saugende Wirbel um Bücherrotunden, kreiseln um Tische mit bauchigen Vasen und goldumrandeten Tellern, um Morgenröcke, Sessel, Spiegel und Teddybären. Geld werfen die Wellen überall an die Küsten der silberflittrigen Stände, die Kassen klingeln so hastig wie im Ausverkauf.

1.: Das aber verkündete der Prophet Jesaja:

2.: Also spricht der Herr: Ihr seid umsonst verkauft; ihr sollt auch ohne Geld gelöst werden.

4.: hat der aber hat das aber hol' ich kann doch niemand nehmen was ich was er einmal hab ich habe heute keiner kann mir was ich habe hab ich

3.: Augen bleiben an roten und goldenen Bändern hängen, verfangen sich in Stoffmustern, Steppdecken, blumigen Kissenhüllen. Vergoldete Ohrringe bieten sich an, meterlang falsche Perlen, Trophäen billigen Reichtums und garantiert ohne Tränen: Perlen ohne Schicksal, die große Mode.

1.: Es sprach aber der Prophet Jesaja:

2.: Der Gottlose lasse von seinem Wege und der Übeltäter seine Gedanken und bekehre sich zum Herrn, so wird er sich sein

erbarmen, und zu unserm Gott, denn bei ihm ist viel Vergebung. Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und eure Wege sind nicht meine Wege, spricht der Herr; denn soviel der Himmel höher ist denn die Erde, so sind auch meine Wege höher denn eure Wege und meine Gedanken denn eure Gedanken.

4.: was denn zwölfzwanzig natürlich da müssen Sie müssen Sie wechseln natürlich da wechselt sie schon meinen letzten natürlich den wollte ich gar nicht den durfte ich gar nicht natürlich ja dreizehn ja fünfzehn ja zwanzig und vierzig und fünfzig ja danke, ja wie sie gesungen in seliger Nacht das ist ja alles ja alles fürs Fest mit dem heiligen Klang wie zuhause mit Oma und Opa und Mama und Papa zuhause die Erde entlang und ist ja nur einmal und man kann ja nicht wissen und einmal ist keinmal und wirklich nicht wissen und dann

3.: Der Karneval des Advents! Die Narren werden geblendet: zum Schenken, zum Schenken, zum Kaufen lockt alles rundum. Ein bleckender Nikolaus in immer dem gleichen Modell.

4.: süß wie die Nase der Bart wie die Rute wie süß wie die Rute die Glocken ja süßer die Glocken nie

3.: Silberumsponnende Tannenzweige, echte Wachskerzen für den verwöhnten Geschmack, und über allem das Leuchten, das Licht, und ein Kind weint und will nachhause. Wärme preßt sich in die Wintermäntel, sanfte Umarmung und Brüderlichkeit, sie treibt hin zur Milchbar, hinein in die gekühlte Luft des Erfrischungsraums, wo im Lichte eines verfrühten Christbaums die Sahne triumphiert.

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Jetzt, siehe, ist's eitel Freude und Wonne, Ochsen würgen, Schafe schlachten, Fleisch essen, Wein trinken, und ihr sprecht: „Lasset uns essen und trinken; wir sterben doch morgen".

1.: Und er sprach:

2.: Warum zählet ihr Gold dar, da kein Brot ist, und tut Arbeit davon ihr nicht satt werden könnt? Höret mir doch zu und esset das Gute.

3.: Sahne auf jedem Teller, Sahne, Sahne, und über die Gesichter flimmert das Rauschgold des Lebensstandards. Die Armut ist vor dem Ansturm der prallen Börsen geflogen, und niemand will wissen wohin. Sattheit wölbt wohlgefällig ihren Leib und sieht nicht die Winkel, in die kein Leuchten adventlicher Kerzen fällt.

4.: Immerhin aber das kann uns keiner nachsagen, die Gans muß achtzehn Pfund schwer sein, sonst haut mein Mann auf und alle Stimmung ist hin und schließlich am Heiligen Abend und Oma und Opa und stille Nacht heilige Nacht sollten sie nicht nein wirklich nicht schon im Advent das müßte verboten das ist ja direkt das geht doch nicht Advent ja einsam wacht das müßte verboten das traute hochheilige Paar da schmeckt mir die Torte nicht sollte doch wirklich verboten was sagt bloß die Kirche die sollte Herr Ober man müßte im lockigen Haar Herr Ober nein sowas in himmlischer Ruh das müßte doch die Regierung die sollte doch endlich nein wirklich man sollte

1.: Es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Wer im Finstern wandelt und scheint ihm kein Licht, der hoffe auf den Namen des Herrn und verlasse sich auf seinen Gott. Siehe, ihr alle, die ihr ein Feuer anzündet, mit Flammen gerüstet, gehet hin in das Licht eures Feuers und in die Flammen, die ihr angezündet habt.

3.: Und wieder unterbricht die heisere Frauenstimme das milde Liedergesumm und herrscht einen Augenblick lang über die strudelnde Menge: „Wir warnen vor Taschendieben! Wir warnen vor Taschendieben!"

4.: könnten ja wirklich ja sollten doch könnten doch jedenfalls Sahne ja jedenfalls Marzipan einmal im Jahre man kann doch nicht wissen wir könnten doch jedenfalls kann man nicht wissen die brennenden brennenden weiß man die brennden weiß man denn kann man denn wenn wir doch können die brennenden können wir alles wir können

1.: Aber es verkündete der Prophet Jesaja die Stimme des Herrn:

2.: Siehe, ich will einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen, daß man der vorigen nicht mehr gedenken wird noch sie zu Herzen nehmen.

1.: Und es sprach der Prophet Jesaja:

2.: Mache dich auf, werde Licht, denn dein Licht kommt, und die Herrlichkeit des Herrn geht auf über dir. Denn siehe, Finsternis bedeckt das Erdreich und Dunkel die Völker; aber über dir geht auf der Herr, und seine Herrlichkeit erscheint über dir.

DER PROPHET UND DAS KAUFHAUS
Erstsendung: Westdeutscher Rundfunk 22.11.1959.
Später gesendet vom Süddeutschen Rundfunk und
von Radio Bremen.

Beschreibung einer Stadt: Düsseldorf
(1962)

Stimmen:

1. Stimme (Erzähler)
2. Stimme
3. Stimme
4. Stimme (nüchterne Zitate, im Düsseldorfer Tonfall)

1. Stimme: Haus neben Haus neben Haus neben Haus

2. Stimme: Das ist kein Bild.

3. Stimme: Das ist keine Stadt.

2. Stimme: Das ist kein Bild, keine Stadt.

1. Stimme: Straßen sind da, Haus neben Haus neben Haus neben Haus, Asphalt und Stein und umgitterte Erde und Haus neben Haus neben Haus, Straßen mit Straßenschildern und Straßennamen und Straßenlaternen, Haustüren, Hausnummern, Hausklingeln: Haus neben Haus neben Haus: glatter Putz, schorfiger Putz, rissiger Putz, Ziegel und grauer Großväterzierat, grauer Enkelbeton, Haus neben Haus, Läden und Ecken und Gastwirtschaften, schräg gegenüber, Haus - Haus - Haus. Autos die Straßen entlanggestellt, wenn die Nacht den Betrunkenen ihre halbe Dunkelheit leiht, Autos tags in den Straßen, gerade geparkt, schräg auf die Bürgersteige geparkt, hintereinander, nebenein-

ander, grauer Lack, Chrom, grüner Lack, Chrom, blauer Lack, Chrom, schwarzer Lack, Chrom, roter Lack, Chrom, weißer Lack, Chrom, schmutziger Lack, Chrom, schmutziger Chrom. Dunkles Öl auf den Steinen. Und Menschen. Menschen. Ströme von Mänteln morgens, gegen halb 8, wenn die großen Tore geöffnet werden, wenn die Straßenbahn hastiger klingelt, wenn der Tag noch gähnt und der Wachtmeister hat noch nicht Zeit, die giftig gefärbten Zettel unter die Scheibenwischer zu schieben. Schulkinder dann, gegen 8, flatternde Sorglosigkeit, und die Hausfrauentaschen gegen halb 10, Lederpanzer, gewölbt, Hüte steif über Spargesichtern, und die Kinder wischen sich Staub in die Augen - Nimm doch das Taschentuch! - , die Eier sind billiger heute, und der Postbote streut seine unberechneten Gaben aus. Vormittagsregen wischt über die Dächer, Hausfrauenregen, und Turmuhren schlagen die Zeit in der Höhe der fünften Bürohausetage, Frühstück: Wo waren wir stehengeblieben?

2. Stimme: Das ist kein Bild.

3. Stimme: Das ist kein Bild dieser Stadt.

1. Stimme: Das ist Irgendwo, irgendwo Düsseldorf, Haus neben Haus neben Haus, Straßennamen, Hausnummern, Klingelschilder: zufällige Namen neben den Klingelknöpfen, Lotteriespiel von Namen, Glücksspiel mit Wohnungen, Dringlichkeitsscheinen, Glücksspiel mit Glück: mein Konto ist - aber bitte - ja wie denn - natürlich, natürlich, ich weiß. Zahlenspiel, Namenspiel: wie heißt denn noch - wohnt doch - aber der ist doch - im Herbst schon - gestorben, da wohnt doch. Straße wie irgendwo, irgendwo Hamburg, irgendwo Kaiserslautern, irgendwo Straße in Frankfurt, in Goslar

2. Stimme: in Goslar?

1. Stimme: oder in München, Saarbrücken, Berlin.

2. Stimme: Das ist kein Bild.

3. Stimme: Das ist nicht – .

1. Stimme: Das ist Derendorf oder Bilk oder Flingern, Düsseldorf-Derendorf, Düsseldorf-Bilk, Düsseldorf-Flingern, Seitenstraßen in Düsseldorf-Eller, Düsseldorf-Unterrath, Straßen wie irgendwo: Das ist fremd und grau und vertraut und der Alltag. Da lebst du in Düsseldorf - oder in Frankfurt, oder in Bielefeld - lebst du in Irgendwo: Haus neben Haus neben Haus neben Haus, grauer Lack, Chrom, roter Lack, Chrom, schmutziger Lack, schmutziger Chrom, und nebenan? Weiß ich nicht - weiß *ich* doch nicht - wie soll ich denn, kann ich denn, muß ich denn - geht *dich* doch nichts an! Nebenan irgendwer: Namen, Nummern, Schilder, und der Postbote streut gegen 10 seine unberechneten Gaben aus.

2. Stimme: Das gibt doch kein Bild.

3. Stimme: Das ist doch nicht -

1. Stimme: Aber so, so! Du gehst die Treppe hinunter: Guten Tag – Guten Tag. Du gehst auf die Straße hinaus. Düsseldorf. Regen. Jetzt regnet es nicht. Düsseldorf. Wieder so heiß. Düsseldorf, wieder so kühl im September. Regen im Januar. Düsseldorf. Ja, wirklich schwül. Ja, müde. Ja. Düsseldorf.

4. Stimme: Düsseldorf liegt mit dem allergrößten Teil und dem Kern in 36 Meter Höhe auf breiter, ursprünglich zum Teil versumpfter und von zahlreichen verlandeten Rheinarmen durchzogener Niederterrassenfläche des rechten Rheinufers (6 Meter über dem Stromspiegel).

1. Stimme: Da steht das Wasser sechs Meter unter den Häusern. Da drängt die warme, die weiche, die feuchte Luft vom Strom herein in die Stadt, in unsere Straße, in unser Haus. Ja, wirklich schwül. Ja. Hier ist

nicht Goslar, nicht München, Berlin. Hier herrscht mit müder Gelassenheit der alt gewordene Rhein, der langsam zum Meer hin sinkt und Meer wird, langsam, am Ende. Das ist so. Das ist so in Düsseldorf: Wasser sechs Meter unter den Häusern, und in den Straßen der Dunst des Stroms, der Dunst der Ebene zum Meer hin. Da war ein Fischerdorf, einmal, da, wo der Düsselbach mündet: niedrige Dächer im Mittagsdunst, da holten sie ihren Alltag in Netzen und Wagen ins Haus. Da war kein Legionenwall, da war keine Burg, da waren nicht Straßen: Da war der Strom, war der Sand und der Sumpf, da waren Äcker und buschiger Wald auf den blauen Höhenzügen im Osten: Da war das Tägliche, Kärrnerwege, nicht mehr.

3. Stimme: Aber wie denn – ?

2: Stimme: Wie *ist* die Stadt?

1. Stimme: Du gehst die Treppe hinunter: Guten Tag - Guten Tag. Du gehst auf die Straße hinaus. Du gehst vorüber an schmutzigem Lack, schmutzigem Chrom. Die Straße ist dicht gefügter, sicherer Stein, fester Asphalt: kein Sumpf. Irgendwo, ziemlich weit, sonntags gehen wir manchmal dahin, irgendwo hinter neun Ecken und Straßen der Rhein: der Rhein mit Kähnen und Segeln und mürrischen Schleppern und Möwen, Möwen, die bringen den Seeschrei von fern, gegen den Wind, und der Rhein drängt sich nahe heran an die Stadt und findet unter den Brücken hindurch und windet sich breit und behäbig davon und vergißt die Stadt, hat sie vergessen schon, wenn Kaiserswerth auf den Deich steigt –

4. Stimme: Düsseldorf-Kaiserswerth!

1. Stimme: – natürlich, Düsseldorf-Kaiserswerth, aber seit 33 Jahren erst eingefangen in Düsseldorfs Grenzen, Kaiserswerth: ein grauer Steinblock von der zer-

störten Kaiserpfalz Barbarossas hat mehr Vergangenheit als Düsseldorfs älteste Mauer.

2. Stimme: Das ist ein Bild.

3. Stimme: Und die Stadt?

1. Stimme: Da war ein Dorf, Sand und Sumpf und der breite Rhein, Fischerarmut und Kärrnerwege - die große Handelsstraße ließ seit undenklichen Zeiten die niedrigen Dächer links liegen: ein Dorf am Rande, eine Meile entfernt von der Straße im Irgendwo, ruhig im Mittagsblau der breitem, behäbigen Ebene, und der Strom vergißt die Dächer, das Dorf, eh' er die nächste Windung erreicht. Das Düsseldorf.

3. Stimme: Aber heute, heute?

2. Stimme: Das weiß man doch: 700 000. Die Stadt der Mode, das Schaufenster des Westens, die Kunststadt, die Gartenstadt, der Schreibtisch des Ruhrgebiets. Das weiß man doch: die Tochter Europas, Oder?

1. Stimme: Sie schmückt sich mit Namen, mit Klang. Sie krönt sich mit Namen. Sie sieht sich im Spiegel. Sie brüstet sich: 700 000, die Tochter Europas, die Kunststadt, die Gartenstadt, Modestadt, Weltstadt. Sie schminkt sich mit grellem Puder, als wäre sie häßlich und grau. Sie hackt sich die Füße entzwei wie Aschenbrödels garstige Schwestern, zu tragen den Königsschuh. Sie will die Krone, die schönste, die schimmerndste, glänzendste, will selber die Krone sein. Aber der Spiegel verrät sie: Sie schielt.

2. Stimme: Wer schielt?

3. Stimme: 700 000?

1. Stimme: Du gehst durch die Stadt, Haus neben Haus neben Haus. Du gehst in die Stadt hinein. Die Fenster steigen höher empor, die Straßen breiten sich aus, zu dreien schieben die Autos sich nebeneinander, gehorsam dem Blinzeln von Rot und Grün. Ich werde

angesogen von Straßen, wir sind in der Stadt, wir sind die Stadt, und die Stadt ist groß und lärmt und ist voller Silber und lockt mit Motormusik und breitet die Fülle aus: ist eine Stadt, eine große Stadt: Düsseldorf, 700 000 Menschen zusammen, zuhauf: der Feiste dort und das rosa Baby im dreifach gefederten Wagen, die geblondete Frau, die Langeweile des Twens hinter dem Schaufensterglas, ein lumpiger Bettler, ein Haarwassergesicht, der Lehrer, der Reiche, der Leichtsinn, der Neid und die Liebe – ist eine Stadt, und es mischen sich Fremde unter die 700 000 täglich, und wir sind diese Stadt, die neben dem Strom liegt, Straße an Straße an Straße, Haus neben Haus neben Haus neben Haus, 700 000 zuhauf, und die großen Straßen meiden schon lange nicht mehr den Ort: Die Stadt saugt die Straßen an, saugt sie auf. Die Fischer sind fort, der Sand und der Sumpf sind unter dem Pflaster vergessen. Pures Gold wächst in den Kellern, Fassaden hangeln sich Jahr für Jahr höher hinauf in den dunstigen Himmel. Die Stadt schmückt sich und schminkt sich und ist eine große Stadt, eine große Dame, eine Dame von Welt: Düsseldorf.

3. Stimme: Und?

2. Stimme: Aber?

1. Stimme: Aber sie kann nicht vergessen: vergißt nicht ihren Namen – das Dorf an der Düssel, niedrige Dächer abseits der Handelsstraßen, Fischerarmut, der Unmut der Kärrner – , und sie vergißt nicht die langen Jahrhunderte unter dem Schatten der großen, der übermächtigen Schwester stromaufwärts: Köln.

3. Stimme: Wer denn?

2. Stimme: Wer kann nicht vergessen?

1. Stimme: So war das, so ist das, so: kein römisches Lager, keine römische Scherbe; Sand, Sumpf und ertrinkende Mittagsbläue über dem Buschwald; kein Kaiser,

kein König, kein Bischof, nicht Hanse und nicht Patrizierstolz. So war das. Einmal, im Jahre 1288, da war die Schwester schon lange Jahrhunderte groß und ehrwürdig vor der Welt, da legte ein Graf seine Hand auf das Dorf: Der baute die Burg, der setzte die Mauern, der schenkte dem Dorf einen Titel. Aber er ließ der neuen Stadt ihren alten Namen: Düsseldorf. Eine Dorfstadt mit 1000, 2000 Menschen darin, 6000 nach vier Jahrhunderten, Das war keine große Stadt, Das war Irgendwo, klein geschachtelt am Rhein, Mauern, bescheidene Straßen, eine Burg, schließlich ein paar geschmückte Giebel behäbigen Wohlstands, nicht mehr: ein Graf, ein Herzog, und die Vettern teilten sich in den Rest:

4. Stimme: Düsseldorf verdankt seine Stadterhebung dem Siege der brabantischen Koalition, zu der auch die Grafen von Berg gehörten, über den Kölner Erzbischof Siegfried von Westerburg in der Schlacht bei Worringen (1288).

2. Stimme: Und dann?

1. Stimme: Eine kleine Stadt am Rande, eine kleine Festung, eine kleine Residenz. Graf Adolf von Berg -

2. Stimme: Wer war das?

1. Stimme: Herzog Wilhelm von Berg -

2. Stimme: Wer war das?

1. Stimme: Herzog Adolf, Herzog Gerhard, Herzog Wilhelm II. –

3. Stimme: Wer war das?

1. Stimme: Wilhelm der Reiche -

2, Stimme: Wer war das?

1. Stimme: Der Jülich-Clevische Erbfolgestreit.

2. Stimme: Wann war das?

1. Stimme: Herzog Wolfgang Wilhelm, Herzog Philipp Wilhelm aus dem Hause Pfalz-Neuburg -

2. Stimme: Wer?

3. Stimme: Wann?

2, Stimme: Wer kennt sie?

3, Stimme: Kein Bild.

1. Stimme: Aber der sich selber ein Bild setzte, Johann Wilhelm II. -

2. Stimme: Wer war das?

4. Stimme: Kurfürst Johann Wilhelm, Pfalzgraf bei Rhein, des Heiligen Römischen Reiches Erztruchseß, Herzog von Bayern, Jülich, Cleve, Berg, Fürst von Mörs, Graf von Veldenz, Sponheim, Mark und Ravensberg, Herr in Ravenstein.

1. Stimme: Den sie Jan Wellem nannten in ihrer Sprache, den sie Jan Wellem nennen: Johann Wilhelm II., der herrschte in Düsseldorf und träumte und plante und baute in Düsseldorf, der holte sich Künstler nach Düsseldorf und sammelte kostbare Bilder in seinem Schlosse in Düsseldorf und lebte und liebte und trank in Düsseldorf, der feierte Feste in Düsseldorf, und sein Hofstatuarius Gabriel de Grupello goß im Jahre 1711 sein Standbild in Bronze: Kurfürst Johann Wilhelm II. zu Pferde,

4. Stimme: Pfalzgraf bei Rhein, des Heiligen Römischen Reiches Truchseß, Herzog von Bayern, Jülich, Cleve, Berg, Fürst von Mörs, Graf von Veldenz, Sponheim, Mark und Ravensburg, Herr in Ravenstein.

1. Stimme: Der machte Düsseldorf schön und groß und reich vor anderen Städten, der sah auf den Taler nicht – und starb dann und starb ohne Kinder und hinterließ an die acht Millionen Reichstaler Schulden, und die Erben nahmen das Erbe der Residenzstadt am Rhein nicht an, und die Stadt blieb zurück in

langsam verblassendem Glanz, freundlich-gesellig und hübsch, angenehm, liebenswürdig, mehr nicht, Beamte, Soldaten und Bürger, und man lebte gesellig und lebte gemächlich, und manchmal kamen Fremde und sahen die Bildersammlung Johann Wilhelm II. an, und Goethe kam und war zu Besuch bei den Brüdern Jacobi vor den Toren der Stadt, und Johann Georg Jacobi sang, sein Schifferlied: Auf dem Düsselbach.

4. Stimme: Bei der stillen Mondeshelle
Treiben wir mit frohem Sinn
Auf dem Bächlein, ohne Welle,
Hin und her, und her und hin.

Nichts zu fürchten, nichts zu meiden,
Ist, so weit das Auge sieht.
Flüstert leis, ihr jungen Weiden!
Mädchen, singt ein Abendlied!

Denn zu Ruhm und eitlen Schätzen
Lockt uns nicht das ferne Meer.
Suchen friedliches Ergötzen,
Schwimmen unbekannt umher.

1. Stimme: Bis die Stadt aufgeschreckt wurde, aufgeweckt von französischen Trommeln, und ein Knabe sah's und vergaß es nicht und schrieb es nieder, später, als er weit fort war von seiner Heimatstadt, Heinrich Heine hieß er:

4. Stimme: Damals waren die Fürsten noch keine geplagten Leute wie jetzt, die Krone war ihnen am Kopf festgewachsen, und des Nachts zogen sie noch eine Schlafmütze darüber und schliefen ruhig, und ruhig zu ihren Füßen schliefen die Völker, und wenn diese des Morgens erwachten, so sagten sie: „Guten Morgen, Vater!“ – und jene antworteten: „Guten Morgen, liebe Kinder!“
Aber es wurde plötzlich anders; als wir eines Morgens zu Düsseldorf erwachten und „Guten

Morgen, Vater!“ sagen wollten, da war der Vater abgereist, und in der ganzen Stadt war nichts als stumpfe Beklemmung, es war überall eine Art Begräbnisstimmung, und die Leute schlichen schweigend nach dem Markte und lasen den langen papierenen Anschlag auf der Tür des Rathauses. Es war ein trübes Wetter, und der dürre Schneider Kilian stand dennoch in seiner Nanquinjacke, die er sonst nur zu Hause trug, und die blauwollenen Strümpfe hingen ihm herab, daß die nackten Beinchen betrübt hervorguckten, und seine schmalen Lippen bebten, während er das angeschlagene Plakat vor sich hin murmelte. Ein alter pfälzischer Invalide las etwas lauter, und bei manchem Worte träufelte ihm eine klare Träne in den weißen, ehrlichen Schnauzbart. Ich stand neben ihm und weinte mit und frug ihn, warum wir weinten? Und da antwortete er: „Der Kurfürst läßt sich bedanken“. Und dann las er wieder und bei den Worten „Für die bewährte Untertanstreue“ „entbinden Euch Eurer Pflichten“, da weinte er noch stärker.

1. Stimme: Und Heinrich Heine sah auch den Kaiser reiten durch die Hofgartenallee zu Düsseldorf, den großen Kaiser Napoleon.

4. Stimme: Und das Volk rief tausendstimmig: „Es lebe der Kaiser!“

1. Stimme: Napoleon, der Düsseldorf Klein-Paris nannte, der es schmückte mit Gärten und großen Alleen, der es zur Hauptstadt machte des Großherzogtums Berg, bis dann, nach eines Weile, die Preußen kamen, und dann, nach einer Weile, die neue Zeit kam mit lauten Maschinen und lärmenden Menschen, Menschen von überall her, Scharen von Menschen: 20 953 Einwohner wurden in Jahre 1810 gezählt, 40 412 im Jahre 1849, und 1900 hatte Düsseldorf 213 711 Einwohner. Die Stadt wuchs und wuchs, wuchs über die alten Straßen und Grenzen hinaus,

fraß erst die Dörfer rundum, fraß dann die Städte auch, Kaiserswerth, Gerresheim, Benrath, dehnte sich weiter und weiter, blähte sich, baute Haus neben Haus neben Haus neben Haus und Straße an Straße an Straße, war über Nacht, war über die kleine Zeit eines Jahrhunderts eine große Stadt geworden, eine Riesin, die sich nicht wiedererkannte im Spiegel.

3. Stimme: Und wie ist sie?

2. Stimme: Was ist sie?

3. Stimme: Heute!

2. Stimme: Ein Bild!

3. Stimme: Oder die Mitte: wo ist die Mitte?

1. Stimme: Weiß nicht. Ich weiß nicht. Manche meinen: die Altstadt, noch immer die Altstadt: das enge Geviert mit Schenken, Läden und schmalen Höfen, Lehm und Fachwerk noch hier und da, neurote Ziegel daneben, 23 Hektar von 15 739: die Altstadt, wo immer mehr Gastwirtschaften die Türen öffnen und immer weniger Kinder geboren werden. Manche meinen: das Reiterstandbild des Kurfürsten Johann Wilhelm II. auf dem Markt, vor dem alten Rathaus, der große Herr, der sich selber ein Bild setzte, patinagrün, windgrün, regengrün. Weiß nicht. ich weiß nicht. Sie wollen ein Riesenhochhaus bauen, als Mitte der Stadt, ein neues Rathaus, das soll ihre Mitte werden: dreitürmig neben den Strom gestellt, das höchste von allen Häusern am Rhein, fünf Meter höher noch als die Spitzen des Doms zu Köln: Fenster auf Fenster auf Fenster gesetzt, Glas über Stahl über Glas über Stahl über Glas, noch höher als alle Giebel und Glocken, Glas über Stahl über Glas, und drinnen Ämter, die Ämter der großen Stadt: Ordnung, Planung, Verwaltung.
Ich weiß nicht die Mitte. Ich weiß nicht, ob die Stadt ihre Mitte setzen kann hier: dieser Punkt, drei glä-

serne Türme am Rhein, der höchste fünf Meter höher als die Spitzen des Kölner Doms: Glas über Stahl über Glas über Stahl über Glas: eine Mitte aus Ordnung, Planung, Verwaltung, Ich weiß nicht,

2. Stimme: Aber irgendwo

3. Stimme: muß doch die Mitte?

4. Stimme: Das Statistische Jahrbuch der Landeshauptstadt Düsseldorf verzeichnet die geographische Stadtmitte auf 51 Grad 13 Minuten nördlicher Breite und 6 Grad 46 Minuten 59 Sekunden östlich von Greenwich.

2. Stimme: Das ist gerechnet.

5. Stimme: Das ist kein Bild!

2. Stimme: Was ist die Stadt

3. Stimme: wirklich?

4. Stimme: Das Statistische Jahrbuch der Landeshauptstadt Düsseldorf meldet: Der Stadtkreis Düsseldorf umfaßt ein Gebiet von 158,5 qkm. Dabei sind die Wasserfläche, insbesondere also der Rheinstrom (soweit ganz oder bis zur Strommitte im Stadtkreis liegend) mitgerechnet. Von den 158,5 qkm liegen 145,7 glatt rechtsrheinisch und 12,8 qkm linksrheinisch. Die Länge der Stadtgrenze beträgt 92 km, darunter 31,2 km in Strommitte.

3. Stimme: Das ist kein Bild!

2. Stimme: Das sind Zahlen, Berechnungen.

3. Stimme: Aber die Stadt?

1. Stimme: Ein längliches, unbestimmbar geformtes Gebiet, zum Westen hin an die Windungen des Rheins geschmiegt - nur einmal wird eine Nase hinübergesteckt - , nach Norden und Süden und Osten hin mit unregelmäßigen, scheinbar unsicher geführten Grenzen ins Grüne vordringend, so daß die dunsti-

ge Niederrheinebene ebenso eingefangen wird wie waldige Hügelzüge im Osten. Dann Grenzmarken, Linien, wie zufällig gesetzt. Am Rande der Stadt die alten Orte mit unvergessener eigener Geschichte; Kaiserwerth, Gerresheim, Benrath, mit Gärten, Wäldern und Parks. Dann immer mehr Hallen, Schlote, Fabriken. Und Straßen, Straßen. Zur geographischen Mitte hin verdickt sich die Häusermasse mehr und mehr, schiebt sich zusammen, türmt sich hoch: Haus neben Haus neben Haus neben Haus, neue Häuser zur Mitte hin, Fassaden aus Linien und Glas, streng nebeneinander: Büros, die Banken, die Börse, die Ministerien, Verbände, Versicherungen, Feuer, Leben, Haftpflicht, Unfall: nüchternes Glas, Stockwerk auf Stockwerk, hoch, und spiegelnde Türen aus Glas: aber gewiß doch - Sie können sich - bitte sehr, selbstverständlich - wir garantieren - das ist doch natürlich niemals ganz selbstverständlich - die Unterschrift bitte links.

2. Stimme: Aber die Mitte?

3. Stimme: Ein Bild dieser Stadt?

1. Stimme: Vielleicht ein Bild, eine Mitte: Geld: unsichtbar sichtbar im Glas der Rasterfassaden: Geld: unsichtbar sichtbar in Stahl und Marmor und Stein: Geld: Diskont und Obligo, Zinsen, Kurse, Summen und Soll: Geld treibt die Paternoster herum, Geld bewegt den stotternden Leerlauf von abertausend Büros: Stadtverwaltung, Finanzverwaltung, Gewerkschaftsverwaltung, Verbandsverwaltung, Kirchenverwaltung, Konzernverwaltung, Gerichte, Regierung: Geld: hier wohnen 700 000 Menschen mit 105 000 Fernsehgeräten und 110 000 Kraftfahrzeugen: Geld: wo die Fremden spazieren, da schlagen die Jungen Rad und halten die offene Hand hin und fragen um „eene Penning“: Geld: eine ganze Stadt schlägt Rad, und von überall her kommen Fremde und bringen Geld und geben es aus, „eene Penning“ und mehr.

2. Stimme: Aber das ist doch kaum anders irgendwo anders.

1. Stimme: Vielleicht. Möglicherweise. Jedenfalls: hier ist es so.

3. Stimme: Aber ein Bild?

1. Stimme: Vielleicht die Königsallee, die prächtige Königsallee, die man in Düsseldorf „Kö“ nennt. Vielleicht ist die Königsallee Düsseldorfs Mitte und Bild. Breit wurde sie an den Rand der altem Stadt gelegt, als die Festungswälle geschleift worden waren, ein doppelter Boulevard von eintausend Metern Länge, in dessen Mitte der alte Stadtgraben gefaßt ist, die Düssel, so daß aus dem bescheidenen Bach für eintausend Meter Länge ein Schmuckstück wurde, ein Prunkstück und Spiegel, in dem die große Welt und die kleine Weltstadt sich sehen: eintausend Meter Schönheit, Gelassenheit, Tand. Fenster an Fenster an Fenster gereiht, spiegelnd den dunklen Kastaniensommer und wehendes Wintergeäst, spiegelnd dein Auge, Fenster an Fenster: Glas, Gelassenheit, Tand, spiegelnd dein Auge, und hinter den Schatten das Wasser, die stille Bewegung der Schwäne. Glas, Glas, Verlockung, Spiegel und Überfluß: Fenster an Fenster an Fenster gereiht, Gold, Karfunkel und Tand. Dies ist dein dieses dein Auge im Spiegel, dieses dein Wunsch, die Augen der Welt im Kastanienschatten, die Wünsche der Welt unterm Wintergeäst. Dein Auge in tausend Spiegeln, in tausend Augen, und unter den Lidern Schlaf. Dieses dein Auge: Spiegel, Glas, und die Lichter aus Überfluß, Perlenlichter gereiht, Sonne auf Perlen gereiht, Nacht auf Perlen und Tand, das ganze Jahr lang Kastanienkerzen, Kastaniengold, Kastanienschwärze - Tag lang, den ganzen Tag lang: Fenster an Fenster an Fenster: silbernes Licht, goldenes Licht, Spiegel und Tand. Dieses dein Auge, dies deine Wünsche, dieses dein Gold, dein Überfluß, Blendung, Verschwendung im Licht.

Dieser dein Weg an den Fenstern entlang: Lokkung, Verlockung, Spiegel und Tand. Fenster an Fenster an Fenster gereiht, Schönheit, Gelassenheit, Tand. Dein Auge im Dschungel von schlangenzüngigen Orchideen, dein Herz in Düsenmaschinen; Mallorca, Ceylon, New York. Ein Film von Hüten, Madonnen und Silbernerz, Goldtopas, Platinblond. Haigs Blended Scotch Whisky. Beluga Malossol Caviar. Meissener Porzellan. Mode. Nugat. Nasi Goreng. Teppiche, Antiquitäten, Bücher, Bücher, und Juwelen gestreut in den Spiegel, das Glas, dein Auge, Wünsche üppig gereiht, Fenster an Fenster an Fenster. Immer im Spiegel: dieses dein Auge, dieses die Wünsche, kostbarer Tand, ein Spiegel, mit Perlen gefüllt. Und immer im Spiegel dein Schritt, deine Schritte, eingefangen in Glas, und immer dein Auge: Gold, Überfluß, Tand. Hier ist dein Spiegel. Drüben der Schwäne Stille, drüben die Schatten, die Gitter, und fern der Banken gerastertes Grau. Hier ist der Spiegel, die Mitte: die billigen Gläser des Kaleidoskops vereint zu kostbaren Sternen. Hier Spiegelglas, Spiegelglück. Freundlich gebräunte Gemälde, Pasteten, irisches Tuch, chinesische Jade, schwedisches Glas. Spiegelglas, Spiegelglück. Tag über Tag und Jahr über Jahr: die Schönste im ganzen Land, und niemals Schlaf unter den Lidern: Glas und Glück und blitzender Stein, Tag lang und Jahr lang, und sorglos darüber gestreut das Alltagsschwarzweiß, zusammengedrängt: Die Welt, Der Spiegel, Hör zu, Tom Jerry, Weltwoche, Rheinischer Merkur, Rheinische Post, Motor-Revue, Spiegel, und deine Schritte im Glas, deine Augen: Wer bist du? Glas, Verlockung und Tand. Schönheit. Gelassenheit. Fenster an Fenster an Fenster gereiht. Dein Auge in anderen Augen. Wer bist du? Düsseldorf, Königsallee.

2. Stimme: Ein Bild. Das ist ein Bild.

3. Stimme: Ein Bild dieser Stadt.

2. Stimme: Düsseldorf.

1. Stimme: Vielleicht. Vielleicht Düsseldorf. Aber auch dieses Fenster an Fenster an Fenster ist beinahe schon irgendwo. Vielleicht, daß die Preisschilder kühnere Zahlen wissen als am Jungfernstieg oder Kurfürstendamm. Vielleicht die frühen Kastanienkerzen, die milden Abende in den offenen Straßencafés: vielleicht ist das Düsseldorf. Vielleicht hinter der spiegelnden Fensterfront manchmal ein Farbsatz, der einen Maler verrät (eh er zur Werbung ging und 2000 verdiente im Monat, wollte er Künstler werden). Vielleicht die französische Breite der Boulevards, die Mädchen und Frauen vielleicht, die hier ihren Alltag vergessen und Mannequin spielen. Vielleicht der Schwäne stille Bewegung: Vielleicht ist das Düsseldorf, Königsallee - und nicht irgendwo. Doch die Augen, deine Augen, die Augen der Fremden: graue Augen, braune Augen, schwarze Augen, Augen in hellen Gesichtern, Augen unter ergrauten Stirnen, gleichgültige Augen, neidische Augen, stolze, begehrliche, müde, glückliche Augen – Augen sind gleich in den Spiegeln der großen Straßen der großen Städte, so gleich, wie das Fenster an Fenster an Fenster.

2. Stimme: Und Düsseldorf?

1. Stimme: Man muß das wissen: Düsseldorf ist eine junge Stadt, und muß wissen: Düsseldorf ist eine neue Stadt. Da sind ein paar alte Gassen und schiefe Winkel, Fachwerkhäuser, zwei Fenster breit, freundliche Bürgerfassaden, ein paar mit Sorgfalt renovierte Giebel, Türme und Tore, und Heimatvereine brauen beim Düsseldorfer obergärigen Bier immer neue Resolutionen, die alten Ziegel, die alten Wege, die alten Träume der Heimatstadt zu bewahren, und sie hängen Tafeln an alte und neue Wände: Hier lebte ..., hier schuf ..., hier wur-

de geboren, hier starb. Auch Dorfstraßen gibt es noch in Düsseldorfs Grenzen, niedrige Dächer, das Abendgespräch von Tür zu Tür. Aber der Kern, die City ist neu, ist eine Stadt aus dieser Zeit, ist aufgerichtet worden von dieser Zeit auf den Trümmern der alten, der behaglich-gemütlich-bequemen, der gestrigen Stadt. Dieses Düsseldorf hat nur noch wenig von dem, was die Lust und der Stolz der Großväter war. Straßennamen: auf neuen Tafeln an neuen Wänden, neue Geleise, neue Strukturen, und über den Dächern die neuen Herren der Stadt, Hochhäuser, unübersehbar, kühl und glatt und hochmütig steil. Eine neue Stadt ist entstanden, neue Menschen sind in die neuen Zellen des Riesenbaus geströmt: neue Menschen, veränderte Menschen, und die Stadt verwandelt sie alle sich an: Haus neben Haus neben Haus neben Haus. 540 000 Bürger zählte Düsseldorf vor dem letzten Kriege. 235 000 hausten 1945 noch in den Trümmer. 700 000 Einwohner sind es heute, 702 000, 703 000, und jeder fünfte ist von jenseits der Elbe, und den Kindern ist das Tilsiter Platt schon ein fremder Klang.

2. Stimme: Und nennen sich Düsseldorf?

1. Stimme: Sind Düsseldorf. Eine Stadt, die im Heute lebt, im Heute wirkt, im Heute das Heute bewundert und das Gestern im Gestern läßt. Das Neue, der Wandel und das Verwandeln gehören zum Wesen der Stadt, die immer gern Fremdes aufnahm und annahm, in der der Fremde stets etwas galt. Als der Knabe Heinrich Heine nach dem Einmarsch der Franzosen auf den Marktplatz kam:

4. Stimme: Da sah es jetzt ganz anders aus, es war, als ob die Welt neu angestrichen worden, ein neues Wappen hing am Rathause, das Eisengeländer an dessen Balkon war mit gestickten Sammetdecken überhängt, französische Grenadiere standen Schildwache, die

alten Herren Ratsherren hatten neue Gesichter angezogen und trugen ihre Sonntagsröcke und sahen sich an auf französisch und sprachen bon jour.

1. Stimme: So ist die Stadt in unserem Heute: nüchtern und wirtschaftswunderlich kess und ein wenig amerikanisch geworden: Haus neben Haus neben Haus nach sachlichen Plänen gesetzt, Stahl über Glas über Stahl getürmt, und mit harter Berechnung sind neue Straßen über die Trümmer gelegt, sind alte Maße zerbrochen worden für den Anspruch von schmutzigem Lack, schmutzigem Chrom.

2. Stimme: Und die Menschen?

1. Stimme: Sie sind da zu Hause. 700 000, Haus neben Haus neben Haus. Die Alten haben es schwer, unter der neuen glänzenden Nüchternheit den Erinnerungsschimmer zu finden. Die Namen stimmen nicht mehr, die Maße stimmen nicht mehr, die mächtigen Bäume der Kindheit sind klein geworden oder sind lange gefällt oder lange verbrannt, und die Augen im Spiegel der Königsallee sind fremde Augen: Wer bist du? Aber sie sind da zu Hause, 700 000, Alte und Junge, und die Alten schütteln die Köpfe, und die Jungen lernen, zu Hause zu sein in der neuen Stadt. Vielleicht lernen sie auch, die Jungen, den alten Düsseldorfer Grundsatz:

4: Stimme: Wat mer nit kann ändere, moß mer loße schlendere

3. Stimme: lernen es, gemütlich - „gemötlich" ist ein Düsseldorfer Wort, dessen Ton unübersetzbar ist - mit ihresgleichen beisammenzusitzen und die Welt eine ziemlich gute Welt sein zu lassen. Düsseldorf war von jeher eine gesellige Stadt, der Düsseldorfer

3. Stimme: wenn es ihn gibt?

1. Stimme: ein geselliger Mensch: lebt und läßt leben und lebt davon, daß andere leben lassen, und alles ist überflüssig, was ohne Not die Gemütlichkeit stört:

übertriebener Fleiß und übertriebene Sparsamkeit, übetriebener Eifer und übertriebene Grundsätze.

4. Stimme: Man kann ok alles överdrieve!

1. Stimme: Nur nicht die Gemütlichkeit. So daß das Absolute in Düsseldorf von jeher nicht besonders hoch im Kurs stand: Fanatiker und Philosophen finden hier keinen Widerhall, und auch die Kunst gedeiht in Düsseldorf am schönsten in ihren geselligen Formen, Arten und Abarten. Die Großen des Geistes waren meist nur Besucher im freundlich-gastlichen Düsseldorf, Gäste für ein paar Wochen, ein paar Jahre vielleicht, oder sie blieben und scheiterten, oder sie blieben und fügten sich ein ins gesellige Leben.

4. Stimme: Treiben wir mit frohem Sinn
Auf dem Bächlein, ohne Welle,
Hin und her, und her und hin.

1. Stimme: Hier wurden keine Bewegungen geboren, die der Welt ein neues Gesicht gaben. Düsseldorf war von jeher tolerant, es ließ und es läßt die Systeme nebeneinander gelten. Vielleicht ist es kein Zufall, daß der erste Bekämpfer des Hexenwahns in Deutschland, Johann Weir, Hofarzt in Düsseldorf war, und Friedrich von Spee, der ein dreiviertel Jahrhundert später gegen den Hexerwahn stritt, wurde in Kaiserswerth geboren. Allerdings, auch Düsseldorfs Toleranz ist nicht grundsätzlich: nicht so sehr ein Akt der Anerkennung der freien Gewissensentscheidung anderer Menschen, sondern mehr freundlicher Schlendrian: der andere wird es schon wissen.

2. Stimme: Lebt und läßt leben -

3. Stimme: Aber wovon?

1. Stimme: Gold, Stahl und Perlen, Papier, Leichtsinn, Eitelkeit. Perlen und Geld, Geld und Papier, Eitelkeit, Leichtsinn, Stahl, Gold, Papier, Spiegel und

Glas. Schönheit, Gelassenheit, Tand. Sie haben ein Hochhaus gesetzt in die Stadt, neben den Park des Kaisers Napoleon: drei steile Türme, drei Scheiben senkrecht empor, Sonnenbrandung in Stahl und Glas, so senkrecht, daß keine Neigung mehr hilft zu verstehen: senkrecht empor: Schönheit, Gelassenheit, Tand. Die gläsernen Linien werden hinaus in den Himmel geführt und hinauf, hinaus in das dunstige Blau, waagerecht, senkrecht, Kreuz über Kreuz über Kreuz, Winkel an Winkel an Winkel, und kein Halt außer der Erde. Nirgends sonst so ein Dreigetürm, einsam neben dem Park, einsam über der Erde, nirgends sonst so allein neben dem Silberschuh eines Riesen. Kreuz über Kreuz über Kreuz und empor und hinaus in den Himmelsdunst, senkrecht im Segelwind - ein Riese, der dich mit leisem Summen anhebt, emporhebt: die Lichter der roten Etagenzahlen eilen voraus und hinauf, und das 18. Stockwerk, gezählt, nicht gemeistert, breitet die Stadt dir zu Füßen: Dunst über winkligen Dächern, blau, da hängen die kleinen Wagen im Straßennetz, da bringen sie mühsam den Alltag nach Hause auf Kärrnerwegen, da rinnt der Zeitsand hinein in die dunklen Schluchten neben dem Strom, und der Strom umfängt mit breiter Bewegung das wuchernde Straßengewirr, legt seinen Arm um die Staat, greift gelassen hinein in das Ziegelgrau, schiebt sich vorbei, unter den Brücken hindurch, fließt vorüber zur Nacht hin, Spiegel von Sternen und Tand. Da liegt sie: eine Stadt am Rande, groß und mächtig und wirr, gebettet Ins Blau der Ebene, gehalten vom Blau des Stroms, eine große Stadt, irgendeine, die hier ihren Platz fand und ihren Namen, und es starb der Graf, der ihr Mauern baute, und es starben die Herren und Fürsten, die ihr den Glanz ihrer Herrlichkeit liehen, und es wohnen da unten 700 000, Haus neben Haus neben Haus neben Haus und Straße, an

Straße an Straße und morgen 800 000 vielleicht, 900 000, vielleicht.

2. Stimme: Vielleicht?

1. Stimme: Oder Sand und Sumpf und ein Strom, einmal: Da mündet ein Bach, und der Strom sinkt langsam zum Meer hin: gelassen, müde geworden und alt, langsam zum Ende hin, und die Stadt vergessen, das Bild.

BESCHREIBUNG EINER STADT: DÜSSELDORF
Erstsendung: Norddeutscher Rundfunk 22.7.1962.

Skeptische Psalmen

Variationen über den 130. Psalm, Vers 1 bis 6
(1962)

„Aus der Tiefe rufe ich, HErr, zu dir.
HErr, höre meine Stimme,
laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens!
So du willst, HErr, Sünden zurechnen,
HErr, wer wird bestehen?
Denn bei dir ist die Vergebung,
daß man dich fürchte.
Ich harre des HErrn;
meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort.
Meine Seele wartet auf den HErrn
von einer Morgenwache bis zu andern."

1.

Wenn es Nacht wird und ist Nacht
und wird Morgen wieder, wird Morgen,
und ich bin in der Dunkelheit, tief
in der Nacht, in der Dämmerung, tief
unter grauem Himmel, am Morgen,
und ich bin in der Tiefe mittags,
unter dem Himmel, unter dem Licht,
unter den Wolken, ich bin in der Tiefe,
mittags und nachts unter dem Himmel,
unter dem Sternenblau: ich rufe:
wer hört mich: ich rufe: wen rufe ich:
tief unter der Krone der Nacht,

tief unter dem Tagesgrau,
tief unter dem Tage rufe ich, tief
unter dem Himmel: ich rufe mir zu,
meine Stimme ruft mich, mein Echo
ruft mich, ruft mich: ich: ich weiß nicht,
weiß nicht: wer ruft mich unter dem Tage,
unter der Dämmerung, der Nacht:
ich weiß nicht die Stimme, weiß nicht:
ich rufe mich, tief in der Dunkelheit,
rufe mich: weiß nicht, weiß nicht warum.

2.

Wer zählt denn die Zeit, wer sticht
die Kontrolluhr: ist alles geregelt,
kümmere dich nicht, das Versäumte
wird nicht bezahlt, ist alles geregelt,
du bist nicht gemeint. Werda? Werda?
Wer ruft denn da, will denn da,
kann doch nicht. Werda? Ich bin es,
ich bin es nicht, bin's nicht gewesen.
Werda? Ich weiß nicht die Losung. Werda?
Ich weiß nicht: ich nicht und niemals.
Sünden gerechnet, gezählt: was ist das?
Wer weiß die Gebote? Wer sagt die Gebote?
Wer glaubt die Gebote? Ich weiß nicht:
ich nicht. Es gibt doch Bewährung,
die Strafe ist zeitlich, die Gitter
sind abgezählt. Aber nachts? Ich nicht.
Aber nachts, wenn das Kissen feucht wird?
Ich nicht, ich niemals: ich schlafe
nachts, wer zählt denn die Zeit, wer sticht
die Kontrolluhr: ich habe Tagschicht.
Werda? Ich nicht, ich niemals, ich nicht.
Man kann doch, warum denn nicht, kann
die Nacht doch, die Gitter, Tabletten,
das hilft gegen Schlaflosigkeit,
bestimmt hilft, ich weiß doch: du schläfst
wie niemals, so schläfst du: wer zählt denn?

3.

Daß man dich fürchte: wen fürchte,
wen denn? Ich nicht, ich fürchte
mich nicht, wenn sollte ich und warum?
Den tückischen Wind, der das Zeug
übers Meer bringt, den mag ich nicht,
diese verdächtigen Wolken, die den Enkeln
die Hände abschnüren, die Augen trüben,
die meine Enkel ermorden: die Wolken,
den Wind, die mag ich nicht. Aber was,
was kann ich schon tun? Also: ich lebe,
ich lebe bequem, und warum nicht,
und wenn ich alt bin, oder vorher,
werde ich sterben. Ich fürchte,
gewiß ich fürchte ein rotes Telefon,
irgendwo, aber was soll ich denn machen?
Ich fürchte, daß einer nicht ausgeruht ist
an dem Morgen, wenn er den Hebel drückt.
Aber was soll ich denn tun? Ich fürchte
die Unsicherheit eines tausendstel Gramms,
eines tausendstel Millimeters: den Irrtum,
der kann mich vernichten mit Wolken
oder im Seewind, der mordet die Enkel
und mich. Aber was sonst? Was denn?
Ich fürchte den Tod nicht. Warum denn?
Und sonst? Was kann ich denn tun?

4.

Sicher, das leise Stechen, links,
manchmal am Morgen, ist unangenehm,
und man weiß doch inzwischen,
man hat das schließlich gelesen; das ist
der Anfang, ein kleines Stechen am Morgen,
und dann, eines Tages, dann tickt
noch eine Minute, nicht mehr, niemals mehr.
Oder der braune Fleck unterm Kinn:
man weiß doch inzwischen: das wuchert

und wuchert und wächst, und einmal,
man liest das doch beinahe täglich,
der junge Mann nebenan hatte das auch,
zuerst diese Heiserkeit, man kennt das doch,
sicher, er rauchte zu viel, aber trotzdem:
das ist unangenehm, das mag ich nicht,
dieses Stechen links in der Brust,
oder du auf der Autobahn, hundertfünfzig,
wenn der Reifen jetzt: das gibt es,
das liest man täglich, und unangenehm,
daran zu denken. Das Ende schließlich,
und was dann kommt, du liebe Zeit,
man wird sehen. Aber dies, daß du weißt:
er ist da, er ist in dir oder neben dir,
auf der Gegenfahrbahn vielleicht, er ist da,
oder der braune Fleck, oder das Stechen,
links, manchmal am Morgen.

5.

Harren: ich harre nicht, warte nicht.
Hoffen: ich glaube nicht, hoffe nicht.
Hoffen und Harren: bin ich ein Narr?
Bin ich: wie die warten und meinen,
das lohnt sich: bin ich: wie die glauben
und hoffen und gehn in die Kirche, Sonntag
für Sonntag: bin ich: wie die lesen,
das ist da geschrieben vor Jahren, wer
weiß das genau: bin ich denn: ich,
ich bin doch nicht: Wachen und Beten,
was soll das schließlich: ich nicht,
ich bin doch nicht: schließlich, ich meine,
man hat seine Pflichten, man hat zu tun
und tut schon mehr als genug: Hoffen
und Harren: ich nicht, nicht ich, oder was?
Ich bin doch nicht: soll ich denn warten,
daß irgendwann irgendwer irgendwas? Bitte:
bin ich denn oder wer? Oder was? Oder?

6.

Aber wenn Nacht wird, wieder Nacht,
die Nacht kommt mit den alten Sternen,
und morgens erlöst dann die Dämmerung,
und der Tag ist da, Licht ist da,
tief unter dem Himmel: wer ruft da?
Werda? Wer weiß die Losung? Ich nicht.
Meine Stimmt ruft mich, mein Echo
ruft mich, ruft mich: ich weiß nicht,
was ich, ich weiß nicht, wann ich,
ich weiß nicht, wo und woher. Wer ruft
in der Tiefe unter dem Tagesgrau: ich:
rufe ich, stumm unter dem Sternenblau,
rufe ich, stumm geworden in Worten?
Ich bin in der Dunkelheit, rufe mich,
ich bin und ich weiß nicht und rufe,
weiß nicht, das Echo, ich weiß nicht:
Werda? Werda? Die alten Sterne
wissen die Losung nicht mehr. Werda?
Werda? Ich antworte nicht.

„Aus der Tiefe rufe ich, HErr, zu dir.
HErr, höre meine Stimme,
laß deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens!
So du willst, HErr, Sünden zurechnen,
HErr, wer wird bestehen?
Denn bei dir ist Vergebung
daß man dich fürchte.
Ich harre des HErrn;
meine Seele harret, und ich hoffe auf sein Wort.
Meine Seele wartet auf den HErrn
von einer Morgenwache bis zur andern".

Psalmen vor der Kirche

I.

Ich höre Worte und Worte und Worte;
ich weiß nicht, wessen Stimme ich höre.

Ich höre Stimmen, ich höre Schreien;
ich weiß nicht ob einer mich ruft.

Was da schallt auf dem offenen Markt,
ist nicht meine Sprache.

Ich höre, aber die Worte bleiben im Schatten.
Ich sehe, aber die Worte täuschen mit Klang.

Ich höre Lallen und Laute und Silben und Lieder,
ich höre Sprüche und Namen und Reden und Reim –

Worte und Worte und Worte;
aber ich höre nicht, weiß nicht das Wort.

II.

Ungeduldig warte ich vor dem Tor;
meine Ungeduld rüttelt an Gittern und Riegeln.

Meine Geduld blieb zurück im unverschlossenen Haus.
Mein Erbe heißt Zweifel.

Der Zweifel ist meine Stadt,
die hält mich und hält mich gefangen.

Meine Stadt ist voll Kostbarkeiten, Farben und Gold;
aber ihr Name ist Zweifel.

Die Mauertore sind offen, die Wächter schlafen in Turm;
aber ich kann die Stadt nicht verlassen.

Meine Stadt hält mich und hält mich frei;
in der freien Stadt bin ich gefangen.

III.

Auf dem Markt meiner Stadt sind Worte billige Ware:
Sprüche und Lieder und Namen und nichts.

Ich stehe vor dem verriegelten Tor, auf dem Markt,
am Pranger stehe ich, höre und höre.

Wie kann ich verstehen, was die anderen schreien?
Sie wissen nicht meine Sprache.

Einer schreit: Hier! Ich warte!
Einer schreit: Hier! Du mußt!

Einer schreit: Hier! Wir kommen!
Einer schreit: Hierher! Du sollst!

Sie haben nicht meine Sprache,
ich traue nicht ihren Sprüchen.

Hier! Hier! Hier! Ich höre ihr Reden,
ich kenne ihr Reden: Hier! Hier! Hier!

Ich habe meine Geduld verworfen.
Der Zweifel ist nicht geduldig.

IV.

Was ich lernte als Kind, weiß ich nicht mehr,
ich habe die großen Gebote vergessen,

die Sprüche und Lieder und Reden und Reime,
den Klang der Sprache, die ich lernte als Kind.

Einmal fand ich die Worte im Traum;
als ich erwachte, war ich allein.

Ich habe die Worte gesucht in meiner Stadt,
auf dem billigen Markt, vor dem verriegelten Tor,

ich habe gehorcht auf die Stimmen, das Schreien:
Sie waren verflogen, vergessen.

Ich stehe und singe ein Lied ohne Noten.
Mein Warten hat keine Worte.

V.

Ich weiß nicht, ob es dich gibt.
Ich kann dich nicht finden in meiner Stadt.

Meine Freude ist nicht beschrieben von dir,
sie hat keine Worte.

Meine Trauer ist unbeschrieben von dir,
ein weißes Blatt auf dem Tisch.

Papier ist billig und leicht, eine Feder,
der Wind treibt sie über den Markt.

Das Weiß ist meßbar, das Licht;
ich habe nicht Augen, die dich ertragen.

Ich habe Zahlen und Zahlen genug;
aber ich weiß, du läßt dich nicht zählen.

Dein Weiß ist nicht zu berechnen.
Die Zeiger schlagen zurück.

VI.

Ich habe dich früh gelernt;
geduldig lernte ich deine Gebote.

Ich habe Worte und Worte gelernt,
die ich nun höre von überall:

auf den Markt gestellt, an den Pranger gestellt,
vor das Tor gestellt, in die Menge,

die Hier! schreit und Hier! Hier! Hier!
Sie haben Worte und Worte genug.

Ich traue nicht den gelernten Worten,
nicht den Reimen der alten Lieder.

Ich habe die klingenden Worte vergessen.
Ich bin leer, ein unbeschriebenes Papier,

das der Wind nimmt und treibt es über den Markt,
und alle greifen danach und schreien: Hier!

Ich weiß nicht, ob es dich gibt.
Ich weiß nicht, wer meine Stadt gebaut hat,

wer die Ziegel brannte, den Stahl,
wer die Glocken hängte unter den Himmel.

Ich weiß nicht, ob dein Wort dieser Erde rief: Sei!
Ich weiß nicht, ob dein Fuß über das Wasser schritt,

ob deine Hand diese Hand formte: Sei!
Ich weiß nicht, ob es dich gibt.

Ob du warst, weiß ich nicht.
Ich weiß meinen Zweifel.

Ich habe dich ausgelernt: die Sprüche,
die klingenden Lieder, die Reden, die Namen.

Ich höre die Worte von überall her;
es sind Worte von gestern.

VII.

Wer baute mir meine Stadt?
Ihr Reichtum strahlt unter der Sonne,

ihre Straßen glänzen von Wagen und Gold,
ihre Dächer sind Freund mit den Wolken.

Meine Stadt hält mich und hält mich gefangen;
ich selbst glühte die Gitter hart.

Meine Stadt zwingt mich mit Mauern und Straßen;
ich selbst karrte die Steine.

Meine Stadt ist hoch getürmt über mir;
meine Wünsche waren ihr Maß.

Meine Stadt ist laut von Worten und Schreien;
ich selbst rufe: Hier! Hier!

Meine Stadt ist mein Heim und mein Haus;
sie ist reich an Wundern und Rätseln.

Ich habe Linden gepflanzt um mein Haus;
Augen nisten in ihren Kronen.

Ich habe einen Brunnen gebohrt vor dem Haus;
so klar ist das Wasser, daß niemand es trinkt.

Ich habe tausend Lichter geholt in mein Haus;
die Sonne schenkte ich fort.

Meine Türen habe ich fest mit Eisen bewehrt;
kein Dieb in der Nacht kommt in mein Haus.

Ich habe mir Schlaf gekauft und blühende Träume;
hier bin ich, hier halte ich aus.

VIII.

Ich weiß nicht, ob es dich gibt.
Ich habe mein Haus gebaut unter dem Himmel.

Der Himmel ist niemand zu eigen.
Der Zweifel gehört mir allein.

Ich weiß nicht, ob der Himmel dein Wort ist.
Das Sonnenblau ist nicht dein Wort,

es täuscht die Augen mit Glanz.
Dein Wort kann nicht täuschen.

Ich weiß nicht, ob die Erde dein Wort ist;
ich werde zu Erde, ich bin nicht dein Wort.

Ich habe Worte und Worte gehört und vergessen;
wenn es dich gibt, weißt du die Antwort.

Dein Wort ist neu, oder es ist nicht dein Wort;
deine Stimme ist neu, oder sie ist nicht.

Meine Stadt ist nicht deine Stadt;
aber die Mauern werden zerbrechen vor deinem Ruf,

wenn es dich gibt. Die Wunder der Stadt
werden zerfallen, wenn es dich gibt.

Dein Wasser wird sein wie Wein,
dein Haus wie ein Himmel und ohne Tor.

Wenn es dich gibt, werde ich blind sein vor dir;
meine Augen werden blind sein im Licht.

Wenn es dich gibt, wird mein Zweifel geduldig werden,
und alle Stimmen werden in einem rufen: Hier!

Und deine Stimme wird sprechen: Hier!, wenn es dich gibt.
Ich stehe in meiner Stadt, ich warte auf das Wort.

Törichte Strophen

Wem soll ich singen mein Lied? Wer hört
meine unbeholfenen Strophen?

Ich singe der Rose, deren Farbe verwelkte,die den Duft
ihres Mittags verlor.

Ich singe der unverständigen Erde, die sich in Unkraut
verschwendet.

Der Uhr singe ich, deren Feder zersprang; die Zeiger
halten die Zeit nicht mehr an –

den Liebenden, die sich dem Augenblick geben; sie hören
nichts als ihr Schweigen.

Ich singe dem Kind, das seinen Groschen vergeudet
für Windrad und Karussell,

dem Wind singe ich, der seine Stunde verspielt
mit dem roten Ballon.

Ich singe der Sonne, die ihr Mittagsleuchten ausgibt
für kleine Schatten,

der Lerche, die ihre Freude an einen tauben Himmel
verschenkt.

Wem soll ich singen? Ich singe nicht den Gerechten:
die hören nicht törichte Lieder.

Die gerecht sind und wissen alle Gebote und kennen die Noten
zu ihrem Heil

und sind sich sicher des Wegs: die wissen, was falsch ist
und wissen das Rechte,

die wissen die Armut der welken Rose und jäten
das windige Unkraut,

die teilen die Zeit auf nach Minuten und spotten
der Taubheit der Liebe

und machen Kinder zu Sparbuchbesitzern
und fangen den Wind ein für ihre Mühlen,

die schütteln die Köpfe über die Sonne, die sich ausgibt
für Schatten,

die hören nicht unbeholfene Strophen auf dem geraden Weg
ihres Heils.

Aber du, wenn es dich gibt, wenn du gnädig bist,
wie deine Propheten verkünden,

du wirst die ausgeblichene Rose nehmen, die Frucht des Unkrauts, die vergeudete Zeit,

wirst aufnehmen die Liebenden, die deine Gebote vergaßen,
und die unverständigen Kinder,

den nichtigen Wind und die närrische Sonne und die Lieder
von Toren, die auf dich warten.

SKEPTISCHE PSALMEN
Erstsendung: Westdeutscher Rundfunk 9.12.1962.
Weitere Sendungen: Radio Bremen.

Autoren-Musik
(1974)

Nadelgeräusch – *kurze Pause, dann wiederholt*:
Nadelgeräusch.

kurze Pause, dann die Stimme des Autors:

Ich hatte das aufbewahrt, dieses Geräusch, hatte es wiedergefunden eines Tages und aufbewahrt für irgendetwas, irgendwann. Ich hatte es wiedergefunden auf einem alten Hausboden, der damals längst nicht mehr mir gehörte. In meiner Kinderzeit war das unser Boden gewesen, eine enge, ziemlich steile Dachschräge unter lockeren Ziegelpfannen, halbdunkel und vollgestellt, vollgestopft mit staubigen Kommoden, Kisten, Kartons, der Krimskrams von Jahren und Zeiten – selbst nach der amtlich angeordneten Entrümpelung, Luftschutzmaßnahme vor dem Krieg, war viel zu viel Brennbares übrig geblieben. Ich hatte irgendetwas gesucht unter abgelegten Büchern und Briefen, vergessenem Spielzeug. Da hatte ich es gefunden, dieses Geräusch:

Nadelgeräusch

– ein Rauschen und Kratzen und Scharren, vertrauter Beginn einer Musik, die mir gehörte als Kind. Das waren Kinderschallplatten, kleine schwarze Scheiben in gelblichen Papierhüllen, auf die mit lilafarbenem Gummistempel der Name des Spielwarenhändlers gesetzt war: Heinrich Koch. Die Schallplatten waren ein Weihnachtsgeschenk gewesen, damals, 1930 oder 1931, vielleicht auch schon 1929 – ich weiß das nicht mehr genau, mein Bruder hat ein besseres Gedächtnis für Daten und Dinge von damals, den sollte ich fragen.

Ich fand die Schallplatten wieder, zwischen Aufsatzheften und Kinderbüchern, Lederstrumpf, Pimpf im Dienst, Viel Feind

viel Ehr', und ich bewahrte sie auf. Den Klang kannte ich noch, ich kannte ihn ganz genau, brauchte kein Grammophon, keinen Plattenspieler dafür: Im Schlaf wußte ich diesen Kinderklang, dünn und rauh und ein bißchen blechern, und ich kannte die Lieder, die Melodien von damals – wußte das alles so sicher, daß ich gar nicht daran dachte, die Platten aufzulegen und sie abzuspielen, zumal das kleine Kindergrammophon längst nicht mehr da war: zerspielt vor Jahrzehnten, überdreht die Feder, irgendwann war es in einer Abfallfuhre verschwunden. Es gab nur noch die Schallplatten, und die hatte ich im Gedächtnis:

„Trara, die Post ist da – "

Anmerkung für die Inszenierung: Hier und bei den folgenden Platten soll das Rillengeräusch vor dem Beginn und nach dem Ende der Aufnahme voll mitgespielt werden!

Die fröhlich gequetschte Stimme eines Sängers, der – für die lieben Kleinen – einen feschen Postillon mimte, dazu die brave Klavierstunden-Klavierbegleitung, gespielt von einer violetten Dame mit dicklichen Oberarmen – ich sah die beiden, ohne sie je gesehen zu haben – , auch das Rauschen der toten Rillen am Anfang und am Ende: Das alles war mir eingeprägt von unzählig wiederholten Augenblicken des Hörens: Es war und es ist wie damals und immer:

„Trara, die Post ist da, trara, die Post ist da – "

Das Kindergrammophon und zehn Schallplatten: Das muß im Jahre 1929 oder 1930 ein ziemlich kostbares Geschenk gewesen sein, geliefert von der Firma Heinrich Koch, drei Häuser die Straße entlang, ein kleiner Laden hinter zwei niedrigen Schaufenstern, in dem zu der Zeit schon nicht mehr Herr Heinrich Koch Kinderspielzeug und Leihbücher anbot, Papiere dazu, illustrierte Zeitungen und Beileidskarten mit schwarz geprägten Kreuzen und Kränzen, sondern Herr Rüting, vermutlich der Schwiegersohn des unbekannten Herrn Koch, Ludwig Rüting, der nebenher Schulbücher verkaufte, Tafeln und Griffel und auch die grellbunten Lackbilder, gestanzt mit Engeln und Ro-

sen und Maiglöckchengirlanden, Vergißmeinnicht, dies Dir zur bleibenden Erinnerung an Deine treue Schulfreundin Elfriede. Das Grammophon, ein schlichter Blechapparat mit aufgedrucktem Dekor in Weiß, Grün, Rot, Ranken rundherum, entsprach in seinen Abmessungen und in seiner Leistung genau den Schallplatten. Die Feder – rechts an der Seite war eine Öffnung, in die der Schlüssel gesteckt werden mußte – zog gerade eine einzige Platte durch; sie mußte jedesmal neu aufgezogen werden, wenn die Platte umgedreht oder gewechselt wurde, und für das längste Musikstück der Schallplattensammlung reichte die Federkraft nur knapp – das glückliche Ende der Zehn kleinen Negerlein klang immer ein wenig mühsam und dunkel:

„Zehn kleine Negerlein – "

Gefunden die Platten, zehn Stück in gelblichen Papierhüllen, zur Seite gelegt, abgelegt, aufbewahrt für irgendwann: Geräusche, Stimmen, Worte einer Zeit, die so entfernt und so vergangen war, so aus- und ab- und zuendegelebt, daß das Vergessen nicht mehr zu lohnen schien. Bei drei oder vier Umzügen wurden die Platten eingepackt, verladen mit hundert anderen überflüssigen Dingen, ausgepackt, wieder verwahrt, in anderen Schubladen, anderen Kartons – aufgehoben für später, für irgendetwas. Ich spielte die Platten nie. Aber ich wußte sie, jede einzeln und alle zusammen:

Collage aus Nadelgeräuschen sowie zusammen- und übereinandergeschnittenen „Zitaten" aus den verschiedenen Schallplatten, zuletzt übergehend in

„Die Parade der Zinnsoldaten"

Das war die „Parade der Zinnsoldaten", ein Salonstück für Kinder aus nationalem Hause, daß mir damals sehr gefiel. Mir leuchtete das als Kind durchaus ein, diese Collage aus Blasmusik und Kommandostimme, den Befehlston kannte ich ganz genau, dieses

„Stillgestanden!" – „Richteuch!",

den harten, kurzen, gequetschten Klang, der als schneidig galt bei Kronprinz, Leutnant, Unteroffizier:

„Augen gerade aus!" – „Abteilung – das Gewehr über!"

Das war der schneidige Ton vom Sonntagvormittag, wenn mein Vater, vaterländisch gesinnt, zum Dienst ging. Mein Vater hatte dreierlei Uniformen im Schrank: die dunkelblaue der Freiwilligen Feuerwehr, dazu ein prächtiger Helm wie aus Kaisers Zeiten; die grüne der Schützengilde mit angenähten Silbermedaillen, am Hut eine kesse Feder; und schließlich die wichtigste, die ernste und eigentlich ehrenvolle, der feldgraue Waffenrock des Vaterlandsverteidigers, die Uniform des nationalen Frontsoldatenbundes „Stahlhelm". Mein Vater stand überall schlicht im Glied, er war kein Führer und kein Offizier, war offenbar auch kein besonderer Held gewesen in jenem Kriege, der in meinen Schul- und Jugendbüchern ausgiebig als der Große Krieg gewürdigt wurde. Mein Vater war ein stiller, etwas schüchterner Mann, der eher litt als daß er leiden machte. Aber er tat seine Pflicht so, wie er das gelernt hatte: fraglos – tat das, was er für seine Pflicht hielt, obwohl er sicher manchmal anderes lieber getan hätte. Über seinem Schreibtisch hing ein Bild Friedrich II. von Preußen – ohne jeden Zweifel anerkannt als Friedrich der Große, als der Alte Fritz verehrt – , und ich nehme an, daß meinem Vater beim Klang des Hohenfriedberger Marsches der Puls genau so ein wenig schneller ging wie seinen Söhnen: so wie er das gelernt hatte, wie wir das lernten, damals:

„Hohenfriedberger Marsch"

Das war der Marsch des Großen Königs, in gleichem Schritt und Tritt, der Marsch einer Großen Zeit, gelernt und verstanden und nie vergessen, wie es in allen Lesebüchern stand und wie es auch im Film zu sehen und zu bewundern war: Otto Gebühr als der Große König, er spielte den König nicht, er war der König und Held. Hier ruhten fest und unantastbar, im Grunde unbegreifbar, die ewigen Worte der deutschen Nation, feldgrau und unbesiegt im Felde, jene schwarz-weiß-rote Welt, in deren

Sicherheiten ich aufwuchs. Ehre und Fahnen und Trommeln und Mannesmut und Gehorsam galten als hoch und heilig in dieser Welt, und auch die Uniformen: Es wird 1930 gewesen sein oder 1931, als wir sonntags ausfuhren im Opel P4, zu einem „Stahlhelm"-Appell im Nachbarsort; meine Mutter hatte die Uniform meines Vaters auf dem Schoß, als wir in eine Stauung gerieten am Stadtausgang, ein Aufmarsch des sozialdemokratischen Fronkämpferverbandes „Reichsbanner", Männer in olivfarbenen Windjacken, die andere Ideale, vielleicht auch andere Vorstellungen von Mannesmut und Gehorsam, die vor allem aber andere Uniformen und andere Fahnen hatten – „schwarz-rot-senf" hieß die republikanische Reichsfahne verächtlich bei uns. Die sahen den „Stahlhelm"-Waffenrock, schimpften und drohten, rissen die Wagentür auf, rüttelten das Auto, warfen es beinahe um, bis ein Geschäftsfreund meines Vater uns rettete und die Uniform. Und am Heldengedenktag, im grauen November, wurde die alte Reichskriegsflagge gesenkt an dem Ehrenmal, das die Bürger unserer Stadt, Kameraden des Großen Krieges allesamt, errichtet hatten aus grob behauenen Feldsteinen, damit die Fahnen für die gefallenen Kameraden an einem würdigen Ort gesenkt werden könnten zum Lied von Guten Kameraden. Das blies dann und trommelte in feldgrauer Uniform die „Stahlhelm-Kapelle" Hans Speth, die sonst als grüne Jäger-Kapelle für die musikalische Umrahmung der bürgerlichen Fest- und Feierstunden sorgte und später als braune SA-Kapelle das gleiche tat. Hans Speth war ein angesehener Mann in unserer Stadt, dick und stramm und fröhlich in seinen verschiedenen Uniformen, ein Freund der Heimat und der Kinder, die unter seinem Taktstock im großen Saal des Hotels „Germania" Walzer, Polka und Rheinländer lernten. Das Lied vom Guten Kameraden fehlte auch nicht in meiner Plattensammlung, allerdings ohne den tränentiefen Trompetenton der Blaskapelle Hans Speth – nur mit Klavierbegleitung:

„Ich hatt' einen Kameraden"

Solche Musik klingt heute, zumal als bemühter Kunstgesang, fast nur noch komisch, vor allem für die Jüngeren und Jungen, die nicht mehr antreten zum Volkstrauertag – der früher „Heldengedenktag" hieß – und nicht mehr zu Ehrenmälern marschie-

ren, um Fahnen zu senken und Tote zu ehren und dumpfe Trauergefühle zu erleben, mit denen frühere Generationen auf den jeweils nächsten Krieg vorbereitet wurden. Zwar gibt es noch immer Vereine, in denen älter und einsamer werdende Männer – oft nun schon Greise – die alten Fahnen hochzuhalten versuchen, die deutsche Treue als das Mark der deutschen Ehre, und immer wieder die ehrfürchtig gespannten Gesichter über den mühselig in der Waagerechten gehaltenen Fahnen, wenn wieder ein alter Kamerad – . Aber selbst blinde Nostalgie kann den eigenartigen Hintergrund von nationalen Gefühlen – das, was man damals den Glauben an Deutschland nannte – nicht wieder vergegenwärtigen: Das Absterbende, Abgestorbene bleibt zurück in der Zeit, in der Vergangenheit. Jede Epoche hat ihre eigenen Emotionen und ihre eigenen Sentimentalitäten, und die erwachsenen Kinder der Kriegsgeneration können sich einfach nicht mehr vorstellen, mit welchen heiligen Schauern – buchstäblich: Schauern – ihre Eltern seinerzeit auf vaterländische Töne reagierten, genau so wie ihnen unverständlich bleiben die anderen Koordinaten jener längst vergangenen Eltern-Kindheit, etwa das soziale und das persönliche Rollenspiel, das ihre Großeltern und Eltern als selbstverständlich übernahmen und annahmen als die einzig mögliche, einzig gültige Struktur einer vorgegebenen, gottgegebenen, gottgewollten Welt:

„Wollt ihr wissen – "

Diese Welt war heil, verläßlich, in sich stimmig und geschlossen, die Rollen darin waren ein für allemal festgelegt: Die kleinen Mädchen wiegten – natürlich – Püppchen, die Knaben knallten – natürlich – mit der Peitsche, die jungen Damen drehten Löckchen, die alten Damen – natürlich – strickten Strümpfe. Alles drehte sich in vorgezeichneten Gleichmaß herum, und darüber wachte schirmend und schützend, behütend und wahrend, sorgend und sichernd der alte bärtige Gottvater, der Sterne und Menschen sorglich gezählt hatte und niemanden vergaß, niemanden verließ, jedenfalls niemanden von denen, die ihm und seiner großen Güte und Fürsorge vertrauten:
„Weißt du, wieviel Sternlein stehen?"

Das ist so vergangen wie die Moden von damals, Kniehosen und Marineanzüge auf verblichenen Strandfotos: Es läßt sich lächeln darüber, es läßt sich auch spotten, das kostet nichts, und vor allem diejenigen haben es leicht, die inzwischen eine neue Wahrheit gefunden haben, mit der wieder alles bestimmt und alles erklärt und ein für allemal festgelegt werden kann – eine neue Mode, deren lange Mähnen und unordentliche Kleider allerdings auch schon wieder ein wenig gestrig, ein wenig lächerlich anmuten. Ich neige – was Wunder – selber dazu, diese meine eingetrocknete, überstaubte, hohle Vergangenheit ironisch beseite zu schieben, mit dem gleichen Kopfschütteln wie die Besitzer der neuen Wahrheiten, obwohl ich selbst keine anderen Sicherheiten mehr gefunden habe. Aber ich weiß inzwischen, 50 Jahre alt geworden und längst über die Lebensmitte hinaus, wie vergänglich Erkenntnisse, Haltungen, Sicherheiten sind, meine eigenen wie die von gestern und übermorgen, und mir scheint, daß die tötende Satire nur Leichenfledderei ist, wenn sie sich nur mit Vergangenem abgibt. Einfach ist es, sich abzuwenden von dem, was war und vorbei ist, einfach zu sagen: Ich mag das nicht mehr, das alles, und am einfachsten ist es, darüber zu lachen, zu höhnen: Wie konnten die nur so dumm sein?! Dummheit, fürchte ich, ist ein ziemlich konstanter Faktor in dem Bereich, den man den menschlichen Geist zu nennen pflegt. Das Lachen der Spötter von heute dürfte das gleiche sein wie das der Spötter von morgen; der einzige Unterschied: daß jeweils eine andere Vergangenheit gemeint ist.

Collage ähnlich wie vorher aus Nadelgeräuschen sowie zusammen- und übereinandergeschnittenen „Zitaten" aus den verschiedenen, bisher gespielten Schallplatten

Übrigens wird es gewiß nicht mein Vater gewesen sein, der auf den Gedanken kam, seinen Söhnen ein Kindergrammophon und zehn Schallplatten zu kaufen: Meine Mutter, die selbst ein bißchen Klavier spielte und ein bißchen sang, auch ein bißchen gemalt hatte in ihrer Höhere-Tochter-Jugend, und in ihrem Elternhaus hatte es sogar schon ein Grammophon gegeben – ich erinnere mich deutlich, wie aus dem Trichter zum erstenmal „Die Mühle im Schwarzwald" klang – , meine Mutter also wird

darauf gekommen sein, daß Musik – und diese Musik – gut sei für ihre Söhne, für die Entwicklung und Bildung der jungen Seelen, und also wurde sie gekauft, gespielt, gehört und wieder gehört, aufbewahrt und behalten.

Jetzt will ich diese Schallplatten nicht länger verwahren, will sie nicht mehr aufbewahren als Material für irgendetwas, irgendwann. Ich will sie abspielen, noch einmal, jetzt, und ich will sie dann nicht mehr haben. Als ich sie wiederfand, damals, im staubigen Halbdunkel unseres Hausbodens – das muß in den nüchternen 50er Jahren gewesen sein, die inzwischen schon einen verklärenden Schimmer erhalten haben: ich war Mitte 30, und ich wußte damals, was Welt war und Zeit und Geschichte, ich wußte auch ziemlich sicher, was alles falsch gemacht und falsch gelaufen war in diesem Jahrhundert, bis 1945 und danach, wußte vor allem genau, was jetzt besser zu tun wäre, und für die alten Leute, die damals 50 waren oder noch älter, hatte ich kühle, nüchterne Ratschläge bereit und gelegentlich ein Kopfschütteln, das ich kaum verbarg, obwohl es nichts helfen konnte, das wußte ich auch – , da war schon nichts mehr zu ändern, nur Altern und Alter und Tod konnten noch wirklich Veränderung bringen: Damals, als ich die Kinderschallplatten wiederfand unter der Dachbodenschräge, zwischen halb vergessenen Büchern und Briefen, legte ich sie für mich zu Seite: Zeugnisse, das wußte ich, Zeugnisse und Zeugen meiner Erziehung mit Singsang und Klingklang, die alle Merkmale des Engen, Beschränkten, Kleinbürgerlichen getragen hatte.

„Fuchs, du hast die Gans gestohlen"

Das klingt für mich noch immer vertraut, und gleichzeitig höre ich alles das darin, was ich später erkannte: die Urteile und Vorurteile jener Zeit, in der ich Kind war, die unreflektierte Beschränktheit, das Böse. Trotzdem hat diese Musik für mich heute einen anderen Klang als vor zehn oder 15 Jahren. Die Welt hat sich verändert in diesen Jahren, und ich bin anders geworden in dieser veränderten Welt. Mit 50, das ist erwiesen, hört man nur noch einen Teil dessen, was an Geräusch die Welt erfüllt – 12000 Hertz vielleicht oder 13000 – , während junge Ohren mühelos 18000 Hertz oder noch mehr aufnehmen können: Das

sind wissenschaftlich belegte Zahlen, und manchmal scheint es mir nur noch eine Frage des Weiterlebens, bis die Tonlosigkeit, die Stille mich einholen wird. Doch wenn ich die alten Schallplatten jetzt spiele, dann höre ich trotzdem mehr als früher: Ich weiß mehr, und ich habe mehr Wissen hinter mich gebracht. Die alten Leute von damals, die unverständigen Kleinbürger mit ihren Pflichten und Fahnen und Ehrfürchtigkeiten, sie sind inzwischen Großeltern geworden, Urgroßeltern vielleicht, und die meisten sind dann gestorben, sie haben sich gegenseitig begraben mit den Ehren, die sie kannten: Musik und Kränze und Reden und gesenkte Fahnen. Der Spott greift nicht mehr bei Toten, die Lächerlichkeit trifft niemanden mehr, der seine Zeit zuendegelebt hat. Deshalb ist es Zeit für mich, die Kinderschalplatten fortzugeben. Die krächzenden Klänge habe ich im Gedächtnis, die Reime kenne ich auswendig, meine Erinnerungen nimmt mir niemand fort.

„Alle meine Entchen – ”

Das sind Lieder von damals und die Weisen von damals, der genau abgemessene Klang in einer Welt, die noch keine Radioberieselung kannte:

„Die Mühle im Schwarzwald”

Es waren die gleichen Weisen, die Hans Speth mit seiner Blaskapelle am Sonntagmorgen auf dem Marktplatz im Platzkonzert spielte, stramm und fröhlich, mit exakten Schlägen seines Taktstocks Tuba, Trompete und Posaune in die Tiefen des deutschen Gemütes lenkend: „Die Mühle im Schwarzwald”, Mensch und Natur in fraglosem Einklang, oder

„Das träumende Schneeglöckchen”

Klänge von gestern, von vorvorgestern. Ich gebe sie fort, hier, heute, jetzt. Wofür noch aufbewahren, was nichts mehr bedeutet und bestimmt nichts mehr ändert? Ich weiß heute nicht mehr so sicher, 50 Jahre alt und nur noch 13000 Hertz hörend oder 12000, nicht mehr so sicher wie damals, was Welt ist und Zeit

und Geschichte, und ich bin nicht mehr so überzeugt von meinen Ratschlägen, wie alles anders und besser zu machen wäre.

Und ich mag nicht mehr sparen.

Ich mag nicht mehr Dinge zusammenhalten für eine Rechnung, deren Summe möglicherweise nie gezogen, deren Schuld vielleicht nie beglichen werden wird. Schon das Alltägliche, das Unvermeidliche wird immer lästiger, das Beieinanderhalten dessen, was ich habe, was ich zusammengebracht habe in meinen Jahren: Zahlen, Konten, Papiere, auch Urkunden, Zeugnisse, alte Briefe und die grauen Durchschläge der Briefe, die ich selber geschrieben habe, die zahllosen Bilder, Stapel von ungeordneten Fotos, was wäre auch Ordnung gegen Vergänglichkeit, und dann die Erinnerungen, Menschen vor allem, die längst erwachsenen Kinder, die trotzdem Kinder bleiben, die Freunde, Freundinnen, wann wen geliebt, die Verwandten auch, die älter werden und sterben und doch nicht aus meinem Leben gehen: alt geworden und tot – und plötzlich schon wieder ein bißchen jünger, zurückgeblieben in der Zeit und dann schon jünger als ich selbst: all dies, das ich weiß und wissen muß und manchmal nicht weiß, nicht wissen will, nicht mehr, gesammeltes Vergessen – nicht daran rühren!

Ich mag nicht mehr sammeln, ich mag nicht mehr sparen, ich gebe aus jetzt und fort. 50 Jahre bin ich alt, eine runde Zahl – ich erinnere mich gut, wie früher die alten Männer 50 wurden, wie sie ihre 50 feierten, als wäre das etwas, etwas gewesen, vielleicht stand sogar eine kleine Notiz auf der Lokalseite der Lokalzeitung: 50 Jahre herum und geschafft, eine runde, ausgestellte Zahl, die niemand ernsthaft mit 2 malnehmen mochte – die Zahl als eine Ehre und ein Verdienst, beinahe ein Orden, geprägt und gerahmt und beiseite gelegt, unauffällig: Ich bin doch noch jung, jugendlich, ziemlich, nicht wahr, ziemlich jung noch, noch leistungsfähig, noch – . Mir schien das lächerlich damals: 50 – ja und? Lächerlich ist es geblieben für mich, obwohl ich jetzt mehr weiß von der bösen Zahl 50 und ihrer Last, obwohl ich sie selbst jetzt spüre in ihrer Lästigkeit, diese gelebte, gezählte Zeit, die eingestellt ist in einen breiten, bunten, vollen Abschnitt bis dahin, bis zu der 50, und auf der anderen Seite der geschätzte Rest von acht oder 18 oder 27 Jahren, wer weiß das schon: Viel-

leicht nur noch ein schmaler, karger, schäbiger Brocken Zeit, und wenn es Gnade war – aber was ist das schon: Gnade?

Unnütz das Sammeln, Verwahren, das Beiseitelegen für später, für irgendwann, das Ordnen, Zählen, Besitzen, Besitzenwollen. Ich habe genug gespart, Ketten genug, Gewichte, die niemand mir nimmt, die niemand haben will, solange ich lebe: Niemand kann übernehmen, was mir gehört. Die Zahlen ja, die Konten ja, die Urkunden und Stempel, soweit und solange sie nützlich sind – die brauchen kein Testament, da finden sich Erben. Aber das andere, das, was ich bin, was ich war: mein Leben von irgendwann bis heute, und die Wörter, die ich gefunden habe in diesem Leben, mit denen mein Leben begann zu der Zeit, als ich die ersten Zeilen zusammenbrachte, zusammenreimte zwei Zeilen, vier Zeilen, von mir gemacht und verbunden und mein: sie schienen mir mein zu sein, damals, und auf eine seltsame Weise sind sie auch mein geblieben. Das nimmt mir niemand, das kann ich fortgeben ohne zu rechnen.

Die ersten Zeilen: Das muß gerade die Zeit der Kinderschallplatten gewesen sein, die mir gehörten damals, zusammen mit meinem älteren Bruder, der ein Stück besonders liebte, ich weiß es noch ganz genau, „Gold und Silber" von einem Musiker, der Lehar hieß, der fremde Name war auf der Platte zu lesen:

„Gold und Silber"

Weshalb mein Bruder diese Musik besonders gern mochte, wußte ich nicht, weiß ich bis heute nicht, ich habe es niemals erfahren. Wahrscheinlich hatte mein Bruder mehr Sinn für ästhetische Gebilde als ich. Mir war das Lied vom Doktor Eisenbart interessanter:

„Ich bin der Doktor Eisenbart"

Im übrigen hörte ich auf die fremdartig anmutenden Rhythmen, die auf der Rückseite von „Gold und Silber" aufgezeichnet waren, eine beinahe verboten klingende Musik mit dem frivolen Titel „Seit wann bläst die Großmama Posaune" – ein Foxtrott, wie auf dem Etikett vermerkt war: etwas ganz und gar Frem-

des, das seine Faszination aus eben dieser Fremdartigkeit, Andersartigkeit zog:

„Seit wann bläst die Großmama Posaune?"

Aufbewahrt auch dies, bis heute, und fortgegeben jetzt wie die andere Musik jener Zeit, die anderen Platten. Es waren nur noch neun Platten zuletzt, ein paar davon beschädigt, zerkratzt, gesprungen. Die zehnte Platte ist irgendwann verlorengegangen, ich weiß nicht wann und wo, weiß nur noch den einen Titel: „Wer will unter die Soldaten?!" – unvergeßlich für mich:
(*gesungen und gesummt vom Autor:*) „Wer will unter die Soldaten – der muß haben ein Gewehr, der muß haben ein Gewehr".
Das ist sehr lange her, sehr lange vorbei, längst schon nicht mehr ernst genommen, jedenfalls hier nicht, nicht bei uns, und darüber bin ich froh. Allerdings frage ich mich, und ich frage mich heute öfter als früher, ob man nicht auch das Gewesene, das Vergangene und Überlebte wissen und kennen muß, wenn man die eigene Zeit richtig erkennen will.
Eine Antwort habe ich nicht – oder doch nur eine Antwort, die für mich selbst gilt, nur für mich. Andere müssen ihre Fragen und ihre Antworten selber finden.

Nadelgeräusch wie zu Anfang, langsam ausblendend.

AUTOREN-MUSIK
Erstsendung: Süddeutscher Rundfunk 22.4.1974.

Wo uns der Schuh drückt

Wahlversammlung im „Weißen Pferdchen“
(1964)

Stimmen:
Erzähler
5 Sprecher

1. Sprecher: „Wir erlauben uns, Sie auf eine Wahlversammlung der Christlich Demokratischen Union, Ortsverband Bergisch Gladbach, aufmerksam zu machen, die im Stadtteil Hand am Dienstag, 22. September 1964, um 20 Uhr in der Gaststätte ‘Zum weißen Pferdchen’ (Handstraße 89) stattfindet. In dieser Versammlung werden die neuen Kandidaten der CDU für Stadtrat und Kreistag vorgestellt. Es wäre uns eine besondere Ehre, wenn wir mit Ihrem Erscheinen rechnen dürften.“

Erzähler: Soll ich? Die ‘besondere Ehre’ ist vorgedruckt, natürlich freuen die sich über jeden, der kommt. Aber was soll ich da? Dienstag – da gibt es abends einen Spielfilm im Ersten Programm, im Zweiten auch. Was soll ich im ‘Weißen Pferdchen’? Steht doch schon alles in der Broschüre, da auf dem Tisch.

1. Sprecher: „An alle Haushaltungen!”

Erzähler: Sauber gedruckt auf Kunstdruckpapier, da wird nicht gespart.

1. Sprecher: „Unsere Stadt – in der wir leben!”

Erzähler: Knallrote Schrift vor dem malerischen Grau des Rathausbildes, nicht schlecht gemacht.

1. Sprecher: „In eine gute Zukunft – CDU!"

Erzähler: Schwarze Schrift auf rotem Grund und rundherum Bildchen: Hochhaus, Kirche, Bagger, Fachwerk, Schwimmbad, und zufriedene Rentner im sonnigen Park.

1. Sprecher: „Liebe Mitbürger und Mitbürgerinnen!"

Erzähler: Na ja. Man sollte ja doch. Wer ist denn eigentlich aufgestellt in unserem Bezirk? Wahlbenachrichtigung – natürlich verlegt. Aber wählen kann man auch so. Ja. Aber wen?

1. Sprecher: „Hallo, Nachbar!"

Erzähler: Rote Schrift, Ausrufezeichen.

1. Sprecher: „Worauf es ankommt!"

Erzähler: Soll man das lesen?

1. Sprecher: „Ein Dornröschenschlaf – ."

Erzähler: Altertümlich grün, dornige Fraktur.

1. Sprecher: „Ein Dornröschenschlaf ist nicht das Kennzeichen unserer Zeit, sondern eine stürmische Aufwärtsentwicklung."

Erzähler: Muß an Tucholsky denken, Werbekunst oder Der Text unserer Anzeigen: „Daher sollten auch Sie nicht versäumen, 'Lissauers Stuhlzäpfchen' zu gebrauchen, die, rassig, edel und einfach in vornehmer Linienführung, dem Geist unserer Zeit entsprechen."

1. Sprecher: „Sondern eine stürmische Aufwärtsentwicklung!"

Erzähler: Satire ist wenig gefragt, ganz bestimmt nicht Tucholsky, jedenfalls nicht im 'Weißen Pferdchen', da würde er höchstens das ehrende Attribut „zersetzend" bekommen.

1. Sprecher: „Wir leben in einer erregenden Welt. Nachrichten überstürzen sich, Zeitungen, Rundfunk und

Fernsehen steigern ihr Tempo, um immer schneller die Neuigkeiten aus aller Welt an uns heranzutragen. Düsenclipper jagen immer rasanter über Länder und Ozeane: Unser Globus wird klein“,

Erzähler: schreibt der 1. Vorsitzende der CDU Bergisch Gladbach seinen lieben Mitbürgern und Mitbürgerinnen im Kunstdruckprospekt.

1. Sprecher: „Und doch gibt es noch unendliche Weiten. Treffen sich zwei Gladbacher an irgendeinem entlegenen Winkel unseres Planeten – und es kommt öfter vor, als wir denken – , kreist ihr Gespräch um die Heimat, um die Stadt, in der wir leben. Und um ihr Schicksal geht es am letzten Sonntag im Monat September, am 27. bei der Kommunalwahl.”

Erzähler: Sicher – so ist das. So ist das wohl. Deshalb die Wahlversammlung im „Weißen Pferdchen“, Dienstag um 20 Uhr. Eigentlich sollte man doch mal – . Gehn wir mal hin.

1. Sprecher: „Wir haben die Freiheit uns zu entscheiden und wir haben das Angebot der Christlich Demokratischen Union, der CDU: Bewährte Kräfte und befähigten politischer Nachwuchs.“

Erzähler: Zu dem auch der Kandidat unseres Wahlbezirks gehören muß – Nr. 12 ist es, die Wahlbenachrichtigung lag doch auf dem Schreibtisch – Franz-Josef B. heißt der Kandidat, der nette Herr links um die Ecke. 38 ist er erst alt – hatte ihn wesentlich älter geschätzt, aber natürlich:

1. Spreche: „– hat fünf Kinder und ist nach Philologiestudium Geschäftsführer einer kirchlichen Filmstelle in Köln, Referent der Film- und Fernsehliga, Verwaltungsmitglied des Katholischen Filmwerks in Rottenburg.“

Erzähler: Grau, rund, freundlich sitzt er am Tisch links

neben dem Eingang, hinter der Schiebetür, umgeben von Freunden, Parteifreunden, Mitbürgern. Rechts an der Theke ist Betrieb: Bier, Bier, der Wirt in weißer Schürze, dahinter dudelt das Radio, Bier, die Männer stehen gemütlich gegen die Theke gelehnt, einige haben den Hut auf, als wollten sie gleich wieder gehn, aber sie bleiben. Bier. Sie sind zufrieden. Die Glücksautomaten – drei stehen rings an den Wänden des Schankraums – werden nicht benutzt. Der Pfarrer ist auch nicht dafür.

1. Sprecher: „Gut ausgewählt – hat die CDU auch zu den kommenden Kommunalwahlen ihre Kandidaten".

Erzähler: Neben Franz-Josef B. ist auch der zweite Kandidat gekommen, Wilhelm O., Nachbar rechts um die Ecke, ein freundlicher, höflicher Mann. Wir haben mal miteinander gesprochen vor längerer Zeit, anderthalb Jahren. Wir grüßen uns freundlich und höflich seitdem, aber mehr nicht. Lange dachte ich, ich hätte ihm irgendwas angetan. Später fiel mir dann ein, ich hatte bei unserem Gespräch meine Ansicht über die Bonner Regierungspolitik einfließen lassen. Na ja.

1. Sprecher: „Ein Glück für uns alle war Konrad Adenauer, der erste Kanzler, der das Tor zur Welt wieder öffnete!"

Erzähler: Wir grüßen uns freundlich, Nachbar Wilhelm O. und ich, auch im „Weißen Pferdchen". Der Saal ist nicht groß, eigentlich mehr ein größeres Zimmer, sechs mal zehn Meter: drei Fenster an der linken Seite, die Fensterbänke mit Blattpflanzen besetzt, rechts zwei mächtige Ölgemälde, eingerahmt von kupfernen Wandleuchtern mit Kerzen, die noch nie angezündet worden sind. An der Frontwand steht ein Klavier, darauf ein Fernsehapparat mit blauschimmernder Scheibe, darauf die goldene Zimmerantenne, daneben zwei Blattpflanzen, Amaryllen. Davor die Tische, zehn quadratische

Tische mit je vier Stühlen, auf allen die gleichen Decken mit kleinen Farbquadraten in Braun und in Rot, Stapel von Bierdeckeln darauf, Aschenbecher. Und auf dem Tisch unter dem Fernsehschirm ein roter Dahlienstrauß.

19 Uhr 55. Die Wahlbroschüren werden verteilt.

1. Sprecher: „In eine gute Zukunft – CDU!"

Erzähler: In der Kandidatenecke wächst die Freundestraube, schon werden zwei Tische zusammengerückt. Man kennt sich. Händeschütteln, Wie geht's? Schulterklopfen. Wird schon werden. Hier haben wir immer CDU gewählt. Die glauben doch nicht – ?

1. Sprecher: „Hallo, Nachbar!"

Erzähler: Plötzlich sind alle Stühle besetzt. 20 Uhr. Neue Stühle werden hereingetragen, die Theke leert sich, die Wirtin bringt neues Bier an die Tische. Eine Männerversammlung: Bier, Zigarren, kräftiges Stühlerücken. An den Garderobenhaken ordentliche Hüte, solide Spazierstöcke, Die Jugend ist vertreten durch einen 17jährigen mit kurzen Lederhosen, offenem Gesicht, wahrscheinlich der Sohn von irgendjemand. Die andern sind längst über 30, über 40 die meisten, über 50, 60: Erfahrung, Gesetzheit, Wissen, was man hat. Sie wissen, was sie zu wählen haben. Sie sind sich einig. Sie sind zufrieden, soweit. Um jeden Tisch sitzen jetzt sechs oder sieben. Blauer Qualm vernebelt die Deckenlampen. Der Wirt schaltet die Wandleuchter ein. Auch eine Frau ist gekommen, im Prospekt zu erkennen: Stadtverordnete seit ewig.

1.Sprecher: „Aus christlicher Verantwortung hat sie ihr Verhältnis zum Nächsten gestaltet".

Erzähler: Und noch eine Frau, sieht gar nicht so dumm aus – Reserveliste.

1.Sprecher: „deren Aufgeschlossenheit für geistige Aufgaben

sich auch in ihrer Arbeit für die Evangelische Akademikerschaft des Rheinlandes auswirkt".

Erzähler: Und noch eine, eine Kleine, fast nicht mehr zu sehen im Zigarrenqualm.

1.Sprecher: „Und es ist eine Freude, wenn man der immer lustigen Diplom-Volkswirtin begegnet".

Erzähler: Na ja. Woll'n mal sehn. 20 Uhr 7. Die Gespräche sind laut, freundschaftlich laut. Sie sind einer Meinung, alle, oder doch beinahe alle. Sonst wären sie gar nicht hier. Sie kennen sich: Schützenverein, Sportverein, Bürgerverein – und auch vom Kirchgang, sonntags. Man weiß, was man hat. Man weiß, was man wählt.

2. Sprecher: „Soll'n doch froh sein, daß die CDU am Ruder ist. Uns geht es doch blendend"

Erzähler: sagt einer, und keiner sagt etwas dagegen. 20 Uhr 9. Sie sollen nun endlich anfangen. 20 Uhr 10. Noch ein Bier. Endlich: 20 Uhr 18. Der Vorsitzende an dem Tisch mit dem roten Dahlienstrauß steht auf.

4. Sprecher: „Meine sehr verehrten Damen und Herren – "

Erzähler: und kennt sein Thema und kennt seine Leute:

1. Sprecher: „Wir wissen, was die Bergisch Gladbacher wollen: Tatsachen!"

Erzähler: Und Tatsache ist, daß die CDU bisher und seit langem die Mehrheit im Stadtrat hatte.

1. Sprecher: „Und wenn ich sage, daß gute und ersprießliche Arbeit geleistet worden ist, so ist das keine Überheblichkeit!"

Erzähler: Und alle nicken, beinahe alle, und alle wissen, was der 1. Vorsitzende sagt: daß die CDU ihre Mehrheit nicht für sich ausgenutzt hat, daß sie harmonisch mit den anderen Fraktionen zusammengearbeitet hat.

1. Sprecher: „Das ist ein großes Verdienst, das man nicht hoch genug einschätzen kann!"

Erzähler: sagt der 1. Vorsitzende, und überhaupt ist die CDU, sagt er, gar nicht für den Wahlkampf, sie will nur den Wähler, den Bürger aufklären, will Wahlaufklärung betreiben, und deshalb freut sich der 1. Vorsitzende ganz besonders, daß auch der Vorsitzende der CDU-Kreistagsfraktion zu dieser Versammlung gekommen ist, den er „Herr Präsident" anredet, und der Präsident nickt verbindlich, und der Beifall regt sich. Die Wirtin bringt neues Bier. Dann werden die Kandidaten aufgerufen und vorgestellt, und der Beifall wird lauter, sie kennen ihre Leute, und am lautesten prasselt der Beifall, als endlich der Kandidat Franz-Josef B. aufsteht und seine Rede hervorzieht und liest:

3. Sprecher: „Meine lieben Hander Mitbürger – "

Erzähler: beginnt er und ist nicht mal aufgeregt.

1. Sprecher: „Als Vorsitzender des Hander Bürgervereins hat er sich schon bewährt".

Erzähler: Und weiß, was die Hander Bürger wollen – und weiß überhaupt Bescheid in der Kommunalpolitik und hat sich das aufgeschrieben und liest es nun vor. Er dankt zuerst mal den alten CDU-Ratsherren:

3. Sprecher: „Sie waren unermüdlich tätig für das Wohl der Hander Bürger!"

Erzähler: Und haben, sagt er, das in sie gesetzte Vertrauen voll gerechtfertigt. Aber nun soll es noch besser werden, soweit das überhaupt möglich ist, sagt er, weil zum Beispiel beim Straßenbau

3. Sprecher: „trotz rechtzeitiger Zurverfügungstellung der Mittel"

Erzähler: doch wohl nicht alles so geklappt hat, wie es das eigentlich sollte. Die Handstraße ist immer noch

nicht ausgebaut. Aber daran waren, sagt Franz-Josef B., natürlich nicht die jetzt ausscheidenden CDU-Ratsherren schuld, sondern die Verwaltung – und auch nicht die ganze Verwaltung, natürlich, aber

3. Sprecher: „In der Verwaltung gibt es eben solche und solche!"

Erzähler: Und das kann jeder nur bestätigen, der Beifall rauscht, der Qualm wird immer dichter, beißender. Die leeren Gläser werden ausgewechselt. Bier, Bier. Unter dem Beifall scheint Franz-Josef B. noch zu wachsen, seine Kernsätze kommen lauter:

3. Sprecher: „Die Bürger sind Menschen und keine Objekte der Verwaltung!"

Erzähler: Worauf sich der Beifall abermals steigert. Aber man kann alles ändern und besser machen, beruhigt Franz-Josef B., und vor allem muß man seitens der CDU viel konsequenter Personalpolitik betreiben, daß nicht jede Putzfrau erst ihr Parteibuch – und so.

3: Sprecher: „Auch bei der Verwaltung soll gelten: Freie Bahn dem Tüchtigen!"

Erzähler: Beifall, Beifall. Aber dann kommt eine Störung – ein Zwischenruf. Wirklich ein Zwischenruf? Wer hat denn – ach, Willi, natürlich, natürlich Willi! Hat er das denn gesagt, Franz-Josef – hat er gesagt: Die Bauverwaltung ist rot? Wer hat das gehört? Das hat er doch gar nicht gesagt!

3. Sprecher: „Die Bauverwaltung ist leider rot."

Erzähler: Das kann er ja gar nicht gesagt haben.

4. Sprecher: „Nennen Sie Namen!"

Erzähler: ruft der Zwischenrufer. Aber Franz-Josef B. nennt natürlich jetzt keine Namen, er liest seine

Rede weiter und verweist auf die Aussprache, später.

3. Sprecher: „Da muß ich dich auf die Aussprache verweisen, Willi!"

Erzähler: Und Willi sagt erstmal nichts mehr, obwohl sie alle wissen, er hat eine andere Meinung und steht selbst auf der Kandidatenliste, bei der SPD nämlich, das wissen sie alle, obwohl er doch sonntags zur Kirche geht, sogar bei der Prozession war er mit, es ist nicht zu glauben. Bier, Bier. Und Franz-Josef geht die ganze Reihe der kommunalen Probleme durch mit Trampelpfaden für die Schulkinder und einem dringend erforderlichen Bürgersteig und einer Unterstellmöglichkeit beim Haltepunkt der Bundesbahn und einer notwendigen Umgestaltung des Schulhofs der katholischen Volksschule. Und er kommt zur Turnhalle. Seit langem wird um die Turnhalle gerungen, die Turnhalle ist Hands Spezial- und Zentralproblem: ob sie und wo sie und wie groß sie gebaut werden soll, ob nicht ein Lehrschwimmbecken ein- oder untergebaut werden kann – für den Hander Bürgerverein, für den Sportverein, für den Stadtrat und für die Lokalzeitungen ist die Turnhalle ein dankbares Thema, und eigentlich liegt es nur an gewissen Herren im Stadtrat – oder in der Bauverwaltung – rot sagt Franz-Josef B. nicht –, daß immer und immer wieder und trotz der Bemühungen des Bürgervereins und seines Vorstands, der sogar am Karnevalssamstag eine Ortsbesichtigung nicht scheute, und dann war alles geklärt oder wäre geklärt gewesen, wenn nicht gewisse Herren: Es ist ein dankbares Thema. Bier. Und der Beifall rauscht auf. Sie wissen alle, was sie an Franz-Josef B. haben, der nun weitergeht zur Jugend-, Familien- und Sozialpolitik, und er muß es mal sagen:

3. Sprecher: „Sie sehen also, daß die SPD nur sozialistisch, aber gar nicht so sozial ist, wie sie sich nach außen hin gibt!"

Erzähler: Und wieder klopft und klatscht der Beifall rundum, und auf den Bierdeckeln wird schon der dritte, der vierte Strich gezogen. Beifall auch für die Altenwohnungen, für die Freiheit, das Eigenheim, die Wirtschaftspolitik der CDU, und

3. Sprecher: „Die Kandidaten haben nicht Arbeit und Mühe gescheut, sich für die Belange der anderen einzusetzen!"

Erzähler: Unabhängig, natürlich, und nur ihrem Gewissen verpflichtet, und so wollen sie das auch in Zukunft halten und auch in Einzelfragen jederzeit ihren Wählern zur Verfügung stehen und immer ihr Bestes tun. Beifall, Beifall, Bier, und der Vorsitzende dankt Franz-Josef B. für seine trefflichen Ausführungen und sagt noch einmal, was für eine wichtige Entscheidung auch die Kommunalwahl bedeutet. Und dann steht Wilhelm O. auf, der will aber keine Rede halten, er will diskutieren, und der Vorsitzende meint, vor der Diskussion werde nun eine kleine Pause gut tun, in diesem Sinne:

1. Sprecher: „Wohlsein allerseits!"

Erzähler: 20 Uhr 48. Die Lüftungsklappe am dritten Fenster links wird geöffnet, die beißende Qualm kommt etwas in Bewegung. Die Wirtin bringt neue Gläser. Die Gespräche werden lauter. Aber man ist sich einig.

2. Sprecher: „Kommt doch gar nicht in Frage, wir haben hier immer die Mehrheit gehabt, was soll denn schon – ."

1. Sprecher: „Bewährte Kräfte und befähigter politischer Nachwuchs. Da dürfte uns die Wahl leicht fallen."

Erzähler: Und es ist gemütlich. Bier. Bier.

2. Sprecher: „Wir sehn uns nachher – ja?"

Erzähler: Bis der Vorsitzende wieder das Wort ergreift, 20 Uhr 58. Aber es wird noch nichts aus der Diskussion: Willi, rechts, mit der Zigarre, hat sich zu früh vorbereitet. Denn der Vorsitzende sagt:

1. Sprecher: „Wenn sich jetzt keiner zur Diskussion meldet – "

Erzähler: Und so schnell meldet sich keiner, und deshalb gibt der 1. Vorsitzende nun das Wort dem Vorsitzenden der CDU-Kreistagsfraktion, dem Präsidenten, damit er die Versammlung mal über die Bedeutung des Kreistags aufklärt. Und der Präsident steht auf und wollte eigentlich gar nicht reden, aber er ziert sich nicht lange:

5. Sprecher: „Ich bin ja Disziplin gewöhnt und füge mich dem Wunsche des Vorsitzenden!"

Erzähler: Und beginnt dann zu reden und scheint doch ganz gern zu reden: Jedenfalls hört er erstmal nicht wieder auf und erklärt, daß auf der Kreistagsebene solche Dinge behandelt werden, die nicht auf der kommunalen Ebene liegen, und in diesem Sinne hat der Kreistag mit der Mehrheit der CDU

5. Sprecher: „eine Reihe von Maßnahmen durchgeführt, die in ihrer Art ungewöhnlich bemerksam waren."

Erzähler: Zum Beispiel das Krankenhausproblem, das nicht zu lösen war

5. Sprecher: „ohne unsere Hilfe"

Erzähler: nämlich die Hilfe des Kreistags, und der Präsident sieht in die Runde und fragt:

5. Sprecher: „Warum sage ich das?"

Erzähler: Und er weiß die Antwort gleich selber:

5. Sprecher: „Um Ihnen verständlich zu machen, wie wichtig die Maßnahmen des Kreistags sind!"

Erzähler: Und die Biergläser werden langsam schon wie-

der leer, die Luft macht die Augenränder rot, eine zweite Lüftungsklappe wird aufgemacht, auf den Bierdeckeln zeichnet die Wirtin neue Striche. Und der Präsident sagt:

5. Sprecher: „Und mit dieser Leistung – das dürfen wir uns an den Hut stecken – haben wir eine Lösung gefunden, die noch nicht dagewesen ist!"

Erzähler: Und geht zum nächsten Problem, das auf Kreistagsebene behandelt worden ist, nämlich dem Altenproblem, wobei der Kreistag mit seiner CDU-Mehrheit dafür gesorgt hat, die Altenbetreuung auf eine ganz neue Grundlage zu stellen, und das erregte Erstaunen selbst bei der Landesregierung in Düsseldorf. Und ebenso hat der Kreistag das Problem der Betreuung der Kinder

5. Sprecher: „in ganz besondere Obacht genommen"

Erzähler: weil der Kreistag sich sagte:

5. Spreche: „Hier muß etwas geschehen!"

Erzähler: Und der Kreistag hat, mit seiner CDU-Mehrheit, die Probleme so gesteuert, sagt der Präsident, daß jeder sagen muß:

5. Sprecher: „Ganz unwahrscheinlich gescheit!"

Erzähler: Und wenn die Versammlung auch zusehends unruhiger wird, weil immer häufiger die Seitentür mit der Aufschrift HERREN benutzt wird: Der Präsident redet weiter und kommt jetzt auf die großen Zusammenhänge, nämlich die Zusammenhänge zur Landesregierung und zur Bundesregierung, und wieder sagt er:

5. Sprecher: „Warum sage ich das?"

Erzähler: Und, wieder weiß er selber die Antwort:

5. Sprecher: „Ich sage das, um die große Verzahnung einmal darzustellen!"

Erzähler: Und dann stellt er die große Verzahnung der Politik dar, die in Land und Bund von der CDU geführt wird, und weil das so ist und weil das erfolgreich ist, meint der Präsident:

5. Sprecher: „Wir haben einen moralischen Anspruch darauf, daß uns der Wähler diese Linie weiter bestätigt!"

Erzähler: Und der Beifall wird wieder stark, der Präsident weiß Bescheid, und weil er Bescheid weiß, ist er so überlegen:

5. Sprecher: „Wenn auch vielleicht mal was schief geht, auch bei der CDU: Das weiß ja jeder, wo gehobelt wird, da fallen Späne, und wo gearbeitet wird, da werden Fehler gemacht. Wer will es uns da verargen, daß auch da oben mal Fehler gemacht werden?"

Erzähler: Bier, Bier. Sie nicken, sie klopfen Beifall.

5. Sprecher: „Wir sind zufrieden! Wir haben einen Wohlstand, wie wir ihn noch nie gehabt haben!"

Erzähler: Und das, meint der Präsident, ist eine Bestätigung der Politik

5. Sprecher: „unserer Leute da oben"

Erzähler: die eine Entwicklung gefördert hätten, auf die die ganze Welt mit Staunen sehe.

5. Sprecher: „Die Gesamtlinie ist doch in Ordnung!"

Erzähler: meint der Präsident, und gerade die Wirtschaftspolitik:

5. Sprecher: „Das soll man doch quittieren! Das soll man doch honorieren! Es wäre doch geradezu idiotisch, das nicht zu tun!"

Erzähler: Und der Präsident wiederholt es unter dem Beifall der Versammlung:

5. Sprecher: „Das wäre doch geradezu idiotisch!"

Erzähler: und er schließt, und der Beifall brandet über:

5. Sprecher: „Wir wollen nämlich selbst ernten, was wir gesät haben – nicht die andern!"

Erzähler: Bier. Auch der Präsident trinkt einen Schluck. Und der 1. Vorsitzende steht wieder auf und ist sehr beeindruckt und ist der gleichen Auffassung wie der Präsident:

1. Sprecher: „Hier nicht die Zustimmung zu geben, wäre idiotisch!"

Erzähler: Und beinahe ist der wohlgelungene Abend damit zu Ende und der gemütliche Teil könnte folgen, wenn nicht doch noch einer sich meldete, Willi natürlich, der einige Ausführungen des Kandidaten Franz-Josef B. richtigstellen möchte – wegen dem roten Bauamt nämlich, inwieweit nämlich das städtische Bauamt rot durchsetzt sei? Aber Franz-Josef B. kann sich gar nicht erinnern, so etwas gesagt zu haben

2. Sprecher: „Hat er auch nicht!"

Erzähler: Das steht nicht in seinem Manuskript, er liest es extra noch einmal daraufhin durch: von rotem Bauamt steht nichts darin, und auch die zweite Frage, woher denn die Mißstände und Schlampereien in der Verwaltung kämen, wo man doch eine CDU-Mehrheit habe, und das seit langem, ist rasch erledigt:

3. Sprecher: „Die CDU war eben bisher noch nicht konsequent genug in ihrer Personalpolitik!"

Erzähler: Und noch einmal Beifall, noch einmal Bier. Und auch der Vorsitzende kommt noch einmal zu Wort, wenn es auch dann schon etwas durcheinandergeht:

1. Sprecher: „Ich muß mich verwahren – "

2. Sprecher: „Das gibt es doch nicht – "

3. Sprecher: „Willi, du hast doch – ”

4. Sprechen: „Franz-Josef, du hast bewußt die Unwahrheit – ”

2. Sprecher: „Woher wissen Sie das?”

1. Sprecher: „Ich werde keinesfalls dulden – ”

2. Sprecher: „Heuchelei! Wenn der einmal in der Fronleichnamsprozession mitgeht – ”

1. Sprecher: „Aber ich muß doch bitten!”

3. Spreche: Nicht persönlich werden!”

Erzähler: Wenn der Vorsitzende auch leider feststellen muß, daß Willi ihm die Worte im Munde herumgedreht hat, aber Willi hat das nicht so gemeint, und wenn das vielleicht so verstanden worden ist, dann möchte er sich hiermit entschuldigen. Aber der zweite Kandidat bedauert, noch einiges richtigstellen zu müssen, wegen der Turnhalle nämlich, das sei ganz anders gewesen als in der eben gegebenen Darstellung von Willi, worauf der hinüberruft:

4. Stimme: „Sie lügen!”

Erzähler: Was aber den andern nicht anficht, obwohl er Jurist ist, und außerdem bekommt er Unterstützung von einem Freund, der das mal ganz genau darstellen möchte:

2. Sprecher: „Willi, du hattest doch gar keinen Auftrag vom Sportverein – ”

Erzähler: und es meldet sich auch noch der Schulpflegschaftsvorsitzende der katholischen Volksschule Hand zu Wort, daß man doch gar keine besseren wählen könne als die Kandidaten, die man hier vorgestellt habe, und das werde sich sicher zeigen, und was die Turnhalle angehe – . Aber der Vorsitzende meint, von der Turnhalle sollte doch nun nicht mehr gesprochen werden, und so bleibt unklar, ob Willi recht hatte und ob der Kandidat

Wilhelm O. ein Lügner ist oder nicht. Bier, Bier. Und der Vorsitzende schließt die Versammlung, 22 Uhr 17, sie trinken das Glas leer, und sie haben das gute Gefühl, daß die gerechte und richtige Sache mal wieder auf dem Weg zum verdienten Sieg ist – und schlagen sich auf die Schulter und haben es gut gemacht, und einige drücken auch Willi die Hand, und die Kunstdruck-Broschüren fallen vom Tisch.

1. Sprecher: „Die CDU hat den Bürgern die Wahl leicht gemacht: ihre Kandidaten wissen, wo uns der Schuh drückt, unsere Interessen sind ihre Interessen."

Erzähler: Und ein paar gehen schon heim, 22 Uhr 32, und nach und nach verläuft sich einer nach dem andern, zögert noch mal an der Theke, knöpft dann die Jacke zu, tritt hinaus in die Nacht, auf die unausgebaute Handstraße, deren Ausbau eine Schlamperei war – oder ist – aber bestimmt nicht mehr sein wird, wenn erst der neue Stadtrat – . Und es bleiben zurück die Kandidaten und ihre Freunde, die richtigen Freunde, im „Weißen Pferdchen" zu Bergisch Gladbach, Bier, Bier, nun ist es schon spät, und einer dreht eine Röhre aus dem Wahl-Broschüre und tutet hinein.

2. Sprecher: „Tu – uu – uu t!"

1. Sprecher: „Da dürfte uns die Wahl leichtfallen."

WO UNS DER SCHUH DRÜCKT
Erstsendung: Radio Bremen 8.1.1965.

Rundum ohne Reim

Notizen von einer Schiffreise um die Erde
(1966)

7. Februar, Köln Hauptbahnhof. Grau. Abfahrt 10 Uhr 38. Winken. Die Uhr. Das Gitterwerk der Brücke. Der träge Strom, wie immer. Es ist kühl, dunstig.

Grau, blaugrau:
ein Morgen bricht auf,
grau blau, ein Tag:
Straßen, Schornsteine. Qualm.
Graugrau, das Gewohnte:

Mauern. Giebel. Antennengeäst.
Fenster unausgeschlafen,
graublaugrau. Beschwörung
von weiß weißer so weiß
noch niemals so weiß,
der abgetragene Alltag.

Steine. Asphalt. Wörter. Beton.
Aber es wartet, irgendwo
über dem Aschengrau, Wolkengrau
wartet – wo? – wartet Azur,
Saphir und Amethyst warten
über ängstlichen Dächern,
tastenden Kirchturmfühlern:
über dir, irgendwo, ist
ein Sonnenblau, rein.

Kühl, trübe, grau. Schmutziges Ziegelrot, alt. Die frühe Dämmerung in Rotterdams Straßen. Abfahrt 22 Uhr. Die Fähre über den lichterfunkelnden Hafen, Wind kalt im Gesicht, Meerwind. Vorn am Kai das weiße Schiff, hell, hoch, festlich, von Bullaugen-

ketten gegürtet, der Schornstein angestrahlt, grünweißgrün. In der Einschiffungshalle Ungeduld, Warten, Gedränge. Fremde Gesichter. Fremde

Wohin – wo –
wo soll ich –
wir wollen –
wo ist wohl –
ich habe – wo
habe ich – haben –
du mußt nicht –
wo – wo denn –
dann bald mal –
wo wollen – bestimmt
mal – wir wollen –
wohin denn – wo
soll ich – ich –
wo?

Im Schalterraum IV das Gepäck. Gedränge. Fragen. Nicht wissen. Im Schalterraum I die Ausweise, Stempel, Passagiernummer, Tischnummer. Fremde. Fragen. Gedränge.

Vergessen Sie nicht –
vergessen Sie – bitte –
und nicht vergessen –
Sie haben – ich habe –
und müssen – wir haben –
bitte – vergessen.

Und über die Gangway, haushoch, aufs Schiff. Gedränge. Das Schiff. Treppen. Mahagoniglanz. Fremde fremde Gesichter. Blumen. Tränen. Kindergeschrei. Koffer, schwarz, braun, grau – glänzende, schäbige Koffer, verschlissenes Leder, lackneuer Kunststoff, braun, blau, grau, schwarz. Die Treppenschächte von Menschen verstopft, hinauf, hinunter. Eng die Gänge. Verzeihung. Eng die Kabine. Hier: die Kabine. 86 Tage und 87 Nächte hier. Hier um die Welt, gefangen jetzt, eingefangen. Türen schlagen. Schritte. Rufe. Stille.

Stille. Aber das Rauschen der Klimaanlage. Aber das Zittern des Schiffs. Marschmusik fern. Das Murren der Ankerwinde. Marschmusik nah, aus allen Lautsprechern unter Deck, an Deck Marschmusik, forsch, fröhlich, beherzt. Nichts wissen. An der Reling Gedränge. Gedränge drüben, an Land. 22 Uhr. Winken, wie immer. Die Trossen los. Nichts wissen, nichts. Das Ufer weicht, langsam. Ein Schacht tut sich auf.
Der Schacht wird breit, breiter, unüberbrückbar. Das Schiff fährt, fährt um die Welt. Ein Schiff von 15 015 Bruttoregistertonnen, exakt vermessen, mit 295 Mann Besatzung und 654 Passagieren an Bord, 860 werden es morgen sein, in Southampton, und 87 von diesen 860 reisen den Traumweg, Märchenweg rund um die Erde, rund um die Welt. Sie haben den Traum gebucht bei einer Reisegesellschaft: Rund um die Welt für 4.485 Mark – gefangen jetzt, eingefangen für 4.485 Mark und einiges mehr, weil keiner sich mit der Vierbett-Innenkabine im B-Deck begnügen mochte: Sie haben Zuschläge für bessere Kabinen bezahlt, 500, 1000, 2000 Mark mehr als der lockende Werbe-Preis – eingefangen für 5000, 6000, 7000 Mark, erwartend den Traum, tausend Träume, wie der Prospekt es versprach:

„Seereisen sind vollendeter Urlaub"

Einheitsklasse.
Economyklasse.
Auserkoren.
Erwählt.

„Sie verbinden das Erholsame des Aufenthaltes an einem einzigen Ort mit dem Erlebnisreichtum der bildenden Rundfahrt –"

Reichtum.
Erholung.
Bildung.
Erlebnis.
Betreuung an Bord
und an Land.
Paradies.
Paradiese.

„ – sie vereinen die Eleganz mondäner Kurorte mit der Behaglichlichkeit der altbewährten Sommerfrische, sie bieten Geselligkeit und besinnliches Alleinsein gleichermaßen."

Hier: eine Welt. 86 Tage und 87 Nächte lang eine Welt, Wunderland, Zauber: rund um die rund um die rund rund die Welt. Und das andere, Graue, der Alltag bleibt am Ufer zurück, die anderen: Stimmen, fern, Tücher, ein Licht, beinahe vergessen schon, schon nur noch Vorhin, Adressen für Ansichtspostkarten, morgen.

Ein Schiff mit 1155 Menschen an Bord, vielfältig unterteilt in Decks und Gänge und Zellen, Zellen: in jeder Zelle vier, drei, zwei Menschen beisammen, eng beieinander, nur wenige können allein sein in ihrer Kabine, allein mit dem Rauschen der Klimaanlage, allein mit der Enge, zwei Koffer unter dem schmalen Bett, zwei Spinde, ein Stuhl, ein Hocker, ein kleiner Tisch – allein unter dem runden Fenster zum Himmel, zur See hin: Nachtblau, bewegte Schatten, aber morgens nüchterne Wellen, blaugrau, heller Schaum, und zuweilen schimmmert das Blau unter der zaghaften Februarsonne zum Grün hin, Silbergrün, der Regenbogen beginnt zu spielen, und das runde Fensterloch spiegelt sich in der Lampenkuppel unter der Decke: ein kleines blaues Oval, geschliffener Edelstein, opalen schimmernd, mondsteinfarben, eine Welt.

Eine Welt mit eigenen Regeln und Ordnungen, in jeder Kabine schwarz auf weiß und rot auf weiß zu lesen: „NOTSIGNAL! Mehr als sechs kurze Stösze und darauf einen langen Stosz mit der Schiffsdampfpfeife bedeutet: Alle Mann nach den Rettungsbooten. Passagiere sollen in diesem Fall genügend warme Kleidung anziehen, sich mit einer Schwimmweste versehen und schnellstens zum Rettungsboot Sammelplatz gehen. Bleiben Sie ruhig – ".

Eine Welt außerhalb der gewohnten, der ausgeblichenen Jedentagswelt: eine Prise Gefahr darin, eine Prise Nichtwissen, Nichtwiederkommen – eine Welt für sich, für sich selbst, und 800 Menschen haben 86 Tage und 87 Nächte lang nicht mehr zu tun, als hier zu leben, in dieser Welt, irgendwie, das haben sie

bezahlt, und 300 Manschen haben nicht mehr zu tun, als den anderen dieses ihr Leben außerhalb des Gewohnten möglich und möglichst angenehm zu machen, dafür werden sie bezahlt.

Aus-, ausgespannt:
in den Wind gespannt,
in die Sonne:
aus dunklem Dreieck,
aus sprachlosem Mund,
aus Uhrwerk und Soll
hin und hinaus: fliegt
das Segel, rot, rubin,
der Himmel schäumt,
treibende Träume,
Gischt und Möwenflug,
weiß: hin- ,
hinübergespannt,
ausgespannt und dahin.

Und sie fahren rund um die Welt, 87 beneidete Magellane mit festem Fahrplan:

„Weil – na, das ist doch mal was, ein Erlebnis!"

„Wissen Sie, jetzt habe ich meine Rente, und da dachte ich – ".

„Ja, also mein Mann ist voriges Jahr gestorben – ".

„Ich wollte schon immer mal eine Weltreise machen, richtig rundherum, und nachdem wir letztes Jahr in Ostasien waren, also das war ja Erster Klasse und nicht so schofel wie hier – ".

„Ich habe die Reise schon einmal gemacht, und ich fand es so wunderschön – ",

„Die Welt – natürlich die Welt kennenlernen!"

„ – solange das Geld noch was wert ist."

Die Welt, eine Welt für sich, ein Mikrokosmos, in dem alle Wünsche – fast alle – erfüllt werden können, wie der Prospekt es verhieß:

„'Ganz nach Wunsch' ist die grundlegende Formel, die Seereisen zugrunde liegt und ihre große Anziehungskraft ausmacht. Denn obgleich sie sich als festes Programm abwickeln, wird dem Passagier ein Höchstmaß an individueller Freiheit geboten – ".

Am 8. Februar im Ärmelkanal, die See ist rauh. Das Schiff zittert, nachts springen Türen auf; in der Nachbarkabine, hinter der Wand, ängstliche Frauenstimmen. Am anderen Morgen die Decks beinahe leer, in den Liegestühlen blasse Gesichter, rotgerandete Augen. Später Sonnenschein bei starkem Wind. Das Schiff schwankt, der Bug hebt sich, taucht tief in das nächste Wellental, während das Heck hochschwingt, Wellengischt sprüht über das Vorschiff, Brecher, Regenschauer. Nachmittags Einfahrt in die Biskaya. Links blaue Küstenfelsen, eine Insel im Dunst. Kein Name, kein Wort. Dann nur noch das Meer, das Schiff. Wind, Sturm, der den Atem fortreißt. Salz auf der Haut, im Haar, Salz auf den Lippen. Ein kleiner Frachter rechts, Tanz auf den Wellen, weit ausschlagende Mastspitzen, der rote Boden bleckt. Gischt auf der Haut, scharf, schmerzhaft. Das Pfeifen des Sturms, er pfeift mit dem Schiff, auf dem Schiff: das Schiff ein Instrument des Windes, mißgestimmte Saiten, dröhnende Resonanzböden.

Das Schiff mit Treppenaufgängen, Treppenabgängen, Zellen, Zellen, ein Geflecht von Beziehungen hin und her, treppauf, treppab: tief im C-Deck die Lager, Kühlkammern, das Tote, Kisten, Gepäck, das Kino auch, kühle Kunststoffsessel, und wenn man wieder hinaufsteigt aus der Flimmerfremde, schlägt der Waschdunst, Plättfrauendunst, Windeldunst aus dem Raum, wo die Waschmaschinen aufgestellt sind, die Trockenleinen gespannt; treppauf Kabinen im B-Deck, billig, und irgendwo in der Mitte der stampfende, ölige, heiße Maschinenraum; darüber Kabinen im A-Deck, in der Mitte der weite, niedrige Speisesaal, die Küche; treppauf treppab Mahagoni, Fresken, Gobelins, hinauf zum Hauptdeck, teurere Kabinen, größere Kabinen, der Zahlmeister, der Chefsteward, und weiter hinauf zum Promenadendeck mit den großen Gesellschaftsräumen, dem Rauchsalon, tiefe Sessel, den Bars, Cocktailgeplauder im großen Foyer, jeden Abend vor dem Dinner, nichts wissen, jeden Abend die gleichen Gespräche, nichts, und vorn der Raum, wo alles passiert, was passiert – fast alles: der „Palmcourt", der Palmenhof, der gar kein Hof ist, sondern ein niedriger, hufeisenförmiger Saal, Palmen nur als matte Wandpinseleien, ein bißchen Blattgrün in

Kübeln links und rechts; und weiter treppauf das Bootsdeck, die geräumigen Kabinen der 1. Klasse, die auf dieser Reise rund um die Welt – zum stumm beklagten Leidwesen der Bootsdeckpassagiere – gar keine 1. Klasse ist: Keine Grenzen sind festgesetzt, keine Barrieren gezogen, keine Türen verschlossen, auch in den Liegestühlen auf dem Bootsdeck präsentiert sich die bunte, bunt gemischte Gesellschaft klassenlos.

Ich sage. Ja eben,
das sage ich ja.
Verstehn Sie? Das
hat sie, wirklich.
Man sagt ja, er ist.
Sie sollen nämlich.
Tatsächlich? Dann
sollte man aber.
Eben, ich sage ja.

Und noch eine Treppe höher, aber ohne Mahagoni und Fresken: eine schlichte Außenstiege in Wind und Sonne und Regen, bei Nässe glatt, führt zum Sportdeck hinauf, unmittelbar hinter dem dicken Schornstein grünweißgrün, der seinen Ölruß auf weiße Mützen und gelbe Sweater weht, unmittelbar auch hinter der Küchenentlüftung, die vormittags und gegen Abend die Hauptgerichte der kommenden Mahlzeit verrät. Hier auf dem Sportdeck versammeln sich gegen 10 die Unentwegten zur Morgengymnastik, hier wird bei nahezu jedem Wetter und nahezu jederzeit Decktennis und Shuffleboard gespielt, und man kennt sich hier bald, 40 oder 50 vielleicht von den 860 Passagieren: Immer wieder klettern sie die steile Stiege herauf, schnuppern in den Wind und in die Speisengerüche und sehen, ob ein Platz für ein Spiel frei ist, den ganzen Tag lang, und einige bleiben bis zum Sonnenuntergang, der sich hier oben in vollen Prächten darbietet, rot, rosa, blau, ein kühles Grün hineingemischt, Lichtfetzen, manchmal ein purpurner Strahlenkranz wie aus Großmutters Postkartenalbum, ein kitschiges Violett, Orange in tausend Tönungen, manchmal der glühende Ball, der im Dunst versinkt, aus Abend und Morgen der erste Tag, nichts wissen, oder ein fahles Gelb sagt Regenwetter voraus.

Zeit. Ruhe. Beginnende Zeitlosigkeit. Aus-, ausgespannt. Welcher Tag? Dienstag? Oder Montag – schon Mittwoch? Was ist heute? Was war?

Zeitlosigkeit, akzentuiert durch die mächtigen Mahlzeiten morgens, mittags, abends, gargantualische Fülle, und zwischendurch Kaffee und Bouillon und Tee, und nachts, gegen halb 11, noch einmal belegte Brote, nichts wissen, Berge von rosa Schinkenfleisch und buttergelbem Edamer Käse, und morgens wieder – und mittags wieder – und abends wieder und immer noch einmal. Während ringsum das Meer ist, nur Meer, Wellen, Wolken und Schaum in immer neuen, nie gesehenen, nie wieder gesehenen Formen und Farben und Mustern, nie wieder, dahin. Und je weiter das Schiff nach Süden fährt, 300, 400 Seemeilen täglich, desto reiner spiegelt das Meer die Farbe des Himmels.

Spurlos, nur dieses Blau,
prospektrein, kein Schatten
von Lüge – Kinderaugen,
Saphire, Hoffnungen
über der Tiefe, blau:
wir schneiden uns spurlos
hinein.

Die Sonne ist da, Tag um Tag, sie färbt die Gesichter, spannt die Haut, und die Zeit, viel Zeit drängt die 860 zueinander, bringt sie zusammen: Namen werden getauscht, Grüße, Worte, ein erstes Abtasten, flüchtige Auskunft, höflich, bitte, bis später, aber schon etwas verraten, etwas bekannt, wieder zurückgenommen, nicht so gemeint – Urteile, unausgesprochen, Verurteilungen. Kleine Gruppen formieren sich, einzelne sondern sich ab, werden abgesondert, ausgesondert, versuchen neue Begegnungen, tauschen Erfahrungen, Daten, Lebensläufe aus.
Exkurs: Biographische Skizzen einiger Weltreisender

Frau Ilse Abercron, 58 Jahre alt; sie gibt sich als Witwe aus, man weiß aber, daß sie geschieden ist. Von den Eltern, den Großeltern her ist sie wohlhabend, Stahl und Chemie; ihre Töchter werden ihren Tod, wenn man ihr glauben darf, nicht nur betrauern. Sie kann es sich leisten, viel zu reisen, und sie reist viel: In Kairo ist

sie nun schon zum dritten Male, vorerst will sie nichts mehr von Kairo wissen und sehen. An ihrem Tisch führt sie das Wort. Sie ist rasch in Kritik und Urteil, und sie verurteilt entschieden, besonders ältere Damen, die ihre Körperfülle allzu freigiebig zur Schau stellen, sei es in Cocktailkleidern, sei es im Sonnenanzug an Deck. Sie selbst weiß sich mit diskreter Eleganz zu kleiden; allerdings trägt sie gelegentlich Ausschnitte, die um ein weniges zu tief sind, und ihr Bikini, an Deck, verrät, daß ihr Körper 58 Jahre alt ist.

Herr Theodor Gall, Ted genannt, ist 35 Jahre alt, technischer Kaufmann und Junggeselle. Er sieht etwas älter aus als 35, vielleicht deshalb, weil er auch für 25jährige gern noch gleichaltrig erscheinen möchte. Den Freuden des Lebens ist er nicht abgeneigt: Er ißt gern gut und reichlich, so daß er Schwierigkeiten mit seinem Hosenbund nicht vermeiden kann; nachts sitzt er lange Stunden hinter verschiedenen Drinks, neben verschiedenen Damen jüngerer Jahrgänge, ohne allerdings sehr gesprächig zu werden, und er bedauert immer wieder, daß er keine Einzelkabine gebucht hat. In Zukunft wird er Schiffsreisen nur noch in einer Einzelkabine unternehmen, sonst gar nicht. Er ist schüchtern. Er haßt die Schweden, weil eine Verlobte ihm in Göteborg untreu geworden ist, und er haßt die Juden, weil er das irgendwo so gelernt hat. Zu Hause und an Bord liest er den „Spiegel". Er ist davon überzeugt, daß Reisen bildet.

Fräulein Monika Hansen, Ende 20, Sekretärin oder Sachbearbeiterin, jung, entschieden, tüchtig. Vom ersten Tage an wird sie stets zusammen mit ihrem Kabinennachbarn gesehen, einem etwas behäbigen älteren Herrn, dessen Anzüge einen guten Schneider verraten. Fräulein Hansen lispelt manchmal ein wenig, und auch im Speisesaal setzt sie ihre Sonnenbrille nicht ab; im übrigen macht sie aber den Eindruck einer Frau, die weiß, was sie weiß und was sie will. Sie wählt CDU; sie meint, dann wisse man wenigstens, was man habe. Sie tanzt gern und sehr gut, allerdings fast ausschließlich mit ihrem Kabinennachbarn, von dem man vermutet, daß er verheiratet und katholisch ist. Mit Menschen weiß sie umzugehen; gelegentliche Spannungen mit ihrem Kabinennachbarn enden meistens bei festlichen Ver-

söhnungen, Champagner. Fräulein Hansens Einzelkabine im A-Deck kostet 6.401 DM.

Herr Jehann ist Ende 60, Sattlermeister und Tapezier. Er sitzt am letzten Tisch des Speisesaals am letzten Platz, in der Ecke unter dem Fenster, und er ißt. Er ißt vornehmlich Kartoffeln und Soße, aber auch Fleisch, Gemüse, Eier, Fisch, davor und danach und dazu Suppen, Salate, Kompott, frische Früchte und Eis, und das alles in Mengen, die einer mehrköpfigen, gesunden Normalfamilie ausreichen würden. Der Steward schichtet Herrn Jehann zum Hauptgang einen soliden Block aus Braten, Gemüsen, Kartoffeln auf den Teller – Herr Jehann nickt dazu, zerkleinert zunächst das Fleisch, streckt dann die linke Hand unter den Tisch und beginnt, leicht vornübergeneigt und den Blick schräg vor sich hin gerichtet, mit der Gabel regelmäßig zu schaufeln. Nach und nach rötet sich sein Gesicht, zuletzt nehmen die Augen einen leicht glasigen Ausdruck an, Schweiß tritt auf die Stirn; aber der Teller wird leer. Auch im täglichen Umgang macht Herr Jehann wenig überflüssige Worte. Meistens steht er früh auf, meistens geht er früh schlafen. Er schreibt nicht an seine Frau. Die Weltreise ist das Erlebnis seines Lebens.

Herr Werner Kunze war Werkzeugmacher, zuletzt Kalkulator in einer Maschinenfabrik, jetzt lebt er von seiner Rente. Er gibt sich als Junggeselle aus; vielleicht ist er aber geschieden. Herr Kunze sieht aus wie ein fleißiger Schweizer Uhrmacher in alten Bilderbüchern. Er trägt das Habit eines deutschen Weltreisenden von 1910, vornehmlich grüne oder beige Popelinanzüge, dazu je nach Witterung eine steife Popelinmütze oder einen Tropenhelm. Nie wird er gesehen ohne Feldstecher, Filmkamera und ein umgehängtes längliches Lederfutteral, aus dem er bei Bedarf ein Perspektiv hervorzieht, um Küstenfelsen, Inseln, fremde Vögel oder vorbeiziehende Frachtschiffe in näheren Augenschein zu nehmen. Die freie Zeit auf See nutzt Herr Kunze, um sich stetig und planmäßig weiterzubilden; zweckdienliche Reise- und Sprachführer hat er in seinem Gepäck. Abends zwischen 9 und 10 kann man ihn manchmal auf dem dunklen Teil des Bootsdecks finden; er sieht in die Nacht. In keinem Hafen versäumt er, Briefmarken für einen Jungen zu kaufen, der viel-

leicht sein Neffe, vielleicht sein Sohn ist; er spricht mit niemandem darüber.

Frau Cläre Mörs ist in jenem Alter, bei dem es auf ein paar Jahre mehr oder weniger nicht mehr ankommt, Gattin eines Direktors, mit dem sie seit seiner Pensionierung reist, gegenwärtig um die Welt, mal was anderes. Frau Mörs ist hager, nervös, grau, möglicherweise magenleidend. Meistens erscheint sie nicht zum Frühstück; Herr Mörs pflegt seiner Frau etwas Obst und eine Scheibe Toast mit in die Kabine zu bringen, zumal das ein Extra-Trinkgeld für den Kabinen-Steward spart. Frau Mörs hat einen sehr beweglichen Geist, sie macht sich ständig Gedanken über die Welt, das Leben und über andere Leute; was sie denkt, behält sie nicht gern für sich – das Schiff hat reichlich Platz für Neuigkeiten, Vermutungen, Gerüchte. Das Ehepaar Mörs sieht auf ein reiches, erfolgreiches Leben zurück; sie weiß bei passenden Gelegenheiten davon zu berichten. Leider sind der Ehe Kinder versagt geblieben, Herr und Frau Mörs bedauern das, wenn es ihnen auch beinahe unverantwortlich erscheint, in dieser Zeit Kinder in die Welt zu setzen, in diese Welt.

Herr Willi Spichalski war Bergmann, zuletzt Betriebsleiter in einer Kohlenzeche; er bezieht, wie er hin und wieder erzählt, eine Rente von rund 2.400 Mark im Monat. Seine beiden Töchter sind verheiratet, was will man mehr, eine hat sogar studiert, Herr Spichalski sieht aus wie ein Bergmann, und er ist gewohnt, wie ein Bergmann zu leben; den zahlreichen Vor- und Hauptgängen von Lunch und Dinner kann er keinen Geschmack abgewinnen. Bei Tisch unterhält er sich nicht; er antwortet nur, wenn er etwas gefragt wird. In Colombo kauft er für seine Frau einen Halsschmuck, Saphire und Diamanten, für 1.240 Mark. Eigentlich sollte er 560 Mark mehr bezahlen; aber er hat gehandelt – handeln muß man mit denen – , nun freut er sich über das Mitbringsel.

Herr Ewald Urban ist Mitte 60, erfolgreicher Kaufmann in einer Branche, die in den Wirtschaftswunderjahren gut verdiente. Er hat für sich und seine Frau eine Kabine mit Bad im Bootsdeck gebucht, und auf dem Bootsdeck hält er sich vornehmlich

auf, wenn er nicht gerade im kleinen Salon der 1. Klasse Skat spielt. Herr Urban spielt stets sehr nüchtern und überlegt, er verliert nicht gern, deshalb gewinnt er meistens. Er kann Menschen behandeln, manche Passagiere schätzen ihn deshalb nicht sonderlich. Bei Tisch weiß er gelegentlich vom Straßenverkehr in Tokio oder von günstigen Einkaufsmöglichkeiten in Kapstadt zu erzählen. Was er auf der Reise sieht, vor allem bei den Landausflügen, das filmt er. Er hätte diese Reise allerdings wohl kaum gebucht, wenn er geahnt hätte, welch einem gemischten Publikum er auf dem Schiff begegnen würde. Sein Vater war Rathausbote in einer holsteinischen Kleinstadt, Herr Urban spricht noch immer von Hols-tein.

Nach drei, vier, acht Tagen weiß man, wer am Tische sitzt, was einer ist, was einer nicht ist, und nach drei, vier, acht Wochen weiß man auch ungefähr, wer an den anderen Tischen der Reisegruppe sitzt: Witwen, viele Witwen, ein Bauarbeiter, ein Arzt, pensionierte Beamte und junge Sekretärinnen, ein Drukkereibesitzer, ein Rechtsanwalt, Rentner, ein Mann, der sich als Oberst a.D. ausgibt und das Grab der Jungfrau Maria entdeckt haben will, Direktoren und kleine Angestellte, Volksschüler und titelschwere Akademiker. Einige allerdings bleiben fremd, unbekannt auch noch nach acht, nach zehn, nach zwölf Wochen: höfliche, zuvorkommende Menschen zumeist; aber sie erzählen nichts von sich, und es fragt sie zuletzt auch niemand mehr – Gesichter mit drei oder vier oder zehn möglichen Lebensläufen, wie Dr. Meinhard.

Exkurs: Versuch, den Lebenslauf eines Weltreisenden zu erdenken

Der Name ist bekannt: Dr. Sigurd Meinhard. Das Alter ist leicht zu schätzen: Mitte 60. Von Beruf, erzählt man, sei Dr. Meinhard Chemiker – Ministerialbeamter, wissen andere – , ein bekannter Wissenschaftler, meinen die am Tisch gegenüber, irgendwas mit Atomen oder Raketen, irgendein großes Tier, damals, nach dem Kriege sei er nach Rußland verschleppt worden. Dr. Meinhard kennt die mathematische Formel, die das Unglaubliche beweist, daß ein Band, am Äquator rund um die Erde gespannt, sich um volle 16 Zentimeter von der Erdkugel abheben muß, ganz rund-

herum, wenn es nur um einen einzigen Meter verlängert wird, und er ist ganz sicher, daß die Formel stimmt. Er könnte geboren sein in Brandenburg oder in Merseburg, vielleicht auch in Halle oder in Bautzen, irgendwo in Mitteldeutschland, irgendwann um die Jahrhundertwende. Es kann sein, daß er noch als Freiwilliger in den ersten Weltkrieg gezogen ist, das ist sogar wahrscheinlich, wenn auch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden kann, daß er schon 1918, als junger Mann, die Welt nüchtern gesehen und die Sinnlosigkeit eigenen kriegerischen Einsatzes erkannt hat. Nach dam Waffenstillstand wird er so bald wie möglich das Studium aufgenommen haben – irgendetwas Naturwissenschaftliches, so sieht er aus, vielleicht aber auch Jura oder Volkswirtschaft. Ende der 20er Jahre, in der Wirtschaftskrise, könnte er seine erste Stellung verloren haben. Wahrscheinlich hatte er bis dahin stetig deutschnational gewählt, vielleicht auch einmal nationalliberal; 1932 dann, als er immer noch arbeitslos war, gab er möglicherweise seine Stimme den Nationalsozialisten. 1934 könnte er eine neue, bessere Stellung gefunden haben, er hatte wahrscheinlich gute Zeugnisse. Vielleicht mußte er sich damals von seiner ersten Frau trennen – oder war sie nur Halbjüdin, Vierteljüdin? Jedenfalls kam er voran, er wurde befördert in irgendeiner Verwaltung oder in irgendeinem Industriewerk, Forschungsabteilung, er war tüchtig. Es kann natürlich auch sein, daß er nicht befördert wurde und schlecht bezahlt blieb, weil er sich nicht scheiden lassen wollte; sein Gesicht erzählt nichts davon. Es kann auch sein, daß er eine ganz solide, ganz brave Hausfrau geheiratet hatte, keine Halb- oder Vierteljüdin, vielleicht seine Jugendliebe, die dann eines Tages an einer ganz normalen Blinddarmentzündung starb oder bei irgendeinem Bombenangriff. Im Krieg war er wahrscheinlich Leutnant und Oberleutnant, vielleicht Hauptmann zuletzt, zuerst in Polen, dann in Frankreich, vielleicht hatte er später eine Ausbildungskompanie in Griechenland, oder er war für den Nachschub im Großraum Kiew vernatwortlich. Oder er wurde damals als erfahrener Verwaltungsfachman in die neuerworbenen Ostgebiete geschickt, zweifellos war er in seinem Beruf sehr fähig, oder er war beschäftigt mit mit der Enwicklung neuer Kampfmittel und damit unabkömmlich für die Wehrmacht.

Vieleicht heiratete er damals zum zweiten Male, seine Frau ist zehn oder fünfzehn Jahre jünger als er, sie ist blond sportlich, solche Frauen heiratete man in jener Zeit. Nach dem Kriege war Dr. Meinhard vier oder fünf Jahre in Russland, Gefangener oder Forscher oder Kriegsverbrecher, wer weiß das noch, wen geht das noch etwas an, schließlich wurde er doch entlassen – oder begnadigt, er spricht nicht darüber. Als er heimkehrte, war seine Frau in den Westen geflüchtet oder auch einfach umgezogen, da konnte er gleich wieder anfangen oder weitermachen in irgendeiner Verwaltung – oder in einem großen Industriewerk, vielleicht auch an einer Universität. Mit 65 wurde er pensioniert. Jetzt reist er um die Welt, ein ruhiger, uauffälliger, nicht sehr mitteilsamer Mann mit einer ruhigen, nicht sehr gesprächigen Frau. Zu Beginn der Reise haben Meinhards sich einen Tisch gewählt, an dem sonst keine Deutschen sitzen. Wenn Dr. Meinhard Shuffleboard spielt – und er spielt gern und gut und hat Erfolg dabei, weil er die kleinen Holzscheiben sehr überlegt und beherrscht auf die Zahlenfelder stößt – , bleibt sein Gesicht fast unbeweglich; selbst der Sieg entlockt ihm selten mehr als ein kleines Lächeln. Die englischen Reisenden haben ihn „happy Jack" getauft, den gücklichen Hans; möglicherweise ist er ihnen etwas unheimlich.

Am 12. Februar, Sonnabend, links blaue Küstenfelsen, fern. Dann wieder nur Sonne, die See, leichte Wolken. Nichts wissen. Gegen Mittag eine Ansage im Lautsprecher: Um 5 Uhr früh hat das Schiff Gibraltar passiert. Luft 17 Grad, Wasser 16 Grad. Herr Kunze ist früh aufgestanden und hat die Lichter gesehen. Links ist mittags ein blaugrauer Streifen erkennbar, etwas weiß darüber: die Sierra Nevada. Oder?

Sonne.
Aus-, ausgespannt.
In den Wind – .
Fliegt das Segel – .
Schäumt – Sonne – .
Hin-, hinüber.
Dahin – .

Am anderen Tage ein Zauberwort: Afrika. Berge in bläulichem Dunst, fern: Afrika. Nachmittags sind markantere, kräftiger bewegte Küstenumrisse auszumachen, ein Name geht um, an der Reling entlang: Philippsville. Die Küste versinkt wieder, der Name. Nichts wissen, nichts. Am 14. Februar mittags vorn rechts ein Felsblock im Meer, ein Riesenfelsblock: Malta. Erinnerungen an lange Vergangenes: Malteser, das Kreuz, Ritter, Vorposten, Einsamkeit. Und der Feldzug in Nordafrika. Bomben auf Malta. Wenn damals die Italiener. Stukas. Rommel, unser Rommel. Die Engländer sagen ja selbst – .

Liegestuhlbatterien zur Sonne hin. Das Achterdeck von grünen Tischen gefleckt, gelbe, graue, grüne Stühle rundum. Das blendende Weiß der Rettungsboote, das kralle Rot der Spanten und Duchten, Notrot zum Himmel hin.

Jeden Tag wird ein Nachrichtenblatt ausgegeben, kurzzeilige Meldungen aus London, Moskau, Washington, Saigon, Den Haag. Bonn hat den schwersten Schneefall des Winters zu verzeichnen, der Verkehr ist fast zusammengebrochen. Die Amerikaner haben – wieviele? schon wieder vergessen – Flugzeuge über Vietnam verloren – oder abgeschossen? Irgendwas war doch, Hubschrauber, glaube ich, oder?
Das Seismographische Institut der Universität Uppsala meldet eine gewaltige unterirdische Atomexplosion in Mittelasien. Sonst noch was? War was Besonderes? Nichts, nichts wissen. Kurze Zeilen, rasch gelesen, so so, Schnee, kann man sich gar nicht vorstellen – rasch vergessen, na ja, wir können ja doch nichts ändern.

Doch als abends ein Film gezeigt wird, in dem ein nicht sehr sympathischer, nicht sehr erfreulicher Deutscher zu sehen ist, stehen am anderen Vormittag drei aufrechte deutsche Weltreisende vor dem Kapitän und beschweren sich, also das sei Verunglimpfung, Hetze, Völkerverhetzung, immer die Deutschen, gerade wir Deutschen, Friede, Freiheit, Europa, und Fräulein Schenk, 23 Jahre alt, ihr Vater war seinerzeit Bürgermeister, hat sich genau so geärgert: „Die sollen uns doch endlich in Ruhe lassen damit, mit diesen alten Geschichten, gerade die Amis, als ob die nicht selbst

Dreck am Stecken hätten, Vietnam und so, und allein Hiroshima, die sollen uns doch nichts sagen! Aber da sitzen eben überall Juden in den führenden Stellungen, und besonders beim Film, das weiß man doch lange, die wollen bloß unser Geld, und das ganze heißt dann Wiedergutmachung, als ob man sowas mit Geld wiedergutmachen könnte – die sollen uns bloß in Ruhe lassen!" Frau Abercron sagt etwas von unbewältigter Vergangenheit, das sollte man vielleicht nicht vergessen; aber das mit den Wiedergutmachungsgeldern, das findet sie auch, das leuchtet ihr ein, das hat sie schon immer gesagt, die Steuern sind sowieso zu hoch, man soll uns doch endlich mit sowas in Ruhe lassen, überhaupt, diese ganze Entwicklungshilfe ist Unsinn, die wollen bloß unser Geld, dafür ist Deutschland gut genug, Milliarden werden verschleudert, und wer muß das bezahlen? Und sie rät Fräulein Schenk, sie solle sich vorsehn vor der Sonne, gerade hier, da habe man schnell einen Sonnenbrand.

Sonne. Die ersten roten, zu roten Gesichter, die ersten Nasenkappen aus Zeitungspapier, Masken, Fratzen, Fastnacht, Mummenschanz. Und abends im Palmcourt Salonmusik, La Paloma und Wiener Schmarren und Schmalz, rundum ergraute Frauen und Männer im Schunkeltakt, und pünktlich um 9 beginnt das bunte Unterhaltungsprogramm, Musik und Tusch, das eingelernte Lachen des Unterhaltungsoffiziers, und dann ein Walzerturnier, vornehmlich für die Älteren und die Alten, Wien Wien, nur du allein, rote Köpfe, schwitzende Fülle, knickerige Hosenbeine, erbarmungswürdig, und Tusch und Sekt für die Gewinner!

Oder „Bingo", das Zahlenlotto, Ihr Glück – Glück! Der erste Preis 57 Gulden – Bingo! Nichts wissen. Oder das allseits beliebte Pferderennen, 3 Gulden 30 für Pferd 4, Ihr Einsatz – Ihr Glück. Oder eine verrückte Hutparade, der lustigste Hut, der schönste Hut, der originellste Hut, der Hut der Hüte!

Und ab halb 11 oder 11, wenn die Alten nach einem letzten Sandwich schlafengegangen sind, spielt die Kapelle Modernes zum Tanz, das Saxophon löst die wimmernde Geige ab, der Schlagzeuger rührt Becken und Trommel und Timbales – immer die gleichen Melodien, immer die gleichen Rhythmen, Nacht für Nacht für Nacht, man kann fast die Uhr danach stel-

len, Cha-Cha-Cha gegen halb 12, und pünktlich um Mitternacht werden die Instrumente zusammengepackt, die Musiker trinken noch rasch ein Bier im Stehen, die Stewards räumen die letzten Gläser ab. Dann beginnt das halbdunkle Nachtleben drüben im großen Foyer und im Rauchsalon, an den Bars, der Kapellmeister wandert mit silbern gespreiztem Schifferklavier umher und müht sich um Stimmung, nichts wissen, nichts, in der kleinen Bar drängt sich junges Volk, die scharfen Rhythmen einer Gitarre, und die Getränke sind billig:

Junger Genever und Tonic,
Pilsener, Heineken,
Coca und Rum, Champagner,
Ginger Ale, Planters Punch,
Apricot, Irish Coffee –
dazu buntfarbige Cocktails:
Brandy Alexander,
Merry Widow,
Pink Lady – o Lady:
43 Cocktails von A bis Zaza,
und 15 Long Drinks
bis Vodka Collins,
beginnend mit
Bloody Mary.

Und gar nicht teuer, beinah geschenkt, ein Gulden 35 kostet das Glas, kein Zoll, kein Staat, nichts wissen, der Alkohol ist billig auf See, die Freiheit der Meere – cheers!

Und Zeit ist billig, die Nacht ist lang, lang, der Morgen kurz, und bis Port Said – wann eigentlich? am Mittwoch? Donnerstag? – ist es noch weit, tageweit, und bis um die Welt – wieviele Wochen eigentlich? Die Nacht ist kurz.

Doch am 17. Februar, morgens um 8 Uhr 24, legt am herabgelassenen Fallreep ein schmutziges Hafenboot an – Port Said! Auf dem Molenstrich ein einsamer Angler. Händlerschiffe rundum, Geschrei, buntes Leder, Körbe bunt, Hüte bunt, Taschen, Dekken, Kamelsättel, Handel, Feilschen, Geschrei. Drüben die nüchternen Krane der Werften, bescheidene Fischerboote, Barkassen.

Vor dem abgetakelten Denkmalssockel, früher stand hier Lessep in Bronze, liegt ein rostiges Frachtschiff unter ägyptischer Flagge, es heißt GLORIA. Und flache Dächer, weiße Säulen, braune Gesichter, ein purpurroter Fez. Und Palmen, die ersten Palmen. Palmen in Port Said: gefiedert, gefächert, groß, herrscherlich. Palmen am anderen Tage in Kairo, mattes Blaugrün im Morgendunst am Nil, Osiris' Bäume, schnappschußgewohnt. Rund um die Welt und ungestraft unter Palmen: in Suez, Colombo – wiegend in der Mittagsbläue, malerisch über den hageren Körpern der Fischer, nichts wissen, Palmen im milden australischen Herbst, die liebliche Palmeninsel Tahiti, Palmwedel überhängend ins wunschblaue, schlagerblaue Meer, hohe Palmenstämme mit kümmerlichen Wipfeln an den plangeraden Straßen von Los Angeles, üppige Palmenfächer in Acapulco, Palmendschuggel am Panamakanal, sattes Palmengrün auf Jamaica, Palmen unter den Burgmauern von Lissabon: Kokospalmen, Dattelpalmen, Ölpalmen, Monokotylen, Wein und Öl und Brot, Sonne, Freude, Friede – überall Palmen rund um die rund rund die Welt, Palmen auf allen Ansichtspostkarten:

Herzliche –
herzlich –
und ganz besonders
herzlich auch Erwin –
wir haben immer –
herrlich hier –
Palmen –
der Himmel
ist wirklich so blau –
du kannst es dir –
einfach phantastisch –
so schön wie –
noch schöner –
am schönsten in Farbe –
und reichlich zu essen –
ganz herrlich –
ganz herzlich –
hier laßt uns Hütten –

die Menschen zufrieden –
nur manchmal
etwas zu heiß: –
und schmutzig –
und faul –
und denkt mal –
wir denken –
herzlich –
so blau, und phantastisch –
ganz herrlich –
noch blauer als auf der Karte –
wir haben
natürlich –
wie geht es –
uns geht es –
die Sonne –
die Wellen –
die Palmen –
zauberhaft –
traumhaft –
ganz herzliche –
Marken für Onkel –
phantastisch –
wir denken –
wir grüßen
wir filmen, farbig natürlich –
uns geht es –
geht es uns geht es phantastisch
geht es –
wie geht –
es geht es –
geht –
mit vielen herzlichen –
grüßen wir –
herzlich.

So weit schon zurück, eine Welt, Tanten und Nachbarn und Eltern und Freunde, Kinder, Kollegen: Am schönsten der Sonnenaufgang. Die Palmen. Der Tempel. Das Schiff. Die Tänzer. Das Meer. Der Hafen von – Hafen von – Hafen von – . Welchen haben wir eigentlich? Wir müssen unbedingt noch in Melbourne, Luftpost, gerade wegen der Marken.

Und inzwischen ordnet der Reiseleiter alles, rund um die Welt, alles wird bestens organisiert, keiner soll etwas versäumen, meine Herrschaften, keiner versäumt was, der Reiseleiter sorgt und sorgt vor:

„Fotopausen werden reichlich eingelegt, wenn auch mehr kriegsmäßiger Einsatz: Raus, ran, Schnappschuß – weiter!"

Kreuz und quer durch Port Said im Bus, das ist Port Said, Sie sehen Port Said, Port Said ist, Port Said hat, Port Said war, eine Viertelstunde Port Said, im Vorbeifahren: „Rechts die Moschee ist sehr schön von innen zu sehn!"

In Kairo, also das ist nun Kairo, Sie sehen Kairo, die Stadt ist, die Stadt war, Kairo hat heute, sehn Sie mal links, und rasch hinaus zu den Pyramiden, das sind die Pyramiden, Beeilung bitte, meine Herrschaften: „Wir sind gleich unten bei der Sphinx, da machen wir 15 Minuten". Und wieder nach Kairo hinein, da – da eben, da hinten – da hat die zweite Frau von dem Faruk gewohnt, wie hieß sie noch?

Der Reiseleiter verblüfft immer wieder durch seine Kenntnisse und seine Formulierungen, auch bei den Ortsbeschreibungen, mit denen er die Reisenden jeweils auf den nächsten Hafen vorbereitet:

„Die wichtigsten Geschäftsstraßen in Colombo sind mit großen Häusern und neuerdings auch mit Hochhäusern bebaut. Ansonsten entspricht die Bauweise der Häuser dem einheimischen Klima, was durch angebaute Veranden und Terrassen zum Ausdruck gebracht wird."

Oder zur Gründung Sydneys, das sollte man wissen: 1770 hatte Captain Cook die britische Fahne zum ersten Male auf australischen Boden gepflanzt und zwar an der Botany Bay, wenige Meilen südlicher. Nachdem er dort Wasser eingenommen hatte, segelte er nach Norden und zwar sah Cook den Eingang in was er glaubte, aber er nicht ahnte, dass hinter dem bewach-

senen Kap einer der geräumigsten Häfen der Welt läge."

Oder zur Geschichte Australiens, Kenntnisse schaden nicht:

„Im Jahre 1788 brachte der Captain Philipp ausser seinem Sträflingstransport noch fünf Kaninchen mit. Diese vermehrten sich wie die sprichwörtlichen Kaninchen und als 5.000 Weiße im Lande waren, gab es bereits zehnmal so viel Kaninchen."

Oder über Tahiti, keiner braucht die Märcheninsel unwissend zu betreten:

„Die der Küste vorgelagerte imposante Düsenflugzeug-Start- und Landebahn, die Tahiti 'auf Kurzstrecke' mit der Welt verbindet, fügt sich mit tahitischem Gleichmut in das Bild der Einbaum-Boote, die nach althergebrachter Sitte auf Thun- und Schwertfisch-Jagd gehen, ein."

So bunt wie die Welt, so farbig die Sprache. Aber was ist das schon: Welt? Und was ist das: Sprache? Und was sieht der Mensch schon an einem Tag – in sieben oder acht Stunden – von einer Stadt, von Colombo zum Beispiel, Colombo auf Ceylon, nie gesehen bis dahin:

Heiß ist es, heiß, sehr heiß, der Bus holpert, bremst, aussteigen, zehn Minuten am Hindu-Tempel, Schmutz, Gerüche, bettelnde Kinder, nichts geben, man wird sie nicht wieder los, die Schuhe am Tempeleingang stehenlassen, fotografieren erlaubt, es ist heiß, sehr heiß. Der Bus fährt weiter, enge Straßen, Hütten, Verschläge, eine Kirche, eine Schule, weiß gekleidete Schulmädchen, vorbei, plötzlich ein Strand, das Meer, blau wie niemals, Stop, aussteigen, Fischerboote, Palmen, malerische, zerkerbte Gesichter, gleichmütig den Kameras hingehalten, Hungerödeme, bettelnde Kinder, nichts wissen, weiter, vorbei, Beeilung bitte, wer fehlt denn noch? Und überall Schwarz in der Stadt: schwarze Sonnenschirme, riesig, schwarze Raben, Riesenraben überall über der Stadt, das schwarze Haar der Singalesen, schwarzer glänzender Teer, in der kochenden Hitze wird eine Straße ausgebessert, das schwarze Ebenholz der silberprotzenden Schnitzelefanten in den Auslagen der Juweliere, weiter, bitte.

Und Rot überall: Rotes Fleisch in den offenen Marktständen der Peta, der wimmelnden Altstadt, strahlendes Blütenrot in wuchernden Sträuchern, schwankend zwischen den Häusern die urtümlich roten Doppeldecker-Omnibusse, importiert aus dem

grauen London, und rote Edelsteine, glitzernd – blaue Edelsteine, Edelsteine den ganzen Regenbogen entlang, der kostbare Schimmer der echten Steine, der kostbare Schimmer der Imitationen, der edle Saphir für 40 Mark, 30 Mark, ein dunkles Auge, ein weißer Stern – kostbarer Fund oder Glas, Glas, wer weiß das, wer weiß das genau?

Und vor dem Arbeitsamt, irgendwo, drüben, da drüben, drängen sich Hunderte, eng an eng – wieviele? – Tausende drängen nach Arbeit, schon ist der Bus vorbei. Das Rathaus, Stop, ein weißer prunkender Säulenbau, Blende 11 ein Hundertstel, auch am Parlamentsgebäude ionische Säulen, Freiheit, Frieden, Demokratie, und durch helle Säulengänge hindurch der Blick von der Hotelterrasse über das blaue blaue Meer. Im Hotel wieder Läden, Saphire, Ketten, Juwelen, garantiert echt, Gold, Silber, Weißgold, Mondsteine, und kostbare Seiden, Brokate, und Tee, ceylonesischer Tee – „Ich kaufe meinen Tee immer in Ceylon", sagt Frau Abercron – , und vor dem Hotel in der Sonne Frauen mit selbstgehäkelten Spitzendeckchen, Händler mit billigen Ketten aus Muscheln und Zimtkernen, hagere dunkle Gestalten, die verzweifelt um den höchsten, den niedrigsten Kurs für ein englisches Pfund handeln, die ganz besondere Angebote versprechen, beschwören, im nächsten Laden, bitte, gleich um die Ecke, bitte, dies und das und alles, alles, und im blauen Meer kann gebadet werden, schäumende Brandung aus warmem, zu warmem Wasser, Beeilung bitte, wer fehlt noch?

Und zurück in die Stadt durch dörfliches Grün, üppiges Tropengrün, Paradiesgrün, Plantagen, Gummibäume, Kokospalmen, Reisfelder, Fotostop für eine Herde von Wasserbüffeln, Blende 8 ein Hundertstel, und wieder Mädchen in weißen Schulkleidern, weiter, vorbei, eine Kirche, ein Mönch, ein Tempel, und immer wieder ein schwarzer Sonnenschirm – und Blüten, rot und rosa und gelb in das Grün gestreut, ein leuchtendes Violett, nie gesehen, vorbei, und in der Stadt bleibt noch eine Stunde Zeit, Rikschahs, Saphire, Türkisches Bad, gleich nebenan, Briefmarken, echte echte Saphire, blau, hellblau, weiß, für den halben Preis, den viertel Preis, beinahe geschenkt, bitte, kommen Sie wieder, ein englisches Pfund für 25 Piaster, für 26, 27 – und heiß ist es, heiß.

Um 18 Uhr fährt der Tender zum ankernden Schiff zurück, und das Schiff empfängt mit künstlicher Kühle, künstlicher Fri-

sche, künstlicher Sauberkeit, mit Dusche und Bad und Bier, Bier, kühlem Bier. Bei der Ausfahrt, 20 Uhr 45, ist es schon dunkel, ein Gewitter steht über Colombo, das zurückbleibt mit flackernden Lichtern, ein edelsteinglitzerndes Ufer, immer weiter zurück, bis nur noch das Meer da ist, wieder das Meer.

Acht Tage und neun Nächte lang kein Land, keine Insel, nur Meer, Ozean, nur das Schiff. Zeit. Zeitlosigkeit.

Zu Asche,
zu Erde,
zu Fall:
was
verfängt denn
ein
Tropfen
Bitter –
wer
empfängt
den Ball?

Am 27. Februar – wann war das? – ist eine alte Frau gestorben. Am 4. März – gestern, vorgestern schon – ist auf dem Schiff ein kräftiger Junge zur Welt gekommen. Kaum jemand erfährt vom Sterben der alten Frau. Jeder erfährt von der glücklichen Geburt des Jungen Reinald Benjamin, der Vater wird abends im Palmcourt vorgestellt, Beifall und Rundgesang: Happy birthday to you, im nächsten Tagesprogramm steht es zu lesen, die Passagiere sammeln für einen Kinderwagen. Während die tote Frau, die im fernen Australien ihre Kinder und Enkel besuchen wollte, die Reise weiter mitmacht, irgendwo tief im C-Deck in einer Kühlkammer, neben der Küche – und die Deckstühle wissen schon von fünf, von sieben, von zehn Toten, 20 Särge an Bord, 24 Särge! 66 Tage später, in Rotterdam, wird die Tote an Land gebracht werden, längst vergessen von den 87, die um die Welt fahren, unbekannt denen, die in Sydney, Tahiti, Los Angeles zusteigen auf das Schiff.

Eine Welt, dieses Schiff, kaum einer zählt noch die Tage, die Nächte von wo bis wohin, bis zum Ende. Eine Welt, ein Kreis, eine Kugel, die sich um sich selber dreht, abgeschlossen, einge-

schlossen vom Blau, von der heißen Luft, unaufhaltsam dringt die Hitze in die Kabinen, trotz der Klimaanlage, das bloße Laken ist nachts schon zu viel, Schwüle verschließt die Poren, kein Wind bringt Erfrischung, kein Hauch, und in der Nacht wacht einer auf und weiß: abgeschlossen, eingeschlossen.

Eingefangen:
Galeere, Kette,
Vergeltung: eng,
eingeengt, zu:
Fron, Frondienst,
hermetisch, zu-
geschlossen, zuende,
die Quittung: ein-
gefangen,
gefaßt.

Aber der neue Tag beginnt wieder heiter, kein Wolkenschatten im Blau, die brennende Sonne, kein Hauch, und mittags wieder das kalte Essen unter den Sonnenschirmen des Achterdecks, „Lido-Lunch", Selbstbedienung unter orange-weiß gestreifter Markise, Brot, Brötchen, Butter, Salate, Fisch, Fleisch, Käse, Obst, Kuchen, Eis, Eis, und dazu eiskalte Milch, eiskalter Tee, eiskalter Kaffee, eiskalter Saft. Eis. Und wieder das Dösen im Deckstuhl.

Ich fange,
fange
mich ein:
im Netz
ein Schatten
gefangen,
die Sonne
gehört mir
nicht.

Heiß ist es, heiß, die kleinen Gespräche, Müdigkeit vom Abend vorher, ein Buch, Buchstaben, nichts, was soll das? Neptun kommt an Bord, kreischende Opfer, von grellem Schaum zerstörte Gesichter, johlende Barbarei, ist doch nur Spaß, Wasser wäscht alles ab, die Äquatortaufe, entsetzte Kindergesichter, Beifall, Lachen. Nichts wissen. Was machen wir heute abend? Tanz, Bingo, Spiele, Pferderennen, Ihr Glück, war nichts, die bunte Show der Mannschaft, die bunte Show der Passagiere, Gesang, ja, Humor, ja, Kreischen, das eingelernte Lachen des Unterhaltungsoffiziers, jetzt singen wir alle mit, alle, und wieder Tanz, Tanz, nichts wissen, und wieder die Nacht an der Bar.

Atem, der leicht wird,
spät, schillernde Gläser:
was waren Worte, was
gestern, was ich:
Federn im Schnee,
Augen im Traumfarn,
vergessen: aber
der alte Hahnenschrei
wird dich wecken,
ohne ein Wort.

Was? Wer? Niemand – niemand weckt dich, natürlich, kein Mensch! Cheers – cheers! Prost – Prosit! Mensch!

Manchmal gibt es jetzt Streit an der Bar, laute Worte, ein Schlag, Schläge, eine Schlägerei, Blut im Gesicht, ein blutiges Hemd, und Frauen stehen dabei und feuern an. Aber spät, irgendwann spät oder früh – wer weiß wann? – geht doch der Letzte – wird die Uhr heute vorgestellt? – , gehen die Letzten, irgendein Paar, zufällig, sie steigen die Treppe hinunter, halten sich. Die Liebe. Nicht die alltägliche, auch nicht die große Liebe, bestimmt nicht – oder? Wer will sagen, wer richten. Die Umgangssprache ist meistens Englisch, „I like you" genügt schon, wer spricht gleich von love, man trifft sich, findet sich, trennt sich, trennt sich spätestens in acht, in sieben, in sechs Tagen – drei Tage noch: „I like you" bis übermorgen, darling, bis morgen noch, love – wer sagt es, wer richtet? Jung – oder nicht mehr so jung, nicht mehr:

die Falten der wievielten Enttäuschung um die Augen, freundliches Lächeln, hinter dem sich gelebte, erfahrene Jahre verbergen wollen: alt, beinahe schon alt, aber noch noch jung, beinahe noch, und immer noch einmal: vielleicht – vielleicht hier: hier, abgeschlossen, eingeschlossen in dieser Welt, vielleicht noch einmal: ein einziges, Mal nur, eine Hoffnung, kleine Hoffnung, ein Blick, einmal nur, ein Augenblick, jetzt: einmal noch, zwischen dem Morgen, dem Abend, zwischen den Ufern, in dieser verlorenen, gewonnenen Zeit.

Und dann das Winken an Pier von Fremantle – Schreib' mal! – , in Melbourne, in Sydney – Tränen, ja, schreib' bald mal! Erst ein schmaler grauer Streifen über dem Meer: Land, Land – gedämpftes Blaugrau unter der ungetrübten Morgensonne, dann gestaffelte Landzüge, Hügel, Häuser, Sendemasten – der Lotse kommt an Bord, langsam gleitet das Schiff in den Hafen hinein, langsam zum Ufer hin, langsam, bis endlich die Gangway festgemacht ist, 10 Uhr 31 – Schreib' bald mal, ja? – Hörst du? – Vorbei.

Ein Tag in Perth, einer in Melbourne, zwei Tage Sydney, die Welt, fremde Welt: Blühende Mimosenbäume mit langen gelben Rispen, Traumgelb, und Sonne, Sonne, milder Herbstanfang im März, acht Stunden Sonne täglich im Jahresdurchschnitt. Und Wellblechdächer, Kolonialstil, und schwarze Schwäne, helle Bungalows, so möchte man leben, und Andenken, Gemaltes, Geschnitztes, wirklich nicht teuer „Und vor allem, die Kinder können damit angeben!", nichts wissen, ein Bumerang kommt wirklich zurück, und frische Erdbeeren, pralle Tulpen, Pelikane im Tierpark und schläfrige Koala-Bären –"Sind Sie nicht süß?" – , und darüber das fremde, betörende Läuten der grünen Glockenvögel – nie gehört, nie geahnt, fremd, fremd und wieder dann mächtige Brandungswellen, und bei der Ausfahrt vielfarbig, groß und leuchtend die untergehende Sonne.

Neue Gesichter an Bord, andere Gesichter verschwunden – wer war das noch, wer? Schon vergessen, nie wieder, und in der Bar geht es plötzlich lauter zu, kräftige Burschen hocken da mit langen Haaren, wiegendem Gang, sie sprechen, kauen ein breiteres Englisch, und die neuen Mädchengesichter sind stär-

ker geschminkt am Abend. Und wieder „I like you", und später vielleicht, wer weiß das, wer hört das, „I love you" – bis Tahiti oder Los Angeles, bis zum Aussteigen, einmal, vielleicht bis Southampton, drei, vier, sechs Wochen lang, hin-, hinübergespannt und dahin.
Und ringsum wieder die See, graue Wellen, Schaumkämme auf leichtem Blau, Morgenrot, Abendgelb, das dumpfe Nachtblau unter den Sternen, fremden Sternen: Orion steht auf dem Kopf, der Mond eine Schale, irgendein leuchtender Satellit zieht über den Mitternachtshimmel, und vorn das Kreuz des Südens, vorn, rechts neben dem Mast, da, da oben! Bis irgendwann, endlich, wieder der Ruf umgeht: Land, Land! Graublaue Schatten wieder, Bergsilhouetten fern, über dem Wasser. Und am anderen Morgen, früh, die Einfahrt nach Wellington.

Kühle. Über dem Achterdeck Möven, Mövengeschrei. Felsen im Dämmergrau, dünne Perlenlichter ein fremdes Ufer entlang. Am Himmel verschwimmendes Violett, ein mattes Blau, ein erstes Rot. Langsam fährt das Schiff zwischen Felseninseln, Felsenhängen dahin, langsam. Kühle. Erwartung. Das Schwarzweiß der Möven. Da, plötzlich, gleiten Felsenkulissen zur Seite, die Ferne öffnet sich, die Stadt erscheint: weiß die Hänge hinauf, edelsteingleich die Häuserpunkte im Dämmergrün, kostbar und nie nie so gesehen – liedschöne, traumschöne, nie so geahnte Stadt. Das erste Sonnenlicht hebt die Bergkuppen an, erstarrte Lava wird plastisch, gewinnt ein leichtes Grün, frühlingshaft. Noch einmal schieben dunkle Felsen sich vor das Bild. Aber schon werden die Lichtperlen matt, die Sonne zögert nicht länger, das Schiff dreht ein, die weite Bucht bietet sich dar: der Hafen, Schiffe rot schwarz weiß, Kranfinger, Hallen, Beton, und dahinter, von mattem Fels übergipfelt, hügelan steigend, hell und festlich die schöne, die gelobte Stadt.

Der Zauber hält nicht. Nichts ist so frisch wie die Einfahrt, die Ankunft – der Augenblick, da noch nichts berührt, nichts gewußt ist. Bei der Ausfahrt am Abend bringt auch der verführerisch leuchtende Sonnenuntergang den Morgenglanz nicht wieder zurück: Die Stadt ist bekannt, ist wirklich geworden, Wellington auf Neuseeland, eine angenehme Alltagsstadt mit

freundlichen Holzhäusern, braven Schaufenstern, bescheidenen Sehenswürdigkeiten und Andenkenläden wie überall, mit Denkmälern, Plätzen, Aussichtspunkten, rasch fotografiert – „Hier müssen Sie, hier!" – , Blende 11 ein Hundertstel, der Film beruhigt, bewahrt das schon Vergessene auf. Wie hießen die Eingeborenen noch?

Und wieder sieben Tage Meer. Vormittags werden 5.500 Meter Wassertiefe gemeldet, und die Lautsprecherstimme weiß, unwiderlegbar: „Bis zur Ankunft in Tahiti werden wir keine Inseln mehr zu sehen bekommen!"

Wieder Zeit, Zeit, Zeitlosigkeit – wann war das? Gestern – vorgestern? Die Uhr wird vorgestellt, Nacht für Nacht, halbe Stunde um halbe Stunde der Sonne entgegen, halbe Stunde um halbe Stunde dem Schlaf abgenommen. Und dann ist zweimal der 22. März – Dienstag und noch einmal Dienstag: Die halbe Stunde um halbe Stunde zurückgelegten zwölf Stunden der Herfahrt werden auf einmal vertan – und zwölf Stunden werden vorgegeben für die Heimfahrt, rund um die Welt.

Zeit gespart,
keine Zinsen.
Träume gespart,
kein Tag.
Wir zittern
und wissen es
nicht.

Und die Zeitlosigkeit legt sich immer fühlbarer, immer lastender über das Schiff, auf die Menschen.

Tag um Tag Meer, Bläue, strahlende Hitze, Lido-Lunch, Tag für Tag Shuffleboard, Skat, Tanz, Bar, Bridge, der kalte Atem der Klimaanlage, die bleierne Schwüle an Deck. Die neuen Gesichter sind nun schon wieder vertraut – Hi und Hello und How are you? – , die alten – wann war das war das noch? – schon vergessen, lange vergessen: Wer war das noch?

Tropfen: Es fallen
Tage um Tage, Sand,
Flugsand, hinab: Wer,
wenn endlich der Atem
stockt, weiß verläßliche
Daten? Die ungeweinten,
die dürren Stunden
höhlen den Stein.

Bis endlich, nach Tagen, acht Tagen – oder? – morgens die Insel vor dem Schiff liegt, dunkelgrüne Berge, eine schwere Wolke hängt über den Gipfeln, und Palmen, Blüten, Farben, Guitarren, Gesang, wie der Prospekt es beschwor:

„Die unbeschreibliche Atmosphäre von Tahiti, das Inselparadies in der Südsee, nimmt sofort jedermann gefangen. Tagesausflug im lustigen Tahiti-Bus, immer entlang der Küstenstraße rund um die Insel. In Paea findet die Tour ihren Höhepunkt bei einem tahitianischen Festgelage mit Darbietungen, Tänzen und Musik der schönen Insulaner."

Insulanerinnen, schlanke Körper, braun, freundliche Gesichter, wirbelnde Hüften, und Kränze und Blumen im Haar, erregender Trommelrhythmus, Lachen, belebender Punsch, Kränze und Blumen im Haar der Touristen, auf Sommerhüten, Strohhüten Kränze, Friede, Freude, nichts wissen, und Fotos, Fotos, Farbfilm gelb grün rot rot, und Ansichtspostkarten, Gruß aus Tahiti, Gruß aus dem Paradies, Kränze in grauen Haaren, Kränze auf Glatzen, Muschelketten um welke Hälse, Trommelrhythmen in breiten Hüften, Lachen, Lachen, schwitzendes Biedermannsrot, die Filmkameras surren, haben Sie das auch drauf? Haben Sie das? Die freundlichen Körper, braun, stille Gesichter, lächelnd, wissend, trainierte Hüften, und nach dem Fest steigen sie auf ihre Motorroller und fahren zur Stadt zurück, Angestellte des Paradieses, das seine Pforten jedermann öffnet, der zahlt.

Kurz vor 5 Uhr nachmittags gibt das Schiff dreimal Signal, die letzten Passagiere und Matrosen kommen aus der lärmenden, stinkenden „Quinns Bar" am Hafenplatz hervor, torkeln in der Hitze, laufen zum Fallreep. Am Ufer vielfarbiges Gedränge, darin eine Mädchenschar in roten Trägerröcken und weißen

Blusen, Schulkinder, die singend Abschied nehmen von einem Missionar. An Bord Muschelketten und Blumen und Blumengirlanden, Aloahe, und das Schiff gleitet aus dem Hafen hinaus, durch die scharfe Brandung der Korallenriffs, hinaus zu zehn Tagen Fahrt durch den Pazific, den friedlichen Stillen Ozean, der seinem Namen Ehre macht: Still ist das Meer, zuweilen ölig ruhig wie ein versumpfender Binnensee, nichts stört den eingefahrenen Kreislauf des Bordlebens.

Aus-, ausgespannt:
in den Wind gespannt,
in die – .

Jeden Morgen rutscht das fröhlich bedruckte Tagesprogramm in die Kabine: Ab 7 ist das Schwimmbad geöffnet, vormittags Unterricht in Holländisch, Deutsch und Französisch, zwischendurch Morgengymnastik, später Schallplattenmusik aus den krähenden Decklautsprechern, Tischtennisturnier oder Shuffleboard-Turnier auf dem Sportdeck, das Morgenkonzert der Schiffskapelle, La Paloma, nichts wissen, und beim Lido-Lunch auf dem Promenadendeck klimpert der Kapellmeister persönlich Walzer und Polka und Operette. Nachmittags Dokumentarfilme, irgendwann im immer rauchigen Spielsalon ein Schach- oder Dame- oder Skatturnier, Märchen und Spiele und Sport für die Kinder, wieder Schallplattenmusik, eine Stunde mit Cha-Cha-Cha, dann die Cocktail- und Abendmusik der Schiffskapelle Urgroßväterchens Melodienstrauß, das Kino füllt sich um halb 8 und um 9, und um 9 beginnt im Palmcourt wieder das Abendprogramm, der Unterhaltungsoffizier mit dem eingeübten Lachen, Wir singen Volkslieder, alle, oder Tanzspiele oder Talentshow der Passagiere oder Eishacken des Oberkochs oder wieder mal Pferderennen, das beliebte Pferderennen, zwei Gulden auf Pferd 6, oder wieder mal Bingo – BINGO – oder – oder – oder. Nichts wissen. Und das Blitzlicht des Bordfotografen ist immer dabei, am anderen Tage werden die kalkigen Lachgesichter ausgehängt, Bestellungen, bitte – da bist du ja auch – da, in der Ecke! Und immer wieder das Essen – Essen.

Äpfel, Orangen und Grapefruits morgens,
Pflaumen- und Aprikosenkompott,
Orangen-, Tomaten-, Grapefruitsaft –
und dann geht es erst los:
Griesbrei, Grütze und Reis,
Eier, gekocht, gebraten, gerührt,
Omelett mit Schinken, Käse, Tomaten –

und dann geht es erst richtig los:
Schinken und Speck, gekocht, gebraten,
Mettwurst, Blutwurst, Leberwurst,
Käse aus Leiden und Edam –

und dann geht es immer noch weiter:
Orangen-, Erdbeer-, Kirschmarmelade,
Honig
und Toast
und Graubrot
und Weißbrot
und Pumpernickel
und Semmel, Rosinenbrötchen,
Knäckebrot, Zwieback,
und dazu Kannen Kaffee und Tee und Kakao,
Milch, Joghurt und Buttermilch.

Und mittags: Der Mensch weiß nicht,
was alles er essen kann! Nichts wissen.
Und abends endlich das Dinner,
anderthalb Stunden,
die große, breite, festliche
Hauptmahlzeit:
Hors d'Oevre
und Suppe
und Fisch
und Braten
und diverse Gemüse
und diverse Kartoffeln
und Salat
und Kompott

und Eis mit Sahne
und Kuchen
und Brot und Brötchen,
Tee und Kaffee.

Und zwischendurch Kaffee gegen 11, Tee gegen 4, und nachts im Foyer vor dem Palmcourt noch einmal Sandwichberge, Tee und Kaffee. Und es gibt keine Waage an Bord.
1. April. 2. April. 3. April. Wo – wo sind wir? Tag um Tag Meer, Bläue, Hitze, Schwüle, ein kühlerer Wind, brütende Stille, ein Regenschauer, abends, blendendes Morgenlicht: Ruhe, Gleichmaß, Gewohnheit. Alltag.

Ein Alltag aus Spiel und Nichtstun und Tanz und Verdauungsbeschwerden, und Spannungen sind plötzlich da, Reibungen, von irgendwo her, irgendwo. Plötzlich schreit einer den anderen an: „Sie – Sie!" Plätze werden gewechselt, Tische, Kabinen. „Mit dem doch nicht – das habe ich doch nicht – ". Plötzlich umkreisen sich zwei, grüßen sich nur noch kühl, gar nicht mehr, sehen aneinander vorbei. „Na, der – der – der soll bloß still sein, was der – ". Zwei spielen nicht mehr miteinander Shuffleboard – oder Skat – oder Schach – , sie suchen sich Deckstühle in verschiedenen Schattenecken. „Wissen Sie, ich will doch hier keinen Streit – ". Zwei haben sich satt, vier haben sich satt, 57 Tage sind erst vergangen von den 86 Tagen und 87 Nächten – 58 Tage, das Ende nicht abzusehen, mehr als vier Wochen noch aus-, ausgespannt. „Sie – Sie!" Die Traumerfüllung für 5000, 6000, 7000 Mark ist gestört.

Aber bald schon, morgen – oder übermorgen, übermorgen bestimmt – ist alles wieder wie vorher, beinahe wie vorher: ein höflicher Gruß, ein kleines Gespräch. „Gewiß, aber wenn es nicht ganz so heiß wäre – ". Und ein neues Spiel: „Na, wer gibt denn?"
Bis wieder die Schwüle da ist, die Wolken, andere sehen sich plötzlich nur noch mit einem halben Blick an, sehen sich gar nicht mehr an, einer bricht los: „Sie – wie können Sie – ".

Bis endlich, endlich wieder ein Küstenstreifen grau aus dem Meer taucht, da, vorn rechts: Land! Land! Los Angeles, Palmen

und Hitze und Disneyland, oh, beinahe wie echt, entzückend, und Delphine, reizend, wie im Fernsehen, aber Hüte tragen die Frauen hier, also so ein Geschmack! Und dann ist schon Acapulco da, Palmen, lachendes Blau, die Große Welt, hier sollte man mal, und der Bus fährt hinauf zu den berühmten, den weltberühmten Todesspringern, neulich im Fernsehen gehabt: Felsen, Stille, Gebet und Jungfrau – „Halten Sie die Kamera schußbereit!" – , und ein schlanker brauner Körper taucht tief in die Felsenschlucht, Gischt, da, taucht wieder auf, nichts passiert, weiter, Beeilung, bitte – der Bus fährt weiter, Sonne, Palmen, Hotels, Hotels, Fotostop, Swimmingpools, da unten das Schiff, unser Schiff, und irgendwo dreckige Hütten, Lumpen, Lehm, nichts wissen, und wieder traumweiße Villen, da wohnt – da wohnt – hier wohnte, Stop, Aussicht auf Stadt und Hafen – „Fotomäßig gut mitzunehmen!" – , und ein Bad im schäumenden Meer, ein rascher Einkauf zuletzt, Silber, billig. Strohhüte, billig, Handtaschen, echt Krokodil und billig, billig, und um 5 legt das Schiff wieder ab – „Blende 8 reicht noch allemal".

Und wieder Hitze, Spiel, Alltag, Hitze. Zeitungen sind an Bord gekommen, werden gelesen, zerlesen, vom Wind zerknittert – was Heues? Nee, immer das Gleiche – haben Sie gesehen, die kleine Karte von Vietnam?
Und sonst? Die Börse? Man kann nicht viel machen – was soll man schon – soll man – . Abwarten, sage ich, abwarten!

Irgendwann Panama, dann grelle Musik in der nachtheißen, dunstigen Stadt, finstere Treppenaufgänge, schwitzende Leiber, Nacktes, Gerüche, Gefahr, Gestank. Aber das klinisch saubere Hilton nimmt alle auf, die die dämmerigen Bars und die liederlichen Vorstadtkaschemmen meiden oder von dort wieder zum Lichte streben, tröstet mit Bourbon on the rocks und Roulette.

Am anderen Tage der Kanal, Schleusen hinauf, unter glühender glühender Sonne durch Urwalddschungel, große Foto- und Filmzeit, Technik und Palmen und schwarze Geier, ein Krokodil – „Ist das nicht zauberhaft?" Abends Christobal rechts, Lichtergeschmeide, nichts wissen, dann nur noch das warme, lullende Nachtblau, Sterne, klar wie im Schlager, sanft wie im Schlager-

traum, auf dem Achterdeck wird getanzt. Und übermorgen, morgen Jamaica: Zweieinhalb Stunden quer durch die Insel zum Hilton, gegessen im Hilton, gebadet im Hilton, zweieinhalb Stunden quer durch die Insel zurück zum Schiff, zwei Stunden noch bis zur Abfahrt, eine Armbanduhr wird gestohlen, noch eine Stunde – „Ein herrlicher Tag, nicht?!" – „Ein Erlebnis!" Wieder und noch einmal dann elf Tage Meer, langer drückender Alltag mit Bingo abends, Show der Talente, das gewohnte Lachen des Unterhaltungsoffiziers, Tanzspiele, Pferderennen, Filme und Whisky-Soda, Tom Collins, Bloody Mary, eine Champagnermarke ist schon ausverkauft. Nichts wissen, nichts. Und Wind kommt auf, Sturm, der den Speisesaal leert und blasse Gesichter in die Deckstühle legt – schon nur noch Tage, gezählt, bis Lissabon, fünf Tage noch, wir haben Verspätung, drei Tage noch, übermorgen, morgen in Lissabon, es wird kühl, April in Europa, Sweater, keine Bikinis mehr. Bis dann der Küstenschatten erscheint, keine Insel: Land – Europa.!

Lissabon: Anlaufen nachmittags um 3, Auslaufen zwei Stunden nach Mitternacht, sechs oder sieben oder zehn Stunden Impressionen: ein Turm, ein Denkmal – zu Pferde, wer? – , schwarze Kinderaugen, zerfallene Mauern, weiße Pfauen und Silberfiligran, Briefmarken gleich am Schiff.

Nur noch vier Tage jetzt, drei Tage noch von 86, vier Nächte. Southampton nachmittags, grau, 320 Passagiere von Bord, Kofferberge, Kisten, der offene Schacht zu den Laderäumen – Hi und Hello und See you later!

Ein Schritt, der zweite
weiß schon nicht mehr,
was war: die anderen
Schritte: was war denn,
was? So geht man,
und fort.

Und am 87. Tage vormittags gegen 9 das dunstige Blau des Hafens von Rotterdam, Graublau: rund um die Welt gefahren, die Koffer gestapelt, Hüte, schon werden Gesichter fremd, Alles Gute, kühl ist der Mai, und schreiben Sie mal, ich rufe dann

gleich – Alles Gute, wenn Sie die Afrikareise machen, vielleicht – Das mußt du verstehen, versteh mich doch – Alles Gute, ebenfalls, ich denke ich werde, ich kann doch nicht, kann doch, hoffentlich kriegen wir noch den durchgehenden, ja, Alles Gute. Die Trossen werden hinübergeworfen und festgemacht.

Grau, blaugrau, grau:
der Morgen bricht an,
der Tag, das Gewohnte:
Steine. Mauern. Straßen,
unausgeschlafen, grau,
der alte Alltagsanzug,
noch niemals so weiß
wie irgendein Morgen,
graublau, grau.

4. Mai. Ankunft Köln Hauptbahnhof 17 Uhr 38. Winken, wie immer. Die Uhr. Es ist kühl, dunstig.

RUNDUM OHNE REIM
Gemeinschaftsproduktion von Norddeutschem Rundfunk (Erstsendung 22.10.1966) und Süddeutschen Rundfunk (23.10.1966).
Später gesendet vom Westdeutschen Rundfunk, dem Hessischen Rundfunk und von Radio Bremen.

Preisend mit viel schönen Reden

Notizen von einem Schulgeburtstag
(1966)

Stimmen:

1. Sprecher
2. Sprecher
3. Sprecherin
4. Sprecher
5. Sprecher
6. Sprecher
7. Sprecher

1.: Fackelzug. Festakt. Festansprache. Festball. Festgottesdienst.

2.: Eine Schule feiert, feiert Geburtstag.

1.: Feiert mit Fahnen und Fackeln und Chor und Orchester,

2.: mit Kränzen und Tänzen und Reden und Ruderregatta.

1.: Feiert 400 Jahre –

1.: mit Lorbeerbüschen und Palmenkübeln und leuchtenden Chrysanthemen,

2.: mit Kultusminister und Landrat und Bischof und Bürgevorsteher,

1.: Hochansehnlich Festversammlung!

3.: wie man so etwas feiert:

1.: mit Bach – Händel – Mozart –

2.: und mit einer Festschrift, mehr als 200 Seiten schwer, geziert mit würdigen Grußworten:

5.: Möge die – Möge der – Möge die – Möge der – .

3.: Fast könnte man den Namen fortlassen, den Namen der Schule, auch den Namen der Stadt, und wer, wer fragt schon nach den Namen der Lehrer und Schüler gestern, heute, vor hundert, dreihundert, vierhundert Jahren?

4.: Wer fragt schon morgen nach uns – übermorgen?

1.: Auch das schön gedruckte Festprogramm wird vergilben, auch die Festschrift -

2.: 216 Seiten auf feinem Kunstdruckpapier –

1.: wird verstauben, und der sieben Druckseiten lange Aufsatz über bedeutende Schüler der Schule wird möglicherweise nur einem anderen Chronisten beim nächsten großen Geburtstag – in fünfzig, in hundert Jahren – als Unterlage dienen:

3.: Wer fragt schon nach dem bescheidenen Dutzend Pastoren und Lehrern und Professoren, auch mal ein Künstler, ein Sportler, ein hoher Beamter dabei, deren Namen im Ablauf von 400 langen Jahren über das Städtchen hinausdrangen?

1.: Vielleicht ist einer von ihnen in Meyers Konversationslexikon aus dem Jahre 1885 zu finden –

2.: wenn jemand ihn dort suchen sollte.

1.: Und selbst der eine Bedeutende, Ulrich Graf zu Brockdorff-Rantzau – zweimal ist er in der Festschrift abgebildet: Auf dem Foto der Abiturienten von 1888, Seite 45:

In der Mitte Ulrich Graf zu Rantzau: Mittelscheitel, Zwikker, ernst, gelassen und würdig –
und auf Seite 99 der Diplomat, der Gesandte, Staatssekretär, Reichsminister des Auswärtigen: Mittelscheitel, Monokel, noch ernster, gelassener, würdiger –
auch Ulrich Graf von Brockdorff-Rantzau, Schüler der Schule von 1880 bis 1888, im Großen Brockhaus letzter Ausgabe ist er im dritten Band zu finden, Seite 354 oben links,
auch er ist fast schon vergessen, schon nur noch Geschichtsbuchname:

3.: Ach ja, der, der damals – war das nicht der, der – ?

1.: Der Name tut es nicht, die Namen.

2.: Den Namen der Schule könnte man fortlassen, könnte sich andere einfallen lassen:
Schloß-Gymnasium zum Beispiel, Fürstenschule vielleicht oder Schiller-Gymnasium –
oder auch Adalbert-Grote Schule, wenn Adalbert Grote gerade hier zur Schule gegangen wäre vor 112 oder 147 Jahren, einer der zahllos-gezählten, bekannt-unbekannten kleineren Größen unserer Heimatgeschichte –

4.: Wer war das noch?

2.: irgendein Kammerherr oder ein General oder ein Astronom,

1.: Adalbert Grote, Erfinder, Entdecker, Forscher, Feldherr, Menschenfreund,

2.: den es in Wirklichkeit nie gegeben hat.

4.: Was weiß ich – was weiß man schon?

1.: Die Namen tun nichts zur Sache, beinahe nichts.

3.: Aber es ist, es war schließlich doch eine eigene Schule, die in diesen Septembertagen ihren Geburtstag feierte –

2.: 400 Jahre!

4.: und zufällig war es meine eigene Schule,

1.: die Johann-Heinrich-Voß-Schule zu Eutin in Holstein.

2.: Es gibt sie noch: ein mächtiger Zigelklotz auf dem Hügel über der Stadt, Bismarckstraße 14,
unsere alte Penne, die ich vor einem Vierteljahrhundert mit einem fragwürdigen Zeugnis einer fragwürdigen Reife verließ, um freiwillig dem Vaterlande zu dienen –

5.: Du bist nichts, dein Volk ist alles!

4.: freiwillig, wie ich das gelernt hatte, wie wir alle das damals gelernt hatten: keiner aus unserer Klasse, der sich nicht freiwillig gemeldet hätte.

2.: für Deutschland, Vaterland, heiliges Land,

4.: so hatten wir das gelernt, überall damals und auch in unserer Schule,

1.: die es heute noch gibt, nach 25, nach 400 Jahren, und es gibt noch die Stadt zu ihren Füßen, die rotbraunen Winkeldächer, der schiefe Kirchturm, das Schloß, die hohe Lindenallee:
Eutin, eine Stadt in Holstein,
in meiner Heimat.

6.: „Wie erfrischend
Über den See die Kühlung heraufweht! Und wie die Gegend Ringsum lacht! Dahinab langstreifig, dunkel und hellgrün wallende Korngefilde, mit farbigen Blumen gesprenkelt! Dort die schimmernde Bläue des Sees um den waldigen Hügel!"

2.: sang Johann Heinrich Voß, Poet und Homer-Übersetzer und Rektor der Eutiner Schule vor 170, 180 Jahren, und nichts ist geschehen seitdem, beinahe nichts:

1.: Die Seen sind noch da, die waldigen Hügel ringsum, die schimmernde Bläue, und in der Mitte die Stadt Eutin, die im Windschatten der Zeit lag, der Zeiten:
Die Erfinder, Entdecker, die Feldherren, Forscher und Menschenfreunde träumten und schrieben und handelten andernorts, die Stadt geriet nicht in das Fadenkreuz ihrer Visiere, in den gefährlichen Brennpunkt ihrer Träume und Taten, und heute noch, immer noch liegt sie bescheiden und still am Rande, an diesem Sonntag, da die „Eutiner Zeitung" berichtet:

5.: „Zivilschutz für den Ernstfall" – „Lenkungs- und Betreuungsbereitschaft für den Kreis Eutin gebildet".

1.: Das klingt ein wenig nach Schilda und Bürgerwehr, hinter den Zeiten, nach Kinderspielen, Räuber und Gendarm: „Raus bist du!"

5.: „Die Schutzanzüge der Bereitschaft sind aus grauem Wollstoff. Rang und Aufgabe zeigen farbige Spiegel sowie Winkel und Quer-und Schrägstreifen an Mütze oder Jacke an. Die Kradfahrer erhalten weiße Sturzhelme, Lederstiefel und Wettermäntel."

1.: „Raus bist du!"

5.: „In einem hoffentlich niemals eintretenden Ernstfall".

1.: „Raus bist du!"

3.: Das gibt es noch: Eutin in Holstein, eine hübsche, gemächliche Stadt, Residenzstadt, Garnisonstadt, Beamtenstadt, Bürgerstadt.

2.: Um 22 Uhr 1 geht der letzte Zug nach Lütjenburg.

1.: Um 22 Uhr 4 geht der letzte Zug nach Lübeck.

2.: Um 22 Uhr 8 fährt der letzte Zug in Richtung Neustadt ab,

1.: nach Kiel der allerletzte um 22 Uhr 55.

2.: Die Straßen sind gespickt mit Verkehrsschildern und voll von parkenden Autos heute, die Schaufenster sind größer und lauter geworden, und am Stadtrand rundum wuchern die Einfamilienhäuser.
Aber es ist meine Stadt, unsere Stadt geblieben, die Anzeigen im „Ostholsteiner Anzeiger" haben den gleichen Klang wie ehedem:

3.: „Herzlichen Dank sage ich allen, die meinem lieben Mann auf seinem letzten Wege das Geleit gaben und mir trostreiche Anteilnahme erwiesen haben. Besonderen Dank Herrn Bischof Keckbusch, den Sportvereinen und Sportverbänden sowie dem Finanzamt Eutin."

4.: und von der Terrasse der Schule hoch über den Winkeldächern sieht man wie damals weit hinaus in

6.: „die weithin lachende Landschaft,
Fruchtfeld, Auen voll Heerden, Gehölz und thürmende Dörfer".

4.: Als Untertertianer haben wir das zu zeichnen, zu malen versucht, die blaugrünen Wälder, sanft, die offenen Seenspiegel, den heiteren Wolkenhimmel darüber – wenn auch die lachende Landschaft uns etwas langweilig war, wir hatten nicht viel Geduld, die Bilder gelangen nicht recht: Was war uns Anmut, was Ruhe, was Frieden? Das war eine andere Zeit:

5.: „Du bist nichts, dein Volk ist alles!"

4.: lernten wir damals, und

5.: „Alles Leben ist Raub!",

4.: eine Zeile aus einem Hebbel-Gedicht, wenn ich mich richtig erinnere, vielleicht auch ein Wort von Nietzsche: Das haben wir damals gelernt und geglaubt – und wir erschraken nicht vor der offenen und der geheimen Brutalität der Worte, hörten sie nicht, wußten sie nicht.

1.: Immerhin, Eutin überlebte.

Die Feldherren, Erfinder und Menschenfreunde setzten ihre tödlichen Kommata anderswo, zogen ihre zerstörenden Linien und Grenzen nicht hier. Deshalb konnte der Geburtstag unserer Schule –

2.: 400 Jahre!

1.: festlich und würdig begangen werden,

2.: mit Fackelzug, Festakt, Festball, Festgottesdienst und Gefallenenehrung, am Schluß,

1.: und die Schülerzeitung „Das Fenster" konnte sich zum Jubiläum eine Ausgabe von 82 Seiten leisten, unterstützt von einer freundlichen Anzeige der Bundeswehr –

2.: Unsere Bundeswehr –

1.: zweiseitig und werbewirksam gestaltet,

1.: keine Anzeige für idealistische Trottel oder brutale Haudegen, sondern:

5.: „Nach seinem Format wird jeder beurteilt – auch bei uns. Ihre Mitgift also: Format. Unsere Gegengabe: Eine großzügige und vielseitige Ausbildung über Jahre. Und bei größerem Format: noch mehr Ausbildung über noch mehr Jahre in Strategie – Militärpolitik – Militärtechnik – Organisation und Führungspraxis (oder modernes Management – falls Sie das lieber hören) bis zum weltoffenen Militärwissenschaftler von – Format".

1.: Und auch die vier Apotheken Eutins gaben eine Gemeinschaftsanzeige auf, eine drittel Seite allerdings nur:

5.: „Im Dienst der Gesundheit".

4.: So haben wir sie kräftig gefeiert, unsere alte Schule:

5.: Vivat – crescat – floreat!

2.: Lehrer und Schüler und ehemalige Schüler der Johann-Heinrich-Voß-Schule zu Eutin,

1.: einer war sogar extra aus Mexiko gekommen, ein anderer aus Argentinien, um den Geburtstag der Schule zu feiern, die in den 400 langen Jahren wechselweise und manchmal auch gleichzeitig Lateinschule hieß und Gymnasium, Gelehrten- und Bürgerschule, Realschule, Reformrealgymnasium, Deutsche Oberschule.

Und als Oberschule erhielt sie im Jahre 1937 –

4.: ich weiß das noch –

1.: den Namen von Johann Heinrich Voß, der einmal Rektor war in Eutin und Gedichte schrieb in Eutin und den großen Homer ins Deutsche brachte in Eutin.
Man kann den Namen eben doch nicht fortlassen, nicht die Stadt und die Landschaft ringsum, die Seen, Schlösser und Katen, plattdeutsches Märchengeraune, schwarzbunte Kühe, strohblonde Schädel –

5.: „Schwarzbroterde"

1.: pflegte Dr. Germann zu sagen, der uns im Jahre 1941 das Deutsche und das Fürchten lehrte mit Nietzsche und Kolbenheyer und Kant:

5.: „Setzen, Plumke – 5!"

1.: wenn Plumke über dem Faust ins Stottern geriet oder sich nicht auf Anhieb erinnern konnte, dass alles Leben Raub sei –

5.: „Merken Sie sich das doch endlich, Plumke: Alles Leben – alles ist Raub, verstanden?!"

1.: oder wenn er nicht wußte, dass eins ist, das ewig lebt: Der Toten Tatenruhm –

5.: „Falsch, Plumke: Des Toten Tatenruhm!"

1.: Aber zuletzt sind sie beide nicht wiedergekommen, beide fanden den Tod Anfang Mai 1945, kurz vor Kriegsende: Dr. Carl Germann und Jürgen Plumke.

2.: Beide Namen stehen im Ehrenbuch der Schule zusammen mit mehr als 300 anderen Namen. Bis heute sind die Toten des letzten Krieges noch nicht zuendegezählt, und niemand fragt nach ihrem Tatenruhm.

kleine Pause

7.: „Liebe Kameraden!"

4.: schrieb einer von uns – einer von denen, die überlebt haben – in einem hektographierten Brief.

7.: „Liebe Kameraden!"

4.: und meinte, wir sollten uns zum Geburtstag unserer Schule und zur Feier des Vierteljahrhunderts, das seit unserer Reifeprüfung vergangen war, am 16. September in Eutin zusammenfinden, abends zum Fackelzug und anschließend im Voß-Haus, ein Zimmer sei reserviert.

7.: „Liebe Kameraden!"

4.: das klang ein bißchen altertümlich und abgestanden, ein wenig altfränkisch, altväterlich, überlebt, klang wie gestern, vorgestern, wie 25 Jahre zurück, gar nicht mehr zeitgemäß.

1.: Aber wie soll man sich anreden in einem hektographierten Brief nach einem Vierteljahrhundert – wie sonst? Was ist einer noch für den anderen nach 25 Jahren?
Die alten Worte stimmen nicht mehr.
Freunde?
Wer weiß schon, was aus den anderen inzwischen geworden ist, was sie geworden sind, wie sie geworden sind – und wer kennt die Freunde der anderen?
Gefährten?
Jeder ist seinen eigenen Weg gegangen seitdem, 25 Jahre lang, viele Wege mit vielen anderen Gefährten.

4.: Also gut: Kameraden, irgendwie stimmte das schon:

7.: „Liebe Kameraden!"

4.: Wir waren eine Klasse von Fahrschülern, damals, kamen jeden Tag aus Plön und aus Ahrensbök, aus Lütjenburg, Neustadt, Malente, Schönwalde zur Schule nach Eutin. 16 waren wir 1941, als wir in die letzte Klasse versetzt wurden. Acht von den 16 leben noch, acht leben nicht mehr.

3.: Sie sind verzeichnet im Ehrenbuch der Johann-Heinrich-Voß-Schule, Leder und Bütten, links in der Eingangshalle liegt es aus, unter einer der großen Holztafeln, auf denen in goldener Schrift die Namen der Toten des ersten Weltkrieges stehen, 104 Namen.

4.: Unsere Toten haben keine Ehrentafel bekommen, keine Goldschrift: Es waren zu viele, die Tafeln hätten keinen Platz gefunden in der Eingangs- und Ehrenhalle:

3.: Zu viele Namen, über 300,

4.: und unsere acht dabei, acht von 16: Wenn ich mir vorstelle, sie lebten noch!

kleine Pause

1.: Ein Fackelzug also am Anfang, Flammen und Tambourmusik und Gleichschritt von Lehrern und Schülern, Viererreihen, bunte Kostüme und junge, junge Gesichter.

4.: So jung waren wir damals auch – Kinder, Kinder!

2.: Und an den Straßen die neugierige kleine Stadt: Rumm-tumm-rumm-tata, rumm-tumm-rummtata.

1.: Flackernde Fackeln, rote Gesichter, junge Gesichter, fremde Gesichter, und darüber ein klarer kühler Abendhimmel aus schwarzem Blau, der schiefe Schatten des Kirchturms, schon ist der Zug vorüber, ein kleiner Zug, den Markt, die Stolbergstrasse entlang, die Schloßstrasse dann, Fackeln vor einem Ziegelhaus, früher stand einmal das Schulhaus an dieser Stelle –

2.: rumm-tumm-rummtata, rumm-tumm-rummtata, vorne das Voß-Haus, die Plöner Straße entlang, Fackeln rund um die Büste von Johann Heinrich Voß –

4.: und da, da war der Haufe, da standen wir, fröhlich und laut: Mensch, Erne – klar, Fritz, natürlich – was, Dieter, wir – !

2.: Laut, schullaut, vorlaut, vergnügt:

7.: Wir leben, leben noch – Mensch!

4.: Was?

2.: Rumm-tumm-rummtata: Der Fackelzug, lauter fremde Gesichter, Kinder, Kinder.

4.: Wann haben wir eigentlich sowas mal – haben wir sowas gemacht?

1.: In der Festschrift ist zu lesen:

3.: Zum sommerlichen Schulfest, damals, zog die gesamte Schule zur Bauhöfer Seekoppel hinaus; abends kehrte man von dort mit einem Fackelzug zum Marktplatz zurück.

4.: Weiß ich gar nicht mehr – völlig vergessen!

3.: Und am 21. März 1933, dem „Tag von Potsdam", nahmen fast alle Schüler unter Führung des Direktors und zahlreicher Lehrer an dem in Eutin veranstalteten Fackelzug teil.

2.: Fast alle.

7.: Weißt du das noch?

4.: Keine Ahnung mehr – keinen Schimmer!

7.: Ich auch nicht.

4.: Für mich leuchten Fackeln immer noch wie „Flamme empor", Sommersonnenwende, heil dem Lichte, Wintersonnenwende, „Deutschland, heiliges Wort" – das bleibt einem unter der Haut, das verlernt man nicht, wenn man es früh gelernt hat.

5.: „Siehe, wir stehn
Treu im geweiheten Kreise,
Dich zu des Vaterlands Preise
Brennen zu sehn!"

4.: Fackelzüge erinnern mich immer noch an den 30. Januar 1933, Jubel und Lieder und Jubel und heil, heil, der Führer am Fenster der Reichskanzlei – rumm-tumm-rummtata,

tum-tumm-rumm-tata – heil, heil, ein Flammenmeer, Deutschland erwache!

1.: Obwohl man im Lexikon nachlesen kann, dass die Fackel schon im Altertum bei den griechischen Mysterien große Bedeutung hatte, im Scheine der Fackeln bewegte sich der römische Hochzeitszug, auch beim vornehmen römischen Leichenbegräbnis waren Fackeln unerläßlich, Fackeltänze bildeten im Mittelalter den Abschluß von Turnieren und Hochzeitsfesten, Fackelzüge sind noch heute –

4.: heute noch, wirklich: noch heute

1.: vor historischen Gedenktagen oder zur Ehrung einer Persönlichkeit in Gebrauch.

4.: Oder wenn Atomwaffengegner demonstrieren.

5.: „Leuchtender Schein!
Siehe, wir singenden Paare
Schwören am Flammenaltare,
Deutsche zu sein!"

4.: Was das so heißt: Deutsche zu sein.

1.: Fackeln also, ein Fackelzug, festlich, historisch, vorbei.

4.: Und wir, Hans, Robert, Walter, Fritz, 25 Jahre älter als damals, etwas zu laut für unsere Jahre:

7.: Mensch, Dieter, du alter – !

4.: Und leben noch, zufällig

7.: Also ins Voß-Haus – auf, Freunde!

4.: Freunde? Na ja, warum nicht, nach so vielen Jahren.

kleine Pause

1.: Die alte Täfelung noch, die alten Bilder, die alten Dielen, der Blick auf den See:

6.: „Dort am buschigen Ufer des sanft umhügelten Feldsees Gingen wir froh".

1.: Noch die alten Gesichter, beinahe noch: nur faltiger sind sie

geworden oder fetter, einige etwas zu fett: zehn Jahre Wohlstand und Mittelklassewagen, kaum einer ohne das eigene Haus, Doktoren verschiedener Fakultäten, ein Kaufmann, drei Studienräte –

2.: Oberstudienräte!

1.: Alle sind etwas geworden in ihrem Beruf, verdienen 2000, 3000, 4000 Mark im Monat, jeder ist schon seit zehn oder fünfzehn Jahren der Erste an der häuslichen Tafel – Ärger gibt es schon mal, Sorgen auch, aber keine Not mehr, keinen Hunger. Zehn, fünfzehn Jahre ein Pfund und noch eins dazu, ein Anzug und noch einer zu eng – wie bei Johann Heinrich Voß:

6.: „Pah! Viel Knöpf' an der Weste sind unnütz. Scheint's doch beinahe, man wachse der freundlichen Tafel entgegen!"

1.: Ein langer Tisch, schmal, die Stühle gezählt, Schüler von damals und Lehrer von damals nebeneinander:

2.: Gespräche, Lachen, freundliche Worte – viele, sehr viele freundliche Worte.

6.: „Nun war jegliches Auge verklärt, nun laut des Gespräches-Herzlichkeit".

1.: Und einer, der die freimütige und seinerzeit –

2.: vor 25 Jahren!

1.: anstößige Festzeitung zum Abitur mitgebracht hatte, läßt sie unter dem Tisch verschwinden: Was soll der Ärger?

Nur die Fotos von damals gehen herum, junge junge Gesichter, wie gestern, und rechts vorn auf dem Bild der ärgerliche Direktor, dem die mehr oder minder gelungenen Verse der Festzeitung damals gar nicht gefallen hatten, man sieht ihm den Ärger noch an, und man kann sicher sein, daß er die Verse bis heute hin nicht vergessen hat:
Jeden Namen kennt er noch, längst versunkene Einzelheiten holt er aus seinem Gedächtnis herauf, er hat nichts, gar nichts vergessen –
und redet noch immer so viel wie damals, 80 Jahre alt, un-

verändert: viel zu viel redet er, die anderen schweigen aus alter Gewohnheit, Lehrer wie Schüler, er redet, der Chef.
Und vor allem und immer wieder spricht er davon, wie er stets nur das Gute, das Beste gewollt habe, das war nicht so einfach damals, als die Partei –
er kennt noch jeden Namen, weiß ganz genau, was er 1940 gesagt hat, im Juni, bei der Feier des Waffenstillstandes mit Frankreich, als der Kreisleiter ihn anrief –
und wie er nicht anders konnte, das war nicht so einfach, er mußte schließlich, immerhin, es war Krieg, an sich wollte er gar nicht in die Partei:

5.: „Ihr wißt ja gar nicht, wie schwer das damals alles war!"

1.: Weiß das alles noch, redet und redet, weiß sich schuldlos und ehrenwert, 80 Jahre alt, sein Gedächtnis ist ausgezeichnet. Bis irgendjemand ihn doch unterbricht, höflich, bitte: Herr Direktor.

Und dann hält einer eine Rede, wohlgesetzt, freundlich, fliessend und dankbar, ehrlich dankbar: Was kann er anderes sagen nach einem Vierteljahrhundert:

7.: Wir haben zu danken – und danken – und werden bestimmt nicht vergessen, daß unsere Lehrer – und wie unsere Lehrer – wir haben es damals vielleicht nicht so sehen können, doch heute sehen wir – sehen ein – .

2.: Viele freundliche Worte. Aber er sagt auch:

7.: Wir sind traurig.

4.: Kein Wort von der Toten Tatenruhm, aber das: traurig – und das ist es: Traurig sind wir, weil die anderen nicht mehr bei uns, nicht unter uns sind.

1.: Acht von den 16, die 1941 in die letzte Klasse versetzt wurden, sind tot.

2.: Gefallen, wie man so sagt.

1.: Jeder zweite ist nicht mehr da, gefallen für – .

4.: Für was?

kleine Pause

4.: Unsere Schule war nie eine sehr bedeutende Schule.

1.: Die Festschrift zeichnet das bescheidene Auf und Ab von 400 Jahren nach:

3.: Zuerst ein Canonicus mit wenigen Schülern, zwölf Jahre lang hielt er Unterricht, bis er die einträglichere Stelle eines Kaplans an der Stadtkirche erhielt.

2.: Auch die folgenden Schulmeister ließen die Schule Schule sein, wenn ihnen eine besser besoldete Pfarrstelle winkte.

3.: Erst 1640 kam ein zweiter Lehrer an die Schule, Cantor war er zugleich, sein Unterricht wurde ihm durch ein Mittagessen im Hause der Eltern seiner Schüler vergütet.

2.: Die ersten Cantoren blieben alle nicht länger als zwei Jahre im Dienst, und einer wurde, „weil er ein ärgerliches Leben führete" sogar „gefänglich aufs Rathause eingezogen, und von dann er gleich zum Thor hinaus muste".

1.: Eutin hatte keine große Schule in den ersten 200 Jahren, und auch in den zweiten 200 Jahren blieb die Schule bescheiden am Rande, zeitweise aufblühend unter tüchtigen Pädagogen, aber stets kaum mehr als eine Zuchtstätte für die Pastoren und Lehrer des kleinen Landes, in dessen kleiner Hauptstadt sie ihren Platz hatte:

2.: Das Fürstbistum Lübeck, in dem seit 1586 das Haus Holstein-Gottorp regierte.

2.: Lange stand der Rektor der Lateinschule im Range neben dem fürstlichen Kammerdiener; noch 1785 klagte Johann Heinrich Voß, der Rektor dürfe wohl ein wenig stutzen,

6.: „wenn er hört, dass sein Geschäft, edle und nützliche Menschen zu bilden, mit dem Geschäft des Kammerdieners, der seinem Herrn den Teller reicht, gleicher Achtung – und kaum – gewürdigt wird."

1.: Von sich selbst bekannte er:

6.: „Ich habe mich aus wahrer inniger Neigung dem Unterrichte der Jugend gewidmet, weil ich groß von dieser Bestimmung dachte."

1.: Doch das Eutin seiner Zeit dachte nicht gar so groß davon, Voß war im Städtchen durchaus nicht besonders beliebt, ein etwas kauziger Schulmeister, der seine Freunde und Schüler mahnte:

6.: „Ihr Guten widerstrebet
Der rohen Zeit!"

1.: und mit Sehnsucht wandte er

6.: „den Blick zur Hellenenheimat"

2.: Allerdings, er selbst war auch ein Kind seiner Zeit, die nicht nur die klassische Blüte des deutschen Geistes brachte, sondern auch das Erwachen des deutschen Nationalgefühls. Schon als Jüngling sang Johann Heinrich Voß:

6.: „Rauscht, Saiten, rauscht im Jubelton;
ich denke Vaterland!"

2.: Als Mann dichtete er einen „Gesang der Deutschen":

6.: „Wir alle! Wir alle!
Wir heben Herz und Hand!
Es rufen Mann und Weib, das Kind am Busen lalle:
Heil, Freiheit, dir! Heil, Vaterland!"

2.: „Und der Alternde schrieb in seiner Einleitung zur „Geschichte der Teutschen für Schulen":

6.: „Teutsche Jünglinge! Drei nachahmungswürdige Züge im Charakter unserer Vorfahren mögte ich so gern unauslöschlich euerm Gedächtnisse einprägen, ja eurer ganzen Sinnesart, eurem ganzen Wesen aneignen.
Das erste ist: die unwandelbare Treue der Alten, die sie stets in Wort und That so unverbrüchlich bewiesen.
Zweitens möchte ich gern die Liebe zum Vaterlande in euren jungen Herzen, den Heldenmuth und die Tapferkeit so tief gewurzelt sehen, wie sie einst unvertilgbar in den Busen der alten Teutschen Wurzel gefaßt hatten. Merkt es euch wohl, mit welcher Anhänglichkeit sie ihre Gauen und ihr Volk beehrten; mit welcher Todesverachtung sie dem blutigsten Kampf entgegen gingen; wenn es der Verteidigung des Vaterlandes und der Ihrigen galt."

4.: Das – ungefähr – haben wir auch gelernt damals, in unserer Schule, deren Geschichte eine Folge von Reformen und Reformversuchen war, 400 Jahre lang, deren Wesensmerkmal aber zum mindesten in den letzten eineinhalb Jahrhunderten das blieb, was man – zu unserer Zeit noch – vaterländische Gesinnung nannte.

2.: In der „Instruction für den Rector und die Lehrer des Gymnasiums zu Eutin" hieß es vor 100 Jahren:

5.: „Der Rector und die Lehrer haben mit Ernst und Festigkeit, aber auch mit Ruhe und Milde dahin zu wirken, daß die ihnen anvertrauten Schüler in einem kindlichen Sinne erhalten und zugleich an freudigen Gehorsam,

2.: gesetzmäßige Ordnung,

5.: treue Pflichterfüllung,

2.: gute Sitte,

5.: Pietät gegen Schule und Lehrer

2.: gewöhnt und in warmer Begeisterung für Wissenschaft und edle Geistesbildung

5.: und mit opferfreudiger Liebe zum Vaterlande erfüllt werden."

2.: Aus der Zeit vor dem ersten Weltkriege vermerkt die Festschrift:

3.: „Der Erziehung zu Vaterlandsliebe und Frömmigkeit dienten ganz besonders die Morgenandachten und Schulfeiern."

2.: Aus der Zeit nach dem ersten Weltkriege wird berichtet:

3.: „Nach soviel opferfreudigem Einsatz für das Vaterland, nachdem die Schule zweiunddreißigmal deutsche Siege durch Ausfall des Unterrichts gefeiert hatte, mußt der unglückliche Ausgang des zweiten Weltkrieges und die Änderung der Staatsform und der Reichsfarben Lehrer und Schüler tief erschüttern.
Die Gegensätze der politischen Ansichten über das neue Deutschland traten im Lehrerkollegium schärfer als je hervor. Als die Reichswehr nach dem Versailler Frieden weitge-

hend abrüsten mußte, versteckte Direktor Harders Gewehre und Maschinengewehre im Schulgebäude."

2.: Und an anderer Stelle wird berichtet, daß der Direktor Dr. Modick, in Eutin von 1923 bis 1926 –

1.: ein Mann, der sich 1933 weigerte, in die nationalsozialistische Partei einzutreten, so daß er sein Amt verlor –

2.: voll idealistischer Gesinnung bemüht war, die Eutiner Schule für den demokratischen Staat zu gewinnen.

3.: „Er stieß dabei im Lehrerkollegium wie in der Schülerschaft auf heftigen Widerstand."

2.: Sein Nachfolger dagegen war, wie die Festschrift erwähnt,

3.: „mit dem größten Teil des Lehrerkollegiums und der Elternschaft national im Sinne der bürgerlichen Rechtsparteien",

4.: und dessen Nachfolger dann war unser Direktor.

5.: „Ihr wißt ja gar nicht, wie schwer das alles damals war!"

kleine Pause

4.: 16 von uns wurden 1941 in die letzte Klasse versetzt.

7.: 8 sind gefallen.

1.: wie sie es gelernt hatten:

2.: gefallen fürs Vaterland,

4.: wie wir das damals alle gelernt hatten:

1.: für das große

2.: für das hehre,

1.: für das teure,

2.: das schöne,

1.: das heilige

2.: unsterbliche Vaterland,

1.: Deutschland.

5.: „Du bist nichts, dein Volk ist alles!"

4.: diktierte uns Dr. Germann im Jahre 1941, so etwas lernten wir damals in deutscher Geschichte:

5.: „'Du bist nichts, dein Volk ist alles!' steht als leitender Gedanke über dem nationalsozialistischen Staat und seinem Führer."

4.: Und Dr. Germann diktierte, wir lernten das auswendig damals, möglicherweise wurde das in der Reifeprüfung gefragt:

5.: „Im nationalsozialistischen Führerstaat unserer Zeit ist das Führerprinzip der Germanen verwirklicht und zum Höhepunkt geführt. Immer nur der Beste kommt an die Spitze. Er stammt aus dem Volk und wird daher von ihm getragen. Er trifft selbst alle wichtigen Entscheidungen auf allen Gebieten und zieht durch sorgfältige Auslese von Jugend an die besten Männer des Volkes zu seinen Mitarbeitern heran. Jeder aber erkennt über sich –"

4.: diktierte uns Dr. Germann

5.: die Verantwortlichkeit dem Volke gegenüber an, nicht zum eigenen Nutzen des Führers, der auch nichts für sich, sondern alles für sein Volk erstrebt."

4.: Das war Geschichtsunterricht bei uns, 1941, 1942, und wir haben das wirklich geglaubt, damals, obwohl wir vorher einen anderen Geschichtslehrer gehabt hatten, der die zeitgenössische Geschichte auf seine Weise auslegte und kommentierte – Mitschreiben war nicht erlaubt, Herr Hempel sagte:

2.: „Ich möchte nicht nach Dachau!"

4.: Was war das: Dachau? Was war das wirklich? Wir wußten es nicht, nicht genau, konnten uns keine Vorstellung machen, wenn auch das Wort haften blieb: Dachau. Wußten nichts, beinahe nichts, aber wir wußten: Dachau – Angst, Ängste, Gefahr, weil Herr Hempel eine Meinung hatte und seine Meinung sagte, seine eigene Meinung. Trotzdem haben wir dann geglaubt, was Dr. Germann lehrte.

5.: „Du bist nichts –"

4.: und keiner von uns hat gezweifelt, damals, oft haben wir gesungen, immer wieder:

5.: „Deutschland, sieh uns, wir weihen Dir den Tod als kleinste Tat".

4.: Und Hanswerner Halfmann schrieb mir noch 1944, ein halbes Jahr, bevor er fiel –
bevor er erschossen wurde, bevor ein Granatsplitter ihm den Schädel aufriß, eine Mine seine Beine zerfetzte, ein Messer, eine Kugel ihn traf –
was weiß ich: ich weiß es nicht: seine Eltern werden den üblichen Brief bekommen haben: Kopfschuß – damit sie sich einbilden konnten: es ging schnell, er hat nichts mehr gefühlt.

2.: Hanswerner Halfmann –

4.: einer von uns, er hatte sich freiwillig gemeldet wie wir alle, freiwillig zur Waffen-SS, er schrieb 1944:

7.: „Jawohl, ich habe mich einer Sache verschrieben, mit Haut und Haar, für mich gibt es kein Zurück mehr. Und deshalb bin ich so begeisterter SS-Mann, weil der Weg meines Herzens mit dem Ziel unserer Idee so übereinstimmt."

2.: Und er schrieb, Hanswerner Halfmann, kaum 20 Jahre alt war er damals, 1944, ein halbes Jahr vor seinem Tode:

7.: „Gegeben hat mir die SS bisher noch nichts. Nur Enttäuschungen und Demütigungen. Es hat mich nicht von meinem Wege abbringen können, und ich habe nur den einen Wunsch, unserer Idee mit Gestalt geben zu können."

4.: Und als ich Zweifel anmeldete, schrieb er mir, und er war nicht dumm, er war einer der Klarsten, Kritischsten, Besten von uns 16:

7.: „Der Wille zum schönen Menschen, das Streben nach Leistung, nach Überdurchschnitt, das Bekenntnis zum Adel des Blutes und der Seele und als Höchstes: Hingabe für das Volk, das Vaterland –".

2.: Fest geschrieben, fest unterstrichen: „Hingabe für das Volk, das Vaterland" –

7.: „alles das sind Grundprinzipien unserer Lebenserkenntnis. Was wollen wir denn anderes als das Reine, das Schöne und

Erhabene! Oder bist Du vielleicht oberflächlich –”

4.: schrieb mir Hanswerner Halfmann im Jahre 1944 –

7.: „daß Du Dich in Deinem Urteil von Gerüchten bezw. Tatsachen beeinflussen läßt wie zum Beispiel freiwillige Zwangsbefruchtung durch SS-Männer (übelste feindliche Greuel, aber begeistert im Volk weitergetragen) oder
Ermordungen von soundsoviel tausend Juden durch die SS (glaubst Du, uns macht sowas Spaß????)”

4.: Das schrieb Hanswerner Halfmann:

7.: „Glaubst Du, uns macht sowas Spaß?”

4.: und er setzte vier Fragezeichen hinter das Wort „Spaß”.

7.: „Einen solchen Weitblick traue ich Dir immerhin zu, daß Du solche Dinge übersiehst”,

4.: schrieb er.

7.: „Es kommt auf das Ziel an, das Ideal und die Reinheit des Willens –”

4.: kräftig unterstrichen: „Ideal” und „Reinheit des Willens”

7.: „mit dem man es zu erreichen trachtet. Beide sind bei uns in höchster Vollendung gegeben, und sie zu erhalten und zu steigern, bedeutet gleichzeitig weitergehen, höher hinauf!”

4.: Wie wir das gelernt hatten bei Dr. Germann:

5.: „Höher hinauf” – „Excelsior!”

4.: So pflegte er Schiller und Hebbel und Nietzsche zu interpretieren, und wir nahmen das an und nahmen das auf – und versuchten, danach zu leben, danach zu sterben.

5.: „Excelsior!”

4.: Acht von uns überlebten. Sieben waren gekommen am 16. September, nach einem Vierteljahrhundert, saßen zusammen im Voß-Haus zu Eutin, sahen sich an, nickten sich zu, sahen die Lehrer an –

2.: alt, alt geworden!

4.: tauschten freundliche Worte mit Herrn Hempel, der immer noch – oder schon wieder – die Gegenwart skeptisch betrachtete, mit Herrn Warmund, der uns in Mathematik und im Löschen von Brandbomben unterrichtet hatte, mit Frau Petersen, die vor die Klasse zu treten pflegte und „Guten Morgen" sagte, ganz einfach: „Guten Morgen" – den vorgeschriebenen Hitler-Gruß vergaß sie ganz einfach, und mit halbem Ohr hörten wir dem Direktor zu:

5.: „Ihr wißt ja gar nicht, wie schwer das damals alles war!"

4.: Redete, redete, wußte noch alles, beinahe alles, 80 Jahre, schuldlos und ehrenwert, was soll man ihm sagen, er hat nur das Beste gewollt.

2.: Wie die Festschrift berichtet:

3.: „Trotz aller Hindernisse gelang es dem Direktor und seinem Kollegium, ihren Dienst an der Jugend bis zum letzten Tage des Krieges aufrechtzuerhalten."

4.: Ihren Dienst an der Jugend!

kleine Pause

1.: Sieben von 16 sitzen am langen Tisch, einer konnte nicht kommen. Sie fangen an, würdig zu werden, haben drei oder vier oder fünf Kinder, sind 42 und 43 Jahre alt, die Haare werden bei einigen schon grau, sie erinnern sich:

6.: „Wie doch die Zeiten entfliehen!

Wie weithin dehnt sich der Raum vor uns, und wie schwindet er, Wenn wir zurücksehn!"

1.: Erzählen mit nüchternen Worten und Daten von 25 Jahren, Erfolge, Mißerfolge, sachlich, wie das Leben ein Vierteljahrhundert mischt, was soll man schon sagen:

7.: Damals war ich – dann mußte ich, wollte – dann wurde ich – konnte nicht – wollte das – sollte – versuchte – aber dann – ich mußte – ich hatte – ich habe – ich wurde – ich wollte – konnte dann – mußte – .

1.: Immer so weiter, bis heute hin:

7.: Ich bin.

4.: Wir haben überlebt, und wir haben Glück gehabt, so etwas wie Glück:
Wir waren erst 20, 21, 22, als der Krieg zuendeging, als die Lüge zusammenbrach, als alles zusammenbrach, was wir gelernt und geglaubt und gelebt hatten –

5.: „Alles Leben ist Raub!"

4.: hatten das Glück, damals 20, 21, 22 zu sein, jung genug, um fortwerfen zu können, was falsch war, jung genug, Irrtümer einzusehen und einzugestehen, daß wir blind waren, geblendet. Damals wachten wir auf, mit 20, mit 21, mit 22, zufällig lebten wir noch, und wir merkten, daß nichts mehr stimmte, kein Wort mehr, so daß wir anfangen mußten ohne Worte. Wir trauten den Worten nicht mehr, schlugen uns durch ohne Worte, lernten Wort für Wort eine neue Sprache – lebten dabei, leben.

1.: Aber die anderen sind tot,

4.: jeder zweite von uns:

2.: Dietmar ist tot und Walter ist tot und Hanswerner ist tot und Otto ist tot und Helmut ist tot und Heinrich ist tot und Jürgen ist tot und Ernstpeter ist tot –

1.: Ernstpeter Jansen, der Hölderlin las und Carossa, der selbst Gedichte schrieb und auch das Wort „excelsior" wußte,

5.: „Höher hinauf!"

4.: und der daran glaubte – er schrieb mir damals, und er meinte das, was er schrieb, er war klug und still und warf die Worte nicht fort:

7.: „Mein Leben gehört meinem Vaterlande".

4.: Und das Vaterland nahm ihn in Anspruch am 22. August 1944, die Mutter bekam den üblichen Brief: Kopfschuß, er hat nichts mehr gemerkt, und ein Foto lag dabei, 6 mal 9, chamois Hochglanz, von dem Holzkreuz in Ostpreußen.

5.: „Ihr wißt ja gar nicht –"

2.: sagt der Direktor zum wievielten Male, hebt das Sektglas und sieht in die Runde, und immer noch weiß er alles, das war nicht so einfach, beinahe alles, das war nicht so leicht, als der Kreisleiter damals anrief, was sollte er –.

1.: Und es webt sich, webt sich zusammen:

5.: Nichts, du bist nichts,

6.: mit opferwilliger Liebe,

7.: nichts, Kameraden, nach Dachau,

5.: nichts ist alles dein Volk,

7.: oder glaubst du, uns macht

6.: mit Todesverachtung,

5.: Deutsche zu sein, Kameraden,

7.: glaubst du, uns macht das Spaß,

6.: mit opferwilliger Liebe,

7.: bist du, mit Haut und Haar,

5.: Kameraden, Deutsche zu sein,

7.: bist du, nach Dachau, nichts.

kleine Pause

4.: Und ich stelle mir vor, sie lebten noch, Dietmar und Walter und Otto, unsere acht: Es hätte ja sein können, daß sie überlebten, und die anderen acht, wir wären gefallen für Deutschland, Vaterland, heiliges Land.
Dann wäre Dietmar – was wäre er heute? Beamter vielleicht, sein Vater war Beamter, und Dietmar war still, verschlossen, nicht sehr gesprächig, nüchtern und fleißig, nicht zu fleissig: Wahrscheinlich hätte er Jura studiert, wäre jetzt Oberregierungsrat, Oberverwaltungsrat, wäre auch etwas zu dick geworden, wie wir, etwas grau schon, wie wir – wäre wie wir, aber an unserer Stelle. Oder er wäre ganz anders: Was weiß man schon?

7.: Dann mußte ich, wollte – dann wurde ich – konnte nicht – .

4.: Oder Walter: Er war kein guter Schüler, Ostern rutschte er eigentlich immer nur eben mit durch, immer sah er ein bißchen unglücklich aus. Aber wer weiß, was aus ihm geworden wäre, später, heute, wenn er sich nicht freiwillig gemeldet hätte, Offiziersbewerber natürlich, für Deutschland, Vaterland – irgendwo wurde er dann vermißt, keine Nachricht mehr, nicht einmal ein Grab: Er kam einfach nicht wieder.

7.: Konnte nicht – wollte das – sollte – versuchte – .

4.: Oder wenn ich mir vorstelle: Hanswerner wäre zurückgekommen, SS-Sturmmann Hanswerner Halfmann, blond, groß, blauäugig: Und hätte einsehen müssen, daß nichts gestimmt hatte mit der Reinheit des Willens, dem Adel des Blutes und der Seele, alles gelogen, alles vertan – hätte sehen müssen, daß das Reine, das Schöne und Erhabene nicht rein, nicht schön, nicht erhaben gewesen war, sondern schmutzig, dreckig, besudelt, daß seine Hingabe für das Volk, das Vaterland schamlos ausgenutzt worden war, nicht höher hinauf, sondern tief tiefer hinab ins gemeine Verbrechen – daß Mord Mord blieb, immer, das hätte er wieder wissen müssen, Mord, kein anderes Wort: Wie hätte er dann gelebt, heute? Wie würde er neben uns sitzen, an unserer Stelle, auf meinem Stuhl?

7.: Ich mußte – ich hatte – ich habe – ich wurde – ich wollte – konnte dann – konnte nicht – mußte – .

4.: Was wissen wir schon?

kleine Pause

1.: Am anderen Tage, strahlender Morgen, der große Festakt in der Aula der Schule –

2.: 400 Jahre!

1.: schwarze Anzüge, festlich-rosige Gesichter, Würde, Bedeutung, Lorbeerbüsche am Rednerpult, Palmenwedel, prangende Chrysanthemen.

2.: Und vorn auf der Bühne das Schulorchester, der Chor dahinter, Räuspern, es beginnt: „Unsere Saat, die wir gesäet – ".
Der große Fresko-Sämann, 1913 vom Kunstmaler Schmart-

jen an die Stirnwand gemalt, ist nicht mehr da: übergestrichen mit gedämpftem Grau, und auch die Prachtgemälde an der Seitenwand sind unter dem neuen Grau verschwunden. Aber es stehen noch die alten Bänke in der Aula, die Sprossen in den Lehnen quietschen wie damals, und der Direktor beginnt seine Begrüßungsansprache wie ein Direktor vor unvordenklichen Zeiten:

5.: „Wie der Wanderer auf seinem langen Wege an einem markanten Meilenstein innehält – und Ausschau hält und Rückschau hält –"

1.: Obwohl der Wanderer längst nur noch Redefigur ist: Wo gibt es ihn noch auf einem langen Wege, wo finden sich Meilensteine –

2.: markante Meilensteine!

1.: wo hält ein Wanderer Rückschau und Ausschau?

2.: Aber nun läuft das Programm planmäßig ab, der Kultusminister zuerst:

5.: „Hochverehrte Festversammlung!"

2.: und jeder sitzt ein bißchen aufrechter, hochverehrt und läßt sich sagen von

5.: „Selbstbesinnung auf unsere geistige Situation in unserer so schwer durchschaubaren Gegenwart".

2.: Der Landrat dann:

5.: „Erziehung zum Bürger".

2.: Und dann der Bürgervorsteher, und ein Pfarrer bringt

5.: „im Auftrage unseres hochwürdigen Herrn Bischofs Gruß und Segen"

2.: Die Oberstudiendirektorin von der Nachbarschule weiß:

3.: „Unserem Volke liegt nichts an problematischen Naturen".

2.: Ein anderer Oberstudiendirektor spricht für die Gymnasien des Landes:

5.: „Tradition als Quelle der Kraft".

2.: Der Vorsitzende des Vereins der Ehemaligen verkündet volltönend und überzeugt:

3.: „Das alte, ewig junge Eutiner Gymnasium hat sich bewährt – das können gerade wir Ehemaligen feststellen!"

2.: Ein Studienrat spricht für die Patenschule in Pommern, ein Vater für die Elternschaft, Johann Heinrich Voß wird wieder einmal zitiert:

1.: Grußworte, festlich, Grußworte, herzlich gemeint, Grußworte fast eine Stunde lang –

2.: wie man so etwas sagt:

5.: Möge die – möge der – möge die – möge der – .

1.: Und die Aulabänke waren schon früher recht unbequem.

2.: Noch einmal dann das Schulorchester, und schließlich die Festansprache:

5.: Hochansehnliche Festversammlung!

2.: und was es so gibt:

5.: Krise des Gymnasiums – vorzeitige Spezialisierung – Wekkung von Kräften – Leitbilder – Verantwortung.

2.: Viele Worte, klingende Worte, gut gemeinte vernünftige Worte, abgegriffene Worte auch.

1.: Aber ein Wort in der Mitte:

5.: „Schärfe dein Gewissen!"

4.: Das, das wäre es – ja, das ist es, ist es gewesen, damals und immer:

5.: „Schärfe dein Gewissen!"

4.: Viel mehr ist nicht zu sagen.

1.: Viel mehr ist nicht zu berichten.

2.: Am Nachmittag die Ruderregatta auf dem See:

6.: „Schön sind glatte Gewässer, wo still ihr Laub auch die Espe, Still die Blätter das Rohr spiegelt im glänzenden Blau."

1.: Die Tür der Schule steht offen, alle Türen, in den Fluren ältere Herren:

7.: Hier waren wir in der 5 – weißt du noch, als – .

4.: Ja, und hier – hier – .

1.: Die Gerüche sind noch die gleichen wie damals, beinahe die gleichen, immer noch Löcher im Fußbodenbelag, immer noch keine Handwaschbecken in den Toiletten, immer noch – immer noch – .

2.: Und ein Film wird gezeigt, ein Film von damals, aufgenommen im sonnigen Sommer 1938 – .

7.: Kinder – was waren wir Kinder!

1.: Schüler und Lehrer beim Sportfest, stumm das Sieg Heil –

4.: natürlich, ein Stummfilm!

1.: vergnügt der Direktor, der Chef, winkend, ein Mann in den besten Jahren, mit bestem Gewissen, mit vorschriftsmäßig erhobenem Arm.

4.: Und da marschiert unsere Klasse, hast du gesehen, marschieren wir: blond Hanswerner, lachend, strahlend –

7.: Hast du gesehen? –

4.: Kinder, und schon vorbei.

2.: Alles vorbei, gewesen, alles gewesen.

1.: Der zweite Teil des Films ist leider nicht mehr vorhanden.

2.: Später noch ein paar Schritte

6.: „um das Gelender des Sees",

2.: wie einst Johann Heinrich Voß sang:

6.: „Heiter und warm redet und singt Natur
Hier im schönen Eutin! Oben die Lerchn', unten die Nachtigall
Singen Bläue der Luft, singen die goldblumige Rinderau,
Singen Grüne der Saat, Grüne des Halms, blühende Gärten rings."

1.: Dann Kaffeetrinken, gemeinsam –

7.: „Liebe Kameraden!"

1.: und abends der große Festball, einige kommen sogar im Smoking,

2.: einige sind schon wieder abgereist: Wenn man Anfang 40 ist, bald Mitte 40, dann ist man beschäftigt, hat einen Beruf, eine Familie, und man tanzt auch nicht mehr so gern und so leicht wie damals –

4.: Was waren wir jung!

1.: Dann ist die Geburtstagsfeier der Schule zuende, beinahe.

2.: Am Sonntagmorgen berichtet die Eutiner Zeitung von dem großen Festakt, Überschrift dreispaltig:

5.: „Erbe der Vergangenheit nutzen!"

1.: und dreispaltig auch, neben dem Bild von dem Festakt (der Kultusminister sitzend rechts)

5.: „Zivilschutz für den Ernstfall".

2.: Wie der Bereitschaftsführer ausführte,

5.: „ist es Aufgabe dieser Lenkungs- und Betreuungsbereitschaft in einem hoffentlich niemals eintretenden Ernstfall die staatlichen und kommunalen Behörden bei der vorgesehenen Verlegung der Zivilbevölkerung und der Flüchtlingslenkung zu unterstützen".

1.: „Raus bist du!"

2.: In der Kirche findet der Festgottesdienst statt.

1.: Aber es predigt nicht der Bischof, wie im Festprogramm zuerst angekündigt –

4.: der Bischof, der damals noch Propst war, 1938/39, als er uns sein nationales Christentum lehrte und wenig von der Bibel, aber viel von seinen Erlebnissen und Erfahrungen im grauen Rock erzählte.

1.: Es predigt ein Pfarrer, der weiß:

5.: „Vielleicht ist es gut, daß zum Erziehen so viel Scheitern gehört".

4.: Nur noch zwei von unserer Klasse sind beim Festgottesdienst, und die beiden stehen dann auch bei der Gefallenenehrung, mittags halb 12 in der Eingangs- und Ehrenhalle der Schule:

1.: dunkle Anzüge, ernste Gesichter, Kränze, Kränze, Worte – wenige Worte und doch schon zu viele:

5.: Volk in Not

2.: Befehl des Gewissens

1.: Kampf für das Vaterland

5.: für unser Land, für unsere Heimat, für Deutschland!

4.: Aber ein Wort, das trifft:

5.: „Ehret die Toten durch Werke des Friedens".

1.: Und ganz zuletzt,

2.: über dem Rauschen der Kränze und Worte fast vergessen,

1.: tritt einer vor, ein Lehrer, und er spricht ein paar Worte zur Erinnerung an einen Lehrer der Schule –

2.: *den* Lehrer der Schule –

1.: der 1934 entlassen wurde, weil der nationalsozialistische Staat ihm nicht traute, ein paar Worte von Zivilcourage, Worte von einem Mann, der verhindern wollte,

5.: „was wir heute als das ungeheure Blutopfer des zweiten Weltkrieges beklagen."

2.: Noch ein Kranz dann – .

1.: Stille.

2.: Räuspern.

1.: Die Feier ist zuende.

2.: Die dunklen Anzüge verlaufen sich.

1.: Lokalreporter entwickeln Filme, blättern Notizen durch,

suchen vielleicht in Johann Heinrich Voß' Gesammelten Werken nach einem passenden Motto – finden vielleicht:

6.: „Auch das Böse war gut! denn in Wohlfahrt lenkt er des Schicksals Dunkelen Gang, und es blühet aus bitterer Wurzel das Heil auf."

1.: Das klingt recht gut, wenn auch ein bißchen altertümlich,

2.: ein wenig altfränkisch, altväterlich, überlebt, ein Klang wie gestern, vorgestern.

4.: Und ich fürchte, es ist nicht die ganze Wahrheit.

PREISEND MIT VIEL SCHÖNEN REDEN
Erstsendung: Norddeutscher Rundfunk 15.12.1966.
Später gesendet vom Saarländischen Rundfunk, vom Süddeutschen Rundfunk und von DANRADIO.

Student sein, wenn die Veilchen blühen

Porträtskizze zweier Studenten-Generationen
(1967)

Stimmen:

1. Mann (Mitte 40)
2. Mann (Anfang 20)
3. Frau (neutrale Stimme)
4. Mann (Mitte 40)

1.: Gestern – vorgestern – damals.

2.: Heute – jetzt – und dann!

1.: Das waren Zeiten – das waren noch Zeiten.

3.: Damals.

2.: Das ist eben anders heute, ganz anders.

1.: Ist nicht mehr so.

2.: Student sein heute –

3.: Student sein 1967, wenn die Veilchen blühen.

2.: Student sein damals –

3.: Student sein 1967, wenn die Veilchen blühten.

kleine Pause

4.: Bis ich fand, daß Zeit ein Problem der Sprache ist.

3.: Nicht das zählt, was man sieht, damals und heute, nicht das Offenbare.

1.: Trümmer damals, Schutt, Schrott, Staub, Verwüstung –

2.: hohe Hausfronten heute, lachende Farben, Chrom, Glas, und überall Werbe-Weiß, weißer, noch weißer!

3.: Nicht die allen gewohnten Gegensatzpaare, die alles erklären und nichts erklären:

1.: schmale Gesichter –

2.: satte Gesichter,

1.: hager und blaß –

2.: rosig und rund.

3.: Nicht die ins Auge fallenden Kontraste:

1.: Grau damals, Schmutz damals, Trübe, Asche, Schlacke, Müll –

2.: Glanz heute, Sauberkeit, Ordnung heute.

3.: Nicht die Unterschiede zwischen Hochhausfassaden, hell und heiter im Licht –

1.: und den halb vernagelten Fenstern damals, Fensterlöchern

4.: Das macht nicht den Abstand aus zwischen gestern und heute, das nicht allein.

3.: Das sagt zu wenig.

4.: 20 Jahre vorbei, vergangene Zeit, abzulesen an alten Kalendern, an Geburtstagen, Kreuzen, vergessenen Namen

3.: Wer war das noch?

4.: 20 Jahre in matt gewordenen Fotos, vergilbten Briefen, verschlissenen Moden, verschlissenen Illusionen:

1.: Damals, da wollten wir – alle – da wollte ich – wirklich, ich wollte – .

2.: Aber was, was ist dann geworden?

3.: Jahre, Jahre, abgelegt mit dem einen Wort: vergangen –

4.: schon vergangen, längst vergangen, nie wieder, lange gewesen, vorbei:

3.: Wann war das noch?

4.: 20 Jahre seit damals – und etwas mehr schon, schon wieder

mehr, jeden Tag ist das Gestern einen Tag weiter entfernt.

3.: Jahre, die befragt werden können in alten Zeitungen und Studienbüchern, deren Spuren entdeckt werden können in Formularen, Bescheinigungen, Steuererklärungen – Jahre, deren Zeugen vergraute, verstaubte Bücher sind:

1.: Damals, da war das was, galt das was!

4.: Als wir studierten, gleich nach dem Kriege.

2.: Damals, ja damals.

3.: Jahre voller Erinnerungen an Menschen, Gerüche, Dinge, zum Beispiel die Anzüge:

4.: der blaue damals, der mit den Nadelstreifen, der graue später, Glenscheck, und der braune, der plötzlich unmodern war mit den weiten Hosenbeinen, nicht mehr zu tragen – der grüne Sakko aus Shetlandwolle, der war noch Größe 50, und der schwarze Anzug, zweireihig, nur dreimal getragen zu unumgänglichen Beerdigungen: ein Onkel, ein Minister, eine Geliebte, dann war im Hosenbund keine Reserve mehr.

3.: Und davor, die Jahre davor, die Zeit der gefärbten Uniformen, gleich nach dem Kriege:

1.: braun, blau gefärbt, der lange Uniformmantel, dunkelbraun gefärbt auf Befehl der Britischen Militärregierung:

4.: So sahen wir alle aus, damals: blau gefärbt, braun gefärbt, grober Stoff, abgetragen, zerschlissen, und die gefärbten Hosen und Jacken verloren nicht den dumpfen Kommiß-Geruch, nie.

1.: Damals.

2.: Na ja, damals.

4.: Vergangene Zeit, die aufblitzt in kleinen Erinnerungspunkten, winzigen Erinnerungsspiegeln; aber sie läßt sich nicht einfangen mit den Ködern von Bildern oder Figuren, läßt sich nicht fassen mit Beschwörungen:

1.: Weißt du noch – damals?

4.: Wieso – wieso denn?

1.: Das weißt du nicht mehr?

2.: Genau so wenig, wie sich die Gegenwart festhalten läßt in einzelnen bunten Punkten und blitzenden Facetten:

3.: Zeit vergeht, jederzeit: Sekunden, Sekunden und Jahre, Jahre:

1.: vergangen – damals, gestern – vorbei.

3.: Wie war das noch?

4.: Greifbar ist die gelebte Zeit, faßbar, verfügbar in Sprache.

kleine Pause

3.: Das war in Kiel, gleich nach dem Kriege.

4.: Von Kiel ist die Rede, an der Kieler Universität studierte ich damals: die blinden, die offenen Jahre gleich nach dem Kriege. Nach Kiel kam ich zurück in diesem heiteren Sommer, nach beinahe zwei Jahrzehnten: Sah die Stadt wieder –

2.: eine neue Stadt!

4.: sah die Universität wieder –

2.: eine neue Universität!

4.: fand die alte Förde wieder,

3.: blau und der leichte Wolkenhimmel darüber und Buchengrün an den Ufern und Wind von der segelgefleckten See her,

4.: traf wieder meine Erinnerungen an die vergangene Zeit vor 19, vor 20, vor 21 Jahren, damals gleich nach dem Kriege, als wir zu leben begannen: als wir plötzlich beginnen durften zu leben und nicht mehr zu sterben hatten, erst einmal das und nur das: nicht mehr sterben, für was auch immer, auch nicht mehr töten, sondern leben, weshalb auch immer, irgendwie leben –

3.: irgendwo unter angeschlagenen Ziegeln, in feuchten Kellern, hinter rissigen Mauern oder auf leicht verstaubten Plüschkanapees, in – Folge unglaublicher Zufallsreihen! – erhalten gebliebenen Guten Stuben, unter den ernsten Augen längst verstorbener Tanten und bärtiger Helden von 70/71.

4.: Da begann unsere Zeit, Studenten nannten wir uns: Wir

wollten studieren, lernen, wollten etwas werden in unserer Zeit, die gerade begann – wir wollten leben, irgendwie, wollten etwas machen aus unserem Leben, das bis dahin kaum mehr gewesen war als Einsatz, Gehorsam, Befehl, Befehlen. Und wir wollten die Welt anders machen, ganz anders,

1.: irgendwie.

4.: Es waren nicht nur die Schrotthaufen und die Trümmerberge rundum, die diesen verbissenen Vorsatz weckten –

1.: der schmutzige Abfall von Krieg und Brand und Verwesung: Schaufeln und Spaten und Bagger gruben immer noch, jahrelang noch Menschenreste daraus hervor.

4.: Vielleicht waren es überhaupt nicht die Trümmer, der gehügelte Schutt und die brüchigen Mauerreste, zwischen denen wir unsere täglichen Wege suchten: Die Trümmer, das wußten wir –

1.: damals –

4.: und wir waren ganz sicher: Die Trümmer waren in Jahren, vielleicht in Jahrzehnten nicht abzutragen und fortzuräumen, es gab keine Maschinen dafür, es gab kein Brot:

1.: Wer, wer sollte das tun?

4.: Die Trümmer wurden notdürftig beiseite geschoben, wenn sie im Wege lagen, wir legten selbst mit Hand an, mußten das tun, „Studentischer Ehrendienst" hieß das, sonst durften wir nicht studieren –

1.: damals

4.: Die Trümmer waren nicht das Wichtigste für uns –

3.: und kein Gedanke an glatte Fassaden, Straßen voll Autochrom, keine Wünsche nach Fluß und Überfluß, nicht einmal Träume davon.

4.: Wunsch war, Traum war: einmal satt sein, einmal, irgendwann, heute vielleicht – irgendwie satt:

1.: Nur 175 von 2440 männlichen Studenten hatten zu Beginn des Wintersemesters 1947 Normalgewicht –

4.: was man damals Normalgewicht nannte,

3.: und wir hatten keine Vorstellungen, zunächst, daß das Zerstörte wieder neu werden könnte, wie es neu werden könnte.

4.: Als wir im Jahre 1946 die ersten Reißbrett-Entwürfe für die neue Stadt Kiel sahen, sauber gezeichnete Fronten und Straßenflüchte, ganz neue Straßenzüge und Plätze und freundliche Parks an Orten, deren Trümmergesicht uns vertraut war: Da schien uns das bare Phanstasterei.

1.: Die Trümmer waren einfach da,

4.: für uns,

1.: eine gegebene Welt: Trümmer des Alten, Vergangenen, das endgültig dahin war, unwiderruflich, gut oder nicht gut, gleichgültig, also gut: mit Recht zerstört,

4.: und das Neue, meinten wir, das Neue müßte beginnen in diesen Trümmern, vor dem Hintergrund dieser Trümmer, mit diesen Trümmern: Hier und nur hier konnten wir anfangen, die neue Welt zu schaffen, unsere neue Welt, anders konnten wir unser Leben damals nicht denken, so sehr wir beschäftigt waren mit dem bloßen Weiterleben und Überleben:

4.: Irgendetwas essen, irgendetwas rauchen, irgendwo schlafen – Hunger, Schwarzhandel, Diebstahl, Kälte, Meineide um ein Paar Schuhe, Stundenwege um drei Kartoffeln, gezählt: irgendwie leben und überleben.

3.: Und Otto Bollnow, ordentlicher Professor für Philosophie, stand im blau gefärbten Uniformmantel hinter dem Pult, sah durch die engen Gläser seiner Wehrmachts-Nickelbrille in den überfüllten Hörsaal –

1.: zweimal hintereinander mußte er seine Vorlesung halten, Einführung in die Philosophie: Es gab keinen Raum in der zerstörten Universität Kiel, der alle Hörer auf einmal gefaßt hätte –

3.: und Otto Bollnow sprach von der Anständigkeit als dem letzten ethischen Fundament in der erschreckenden moralischen Lage der Gegenwart.

kleine Pause

4.: Da stand ich wieder, nach 20 Jahren, in Kiel, wo ich damals gestanden hatte, ging die Straßen und Wege und Pfade, die ich damals gegangen war, roch den Seewind, überall, den ich nicht mehr gewußt hatte, den ich vergessen hatte,

1.: seitdem.

4.: Aber es war nicht mehr der Wind von damals, nicht mehr der gleiche Wind, der durch die neuen Straßenkulissen, zwischen den sauberen Häusern hindurch, über die Höfe und Gärten hin wehte und wehte und weht: Immer noch war der Geruch der See darin; aber der Wind wußte nicht mehr den Staub von damals, den Trümmerstaub, in dem wir lebten, damals:

1.: Der haftete in den gefärbten Uniformen, der gab den Lippen Ziegelgeschmack, der wußte von Brand noch und Sterben, der Staub der zerstörten Stadt Kiel, der die Augen tränen machte und selbst an klaren Sonnentagen zum Husten reizte, wenn der Wind über die Trümmerlandschaft strich.

4.: Der Staub war nicht mehr da, ist nicht mehr da in der neuen Stadt Kiel: Der Wind weiß nur noch Gegenwart, jetzt, heute bringt Öl und Benzin und Straßenschmutz mit sich, doch keine Vergangenheit mehr, keine Erinnerungen.

2.: Eine neue Stadt, weit, hell, nüchtern, geschäftig, und eine neue Universität, ausgebreitet, großzügig gegliedert, offen, immer noch wachsend, und auch die Tage der alten Festbaracke sind nun gezählt.

4.: Anders, ganz anders alles als damals.

2.: Und andere Menschen, andere Studenten.

4.: Natürlich, ich hatte nichts anderes erwartet, wie denn auch: 20 Jahre sind eine lange Zeit, und diese 20 Jahre vor allem, die hinter uns liegen und unsere Jahre waren, unsere besten Jahre vielleicht:

3.: die Zeit zwischen 20 und 40 oder zwischen 25 und 45, zwischen 30 und 50 Jahren: die Jahre, in denen man <u>das</u> wird, <u>was</u> man wird.

4.: Vergangene Zeit, viel zu schnell schon vorbei, die angefüllt war und ausgefüllt mit den tausend Alltäglichkeiten von zwanzig Lebensjahren:

1.: Examen und Wohnungssuche und Liebe und Geldverdienen, Kinder und Reisen und Grundstückskauf, Beförderungen, Bestätigungen, das Auto mit sechshundert, zwölfhundert, fünfzehnhundert Kubik, Lebensversicherungen von 15 000, von 50 000, und dazwischen Umzüge und Streit mit dem Nachbarn und Wahlen und Fortbildungskurse und Liebe, manchmal, und Ehrenämter und Nachhilfestunden und Krankheiten dann, nie gehörtes Latein, in den vertrauten Gesichtern Falten, plötzlich, und graue Haare –

4.: und dann im Spiegel, eines Morgens, unübersehbar: auch ich – natürlich, auch ich.

2.: Die Menschen sind anders –

3.: anders geworden.

4.: Und wir sind anders geworden,

1.: seitdem.

4.: Nichts war mehr wie damals, beinahe nichts.

2.: Nichts ist mehr wie früher.

4.: Und ich sah das und wußte das und sah das auch ein, natürlich. Aber ich wußte es nicht zu sagen, nicht richtig: nicht so, daß ich mehr genannt hätte als Daten, Zustände, Namen.

2.: Alles ist anders heute.

4.: Natürlich ist alles anders.

2.: Das ist eine neue Universität.

4.: Natürlich, das kann nicht mehr unsere Universität sein.

3.: Schon etwas altfränkisch muten die steilen Buchstaben an:

1.: CHRISTIAN-ALBRECHTS-UNIVERSITÄT –

3.: über dem Eingang zu den flachdachigen Fabrikgebäuden, in denen damals,

1.: gleich nach dem Kriege,

3.: die Universität ein Unterkommen fand –

1.: und einige Professoren weigerten sich damals, in die nüchternen hellen Räume umzuziehen, weil sie fürchteten, es sei dort kein Milieu für geistige Arbeit zu schaffen.

3.: Der Eingang mit den stolz tuenden Ziegelsäulen erschließt jetzt nur noch wenige Institute: Daneben nämlich, wo früher Kleingärten waren, Kartoffeln, Gladiolen, Johannisbeersträucher, sind in den letzten Jahren neue Bauten entstanden – Hausblöcke mit kühlen Fassaden, nüchtern und –

4.: hoffentlich –

3.: zweckmäßig, und in der Mitte ein Hochhaus, blau-silberhimmelsfarben, 14 Stockwerke hoch, sanft gleiten die Fahrstühle zwischen den Sekretariatsräumen im Erdgeschoß und dem Wirtschaftswissenschaftlichen Seminar ganz oben herauf und hinunter. Daneben liegt das neue Studentenhaus mit Mensa und Cafeteria und Restaurant, ein weites, offenes Hofquadrat mit Wasserbecken und Steinbrüstungen und weißen Stühlen, Studenten in der Sonne, Gespräche zwischen den Vorlesungen, nach dem Essen.

4.: Andere Studenten als damals, natürlich,

2.: ganz andere.

4.: Nicht wir, natürlich, sondern junge Menschen, 20 Jahre jünger als wir: so jung wie wir damals waren – oder noch jünger, vielleicht schon unsere Söhne, unsere Töchter, geboren 1946 oder 1947: Sie sehen oft unheimlich jung aus – für uns – , beinahe noch Kinder.

3.: Und es sind doppelt so viele, dreimal so viele wie damals.

4.: Sie gehen durch die neuen Straßen, in die neuen Institute, und sie tun das ganz selbstverständlich –

2.: Warum denn auch nicht?! –

3.: und viele gehen nicht: sie fahren, fahren, überall Autos und Motorroller, und wohin mit den Autos, die Parkplätze rei-

chen schon wieder nicht mehr, schon lange nicht mehr, nicht einmal die reservierten Parkplätze für Professoren-Autos werden immer geachtet –

2.: Wieso denn auch?

4.: Es sind andere Studenten als wir, damals, das sieht der erste Blick, gar kein Zweifel: Offene Gesichter,

2.: gut ernährt –

4.: natürlich,

1.: unvergleichlich gut,

2.: und gut gekleidet,

4.: ganz selbstverständlich,

1.: gar kein Vergleich: Selbst die Gammler-Naturen – einzelne nur – scheinen Mühe zu haben, wirklich unordentlich auszusehen.

4.: Aber wie, wie das sagen, das fassen?

2.: Das ist eben so: andere.

kleine Pause

4.: Ich stellte Vergleiche an, erinnere mich, ich las, hörte, sprach, beobachtete, diskutierte, merkte mir Unterschiede, hier und da, was mir beiläufig auffiel:

1.: Weniger Pathos – mehr Sachlichkeit, Nüchternheit.

2.: Mehr Ansprüche – weniger Bescheidenheit, weniger Selbstverständlichkeit.

1.: Weniger Wagemut – mehr Suche nach Sicherheiten, Forderungen nach Sicherheit.

4.: Was man so hört, was man so sieht, was man so liest:

3.: Viel ist von Studenten die Rede heute, sehr viel, in jeder Zeitung fanden sich in diesem heiteren Sommer Meldungen, Aufsätze, Betrachtungen, Kommentare über Studenten –

2.: über <u>die</u> Studenten von heute:

1.: Unruhe –

2.: Demonstrationen –

3.: Vorlesungsstreik –

4.: Hochschulreform –

1.: Sex –

2.: Freiheit –

3.: Kritik –

4.: Ruhe und Ordnung.

2.: Opposition

1.: Opposition

3.: Opposition.

4.: Doch das sind Schlagworte. Für die Kluft zwischen damals und heute fand ich die Worte nicht: Meine Sprache glitt ab, faßte nicht richtig zu – ich faßte nicht wirklich, was geschehen war, seitdem, was geschah.

1.: Gestern – vorgestern – damals.

2.: Heute – jetzt – und dann!

4.: Bis ich fand, daß Zeit – und gerade auch diese unsere vergangene Zeit – ein Problem der Sprache ist.

k *leine Pause*

1.: Student sein 1947 –

2.: Student sein 1967 –

1.: und die Veilchen blühen unabhängig von Schwarzmarktpreisen und Parkplatznot.

4.: Man muß genau hinhören, wenn man den Raum zwischen damals und heute ausmessen will, muß hören auf das, was die Sprache weiß und verrät: unsere eigene Sprache, die wir gelernt haben in einer Zeit, da Hitlers geschwollener und verschwommener Sprachstil als Vorbild galt, die wir später versachlichten und ernüchterten unter dem Zwang des Gehorchens, Befehlens, die Sprache, der wir mißtrauten, als wir das Ausmaß unseres Betrogenseins erkannten, nach 45, und obwohl wir

uns später daran gewöhnt haben, auch die neuen Wörter zu gebrauchen, die uns diese Jahre ins Haus lieferten –

1.: Wiederaufbau und Wiederbewaffnung und Wiedervereinigung, Frieden und Freiheit und Integration, Party, Teamwork, Establishment, formierte frustrierte perfektionierte Gesellschaft,

4.: das Grundmuster unserer Sprache, der Rhythmus, der Klang sind gleich geblieben:

3.: die Sprache einer Generation mit unwiederholbaren Erfahrungen einer nie wiederholbaren geschichtlichen Zeit –

2.: so wie die Studenten von heute in ihrer geschichtlichen Situation ihre eigene Sprache sprechen, verstehbar mit allen Unter- und Obertönen nur für sie selbst.

4.: Die Universität blieb längst hinter uns zurück:

1.: gestern – vorgestern – damals –

3.: die Studenten von damals wurden entlassen, vergessen die meisten,

4.: natürlich.

3.: Jahr für Jahr kamen neue Studenten, andere Studenten mit anderen Erfahrungen:

2.: Wohlstand und Frieden und Auto und Reisen,

1.: kein Hunger mehr, kein Krieg mehr –

2.: oder nur fern in Korea, Algerien, Vietnam –

1.: kein Nachkrieg mehr,

3.: und diese neuen Studenten wurden und waren die Universität, so lange, bis wieder andere sie ablösten und noch andere, noch jüngere, schon Jahrgang 42, schon Jahrgang 45,

1.: und die Studenten der ersten Jahre nach dem Kriege:

4.: wir: Leutnante und Matrosen, Gefreite und Hauptleute a.D., mit Tapferkeitsorden betrogene Jünger von Ideen, die keine Ideen gewesen waren, Krüppel und stellungslose Familienväter, Witwen auch –

3.: Kriegerwitwen –

4.: und junge Frauen, die ihre ersten Lebenserfahrungen in Lazaretten oder in Flak-Scheinwerfer-Stellungen gesammelt hatten: Brotlose, Heimatlose, Erben, die ihre Erbschaft in Ruinen zusammensuchen mußten:

3.: eine grau zusammengewürfelte Studentengeneration, die leergebrannt war und wissensdurstig, die immerfort suchte und diskutierte und tanzte und fragte und experimentierte,

4.: weil niemand wußte und niemand sagen konnte, was halten, was tragen, was bleiben würde:

1.: diese seltsamen Studenten sind heute schon Fama geworden. Sie werden noch von Festrednern oder von Professoren beschworen, die damals selber dabei waren –

4.: Das waren noch Zeiten – andere Zeiten!

1.: Aber sie sind nicht mehr Realität, sondern Fama, Sage, Märchen –

2.: Na ja, damals.

3.: Und sie sind anders geworden –

4.: wir sind anders geworden, inzwischen grau geworden, rundlich geworden, auch etwas träge geworden, wie man mit seinen gelebten Jahren bequemer, satter und unbeweglicher wird, angepaßt dem soliden Grau rundumher – so ist das Leben, was soll schon sein, wer will das ändern:

2.: heute – jetzt – und dann.

4.: Doch wenn wir auf unsere Worte hören: Wir sprechen noch immer die Sprache von damals, schreiben noch immer diese unsere Sprache – wir denken noch immer die Gedanken, die wir damals – unser Beginn! – gelernt haben:

3.: Anständigkeit als das letzte ethische Fundament in der erschreckenden moralischen Lage der Gegenwart –

4.: und weil wir so sprechen und denken – und finden gar nichts dabei, finden es höchstens verwunderlich und manchmal befremdlich, daß die jungen Leute nicht auch diese unsere Spra-

che und diese unsere Gedanken haben, sonder beides abtun mit dem unbezweifelten Recht der Jüngeren, das Alte alt und gestrig zu nennen – , weil wir mit unseren alten Wörtern und Denkgewohnheiten leben und uns das Leben gar nicht anders vorstellen können als eben so und darin: Deshalb begreifen wir die gewandelte Wirklichkeit nicht mehr ganz, nicht mehr richtig – wissen Dinge und Daten und Unterschiede zu nennen, natürlich, aber der Blick auf das Ganze, uns selbst einbezogen, der Überblick will uns nicht recht gelingen. Wir sind Väter geworden, plötzlich, Vätergeneration – ein bißchen älter schon, beinahe schon alt, tatsächlich: alt.

2.: Die sollen sich nur nichts vormachen!

1.: Wir wissen, natürlich, daß die Welt anders geworden ist, seitdem, und wir wissen, wer würde das nicht sehen, wir sind doch nicht blind: daß die Welt nicht so geworden ist, wie wir sie damals dachten und planten – unsere neue Welt, die wir mit schufen, damals, an deren Mauern und Straßen und Gittern wir mit bauten und bastelten, 20 Jahre lang:

1.: Examen und Kinder und Geld und Erfolg, Auto und Haus und Prämiensparen:

4.: unsere Welt, die wir, auch wir gemacht haben, keine Ausrede: gerade wir – für die wir mitverantwortlich sind, für alles, auch für das, was wir gar nicht wollten und planten, damals, bestimmt nicht, was wir uns damals einfach nicht vorstellen konnten:

1.: Waffen wieder?

4.: Wahnsinn!

1.: Sattheit wieder?

4.: Wie denn? Unsinn!

1.: Es kommt darauf an – wir sind überzeugt – nie niemals wieder, auf gar keinen Fall – um gar keinen Preis!

kleine Pause

4.: Es ist eine Frage der Sprache, wie die Welt aussieht, wie sie aussehen soll.

3.: Damals, 1947, wurde von einem Dutzend Kieler Studenten ein literarisches Kabarett aufgemacht: Auf einer engen Behelfsbühne standen sie, hagere Gestalten in gefärbten Uniformen, hungrige Gesichter, 23 oder 26 Jahre alt, und sie sangen –

4.: wir sangen, das meinten wir alle:

1.: „Wir wollen unserer Zeit den falschen Flitterkram entreißen
und brächten sie so gern einmal in Schwung!
Doch auch schon Diagnose will was heißen –
zur Therapie sind wir ja – leider – noch zu jung."

3.: Das holperte ein bißchen im Rhythmus, die Worte waren auch nicht ganz neu und originell. Aber der Vers reimte sich, und er war –

4.: und das war wichtig für uns damals, das vor allem:

3.: ehrlich gemeint war er: Die Welt sollte anders werden, neu, die Zeit sollte neu werden, anders als frühere Zeiten, endlich einmal ganz anders, und die Menschen, vor allem die Menschen –

4.: wir selbst: anständig wollten wir sein, ehrlich, wahrhaftig.

3.: So hämmerten die studentischen Kabarettisten damals auf ihr Publikum los,

1.: ernteten jubelnden Beifall, Lachen, Gelächterstürme bei Belehrten und Unbelehrbaren,

3.: schlugen hinein in die falschen ererbten Werte, das Nationale vor allem, das Vaterländische, dem damals kaum jemand eine Träne nachweinte –

4.: kaum jemand von uns Studenten – ,

1.: sie schlugen um sich, wollten zerschlagen, was der neuen Welt, dem neuen Menschen im Wege stehen oder im Wege liegen konnte,

3.: und sie meinten, ehrlich und aufrichtig und anständig: Das wär's.

4.: Das war es dann wirklich,

2.: mehr nicht.

4.: Das war unsere Sprache damals: Wir fanden nichts dabei, daß die Wörter nicht ganz genau gesetzt waren, wir gaben uns mit Wenigem zufrieden:

1.: „Doch auch schon Diagnose will was heißen –
zur Therapie sind wir ja – leider – noch zu jung."

4.: Füllwörter gaben den Klang, und wir merkten das nicht – oder wir entschuldigten die auf der schmalen Behelfsbühne wie uns selbst: waren zufrieden mit diesem Wenigen, weil wir früh an klingendes Pathos gewöhnt worden waren und an wortreiche Sentimentalität, und zudem: Wir hatten uns an Selbstmitleid gewöhnt und waren nicht gewohnt, die Welt ganz sachlich, genau und ohne Gefühligkeiten zu sehen und anzunehmen:

1.: Gestern – vorgestern – damals.

4.: Allerdings, vielleicht war gerade das unsere einzige Möglichkeit: Der ganz nüchterne Blick auf die Realitäten um uns herum hätte uns sonst vielleicht von vorneherein resignieren lassen. Wahrscheinlich konnten wir wirklich nur leben und überleben mit unserer besonderen Mischung aus sentimentalem Pathos, Selbstmitleid und Moral.

kleine Pause

3.: Aber das sind Vermutungen, Hypothesen.

2.: In diesen Sommertagen 1967, im heißen Juli, brachte die Kieler Studentenbühne ein Stück von Peter Handke heraus, die „Selbstbezichtigung": eine turbulente Sprach- und Sprech-Etude, bei der nichts weiter passiert als eben Sprache, Alltagssprache, Gewohnheitssprache – bei der keine Handlung und keine Gefühle vermittelt werden, sondern nur Sprachbewußtsein und damit Zeitbewußtsein, selbstkritisches Selbstbewußtsein.

3.: „Ich habe sollen gelernt".

1.:
2.: } „Ich bin gesellschaftsfähig geworden".
3.:

2.: Handke, selbst noch im Studentenalter, hat nicht für Studen-

ten geschrieben. Aber er trifft die Studenten von 1967 genau so wie die Studenten von 1947 –

3.: die Studenten von damals, wie sie heute sind –

2.: trifft sie genau so wie die Nicht-Studenten, die Nicht-Studierten von gestern und heute: Er meint die Gesellschaft, trifft die Gesellschaft.

4.: Doch diese „Selbstbezichtigung", die ein paarmal in dem schön, ein bißchen zu schön ausgestatteten Studio des neuen Studentenhauses gespielt wurde, blieb ein kleines Ereignis am Rande: Feinschmecker-Kost, eine Sprach-Speise für Kenner und Gourmets.

3.: Laut dagegen –

2.: Protest! Protest!

3.: unüberhörbar laut, unüberhörbar auch in riesigen handgeschriebenen, handgemalten Wandzeitungen, denen jeder Student an den Ausgängen der Mensa entgegenlief:

2.: Wir wollen nicht – wollen – Protest! – wir –

3.: tagelang, wochenlang im Mittelpunkt von Auseinandersetzungen und Diskussionen:

2.: Nachrichten, Aufrufe, Proteste linker –

1.: linksradikaler! –

2.: Studentengruppen. Protest!

3.: schrie es,

2.: Protest! Protest!

3.: stand geschrieben, gemalt, gedruckt zu lesen.

2.: „So wird die Uni an die Kette der Tradition gelegt!"

3.: warnte es rot auf Weiß und schwarz auf Weiß und rot auf Grün und grün auf Weiß von den Wänden, gepinselt, geschrieben, gezeichnet, gemalt.

2.: „Wir wollen nicht als demokratisches Feigenblatt für eine autoritäre Uni dienen!"

3.: schrieb und schrie das eben gegründete Kieler-Aktions-Komitee,

2.: das K – A – K ,

3.: und der Sozialistische Deutsche Studentenbund, der am 26. Juli mit bunten Plakaten einlud:

2.: HEUTE JAHRESTAG DER KUBANISCHEN REVOLUTION.

SDS-Vortrag: Geschichte eines Sieges.
Kuba – Vorbild der 3. Welt.
Konzept des Guerilla-Krieges.
Heute 20 ot –

3.: der Sozialistische Deutsche Studentenbund mahnte, warnte in großen roten Versalien:

2.: ENTHÜLLUNG:

3.: verwahrte sich, griff an, immer wieder.

1.: Ein revolutionärer Wellenschlag von Berlin her, wo in diesem Jahr zuerst die Studenten ausgebrochen und aufgebrochen waren, Wellen vielleicht weit aus dem Osten her, Maos Wandzeitungen als Vorbild, und jeden Tag standen Lesende und Diskutierende vor den Wandzeitungen gegenüber den Mensa-Ausgängen:

2.: Heute – und dann – dann – und jetzt!

1.: Natürlich die Langhaarigen –

3.: oder?

1.: die immer zusammenhocken in der Cafeteria, die mit den Bärten, den roten Blusen, den blassen Gesichtern –

3.: oder?

1.: Kommune – wie sich das nennt.

3.: Jedenfalls die vom K – A – K ,

3.: vom Kieler Aktions-Komitee, das seinen Satzungsentwurf, alle Satzungen, alle Ordnungen verhöhnend, als Wandzeitung anschlug:

2.: „Um Mitglied des KAK zu sein, werden gar keine Bedingungen gestellt, denn das KAK hat gar keine Mitglieder. Um im KAK mitzuarbeiten, braucht man nur drei Voraussetzungen zu erfüllen:

1. Demokrat sein
2. Mißtrauen gegen Polizei, Verwaltung, Rektor, Hochschulverfassung haben
3. bereit sein, praktische Arbeiten zu leisten, dem Mißtrauen die Grundlage zu nehmen."

3.: Und in einer ASTA-Information wurde gleich zweimal auf diese kleine aktive Gruppe hingewiesen, einmal positiv-ironisch:

2.: „Das Kieler Aktionskomitee ist die langersehnte notwendige Zielscheibe für Beschimpfungen aller Art. Linksradikalismus, Kommunismus und natürlich Unmoral sind beliebte Vorwürfe. – Der Kieler Student – und nicht nur der – weiß wieder, wo gut und böse stehen. Der Kieler Student beweist am KAK, daß er nicht zu radikalisieren ist."

3.: Während in der gleichen ASTA-Information von einer anderen Schreibmaschine her mit vorsichtiger Distanz gewarnt wurde:

1.: „Das Auftreten des Kieler Aktionskomitees sollte der Mehrheit der Studenten zu denken geben. Hier taucht im Ansatz wie in Berlin die Gefahr einer Selbstisolierung der Studentenschaft auf. Es ist vor allem die Sprache und Art und Weise zu provozieren, die deutlich werden läßt, es gibt eine studentische Bewegung, die in all ihrem Tun vorrangig bestimmt wird von der Furcht, sich irgendwie an bestehende gesellschaftliche Formen anzupassen."

3.: Vielleicht waren es nur ein oder zwei Dutzend Studenten und Studentinnen, die hier gemeinsam und planmäßig Unruhe stifteten. An Themen mangelte es ihnen und dem gleichermaßen aktiven Sozialistischen Deutschen Studentenbund nicht.

1.: Während die evangelische Studentengemeinde ein Forum –

3.: Mit Seiner Magnifizenz! –

1.: veranstaltete, Thema: „Die internationale Dimension der Universität",

3.: fielen die Wandzeitungen jeden Vorübergehenden mit lauten Schlagworten an:

2.: Notstandgesetze!

3.: Griechenland!

1.: Vietnam!

2.: Protest! Protest!

1.: Der Schah – Franco – Strauß!

2.: Mord! Mord! Protest!

3.: Und tagelang, wochenlang ging es in immer neuen Anschlägen, immer neuen Diskussionen um die neue Kieler Hochschulverfassung.

2.: Flugblätter wurden verteilt, Paragraphen laut und erregt und immer wieder zitiert – vor der Mensa, in der Mensa, und immer wieder stachelten die Nachrichten und Offenen Briefe der Wandzeitungen die Neugier und die Diskussion an.

3.: Der Kultusminister wurde angegriffen, Professoren nicht geschont –

2.: Protest! Protest! –

3.: auch nicht der gewählte ASTA-Vorsitzende, und als der Rektor auf einer Kundgebung zum Ausbildungsnotstand sprach, entrollten ein paar Studenten und Studentinnen vom KAK ein großes Transparent:

2.: „Magnifizenz! Sie sind gegen den Ausbildungsnotstand. Was unsternehmen Sie gegen die undemokratische Verfassung unserer Universität?"

4.: Große Versalien, ungereimt, nackt, nüchtern: Eine Zwecksprache, der es um Tatsachen geht, um Sachbezüge, Aktion und Agitation und Fortschritt –

3.: was immer diese Studenten darunter verstehen mögen – ,

4.: eine Sprache, die Demokratie will, mehr Demokratie, eine

neue Demokratie, eine neue Gesellschaft, eine neue Welt, wieder einmal: Die alte Welt, unsere bestehende Welt wird als unzulänglich erkannt, wird nicht angenommen von diesen Studenten, diesen ein oder zwei oder drei Dutzend

1.: Langhaarigen

3.: Bärtigen

1.: Blassen

2.: Protestierenden.

kleine Pause

4.: Vielleicht sind es immer nur ein Dutzend auf 1000, ein Dutzend von 1000, die sich beunruhigen und Unruhe machen. Vielleicht waren es damals,

1.: gleich nach dem Kriege,

4.: auch nur wenige, einzelne, die die Welt anders wollten, grundsätzlich anders. Denn Trümmer nicht wollen, Hunger nicht wollen, Not nicht wollen: Das ist einfach und billig und selbstverständlich, wenn man hungrig und frierend in Trümmern hockt. Aber in einer Welt, die alles bietet –

2.: einiges immerhin:

1.: reichliche Mensa-Mahlzeiten, abwechslungsreich, der Eintopf für 70 Pfennige, das Tagesgericht für eine Mark 70, das Gedeck für zwei Mark –

3.: die großzügig Stipendien austeilt und Beihilfen aller Art, ein Füllhorn von Möglichkeiten –

4.: die moderne Studentenheime baut, Doppelzimmer werden schon als Zumutung empfunden –

3.: und Studenten-Reisen nach überall hin organisiert, billig nach Spanien, Bulgarien, Japan, im Flugzeug nach Moskau und London und Daressalam, auch nach Berlin –

4.: in einer angenehmen Studenten-Welt mit Freiheiten jeder Art, mit einem bunten Wirbel von Vorträgen, Tanzabenden, Exkursionen, Diskussionen, Arbeitsgemeinschaften für Film, Funk, Foto, Fernsehen, Malen, Musik,

1.: mit vielfältigen Verbindungen quer durch das Land und über den Erdball hin, Burschenschaften und Sängerschaften und Corps und Landsmannschaften, farbentragend oder auch nicht, schlagend oder auch nicht –

4.: Ermäßigungen, Vergünstigungen überall: billige Zeitungen, billige Bücher, billige Schreibmaschinen und Kugelschreiber, billige Eintrittskarten für Theater, Konzert und Sport, Ermäßigungen in Zügen, Bussen und auf den Fördedampfern, Krankenversicherung, Unfallversicherung, Freitische –

3.: in dieser Gesellschaft, die jeden frei sein läßt nach Anlagen, Wunsch und Laune –

2.: oder beinahe frei, ziemlich frei, immerhin:

4.: überall stehen Wege offen, und auch der Einzelgänger kann einzeln sein, warum nicht: In dieser Welt zusammen mit einem oder zwei Dutzend Gleichgesinnter das Bestehende in Frage stellen, immer wieder, auch sich selbst in Frage stellen, eine grundsätzlich andere Gesellschaft diskutieren und propagieren: Das steht, meine ich, Studenten nicht schlecht an – gleichgültig, ob sie Erfolg haben oder nicht –

3.: gleichgültig, ob sie überhaupt Erfolg haben können in dieser stabilisierten Gesellschaft.

4.: Die anderen, die brav sind und dankbar und fleißig und so, wie der brave und fleißige Durchschnittsbürger sich seine Studenten wünscht, diese anderen sind sowieso in der Mehrzahl, heute wie damals und immer:

1.: Schließlich, wir haben auch nicht – wir konnten auch nicht – wir durften auch nicht – .

4.: Damals.

1.: Man muß sich anpassen – Ordnung muß sein!

kleine Pause

3.: Im Sommersemester 1967 waren an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel 7200 Studierende eingeschrieben, rund 1200 mehr als im Wintersemester davor:

4.: Kiel ist eine Sommer-Universtiät, die Förde lädt ein zum Segeln und Baden und Rudern und Nichtstun im Sommer, lädt ein mit Wellen, Sonne und Sand.

1.: Das bringt in jedem Sommersemester rund 1000 Studenten mehr nach Kiel als im nebligen, feuchten, grauen Winter,

4.: und die Annahme liegt nahe, daß diese 1000 Sommer-Studenten nicht gerade von jener Art sind, die die Welt grundsätzlich ändern und verändern wollen –

2.: jedenfalls nicht im Sommer, nicht in Kiel.

3.: Die 6000 anderen, die auch im unfreundlichen Kieler Winter ausharren und studieren, um etwas zu lernen, um über die vorgeschriebenen Scheine und Referate und Zwischenprüfungen und Staatsexamen etwas zu werden: Studienrat oder Diplom-Volkswirt oder Verwaltungsbeamter oder Arzt oder – oder:

4.: diese 6000, rund 4500 männlichen, rund 1500 weiblichen Geschlechts, Studenten der Landwirtschaft und der Philosophie, Jura- und Medizinstudenten, Zoologen und Theologen und Soziologen, Betriebswirtschaftler, Volkswirtschaftler, Finanzwissenschaftler, Physiker, Psychologen, Orientalisten – 6000 junge und nicht mehr ganz junge Menschen, die meisten zwischen 18 und 28 Jahren alt: sie sind beschäftigt mit sich und ihren eigenen Plänen, Problemen und Träumen, mit ihren Hoffnungen, Hemmungen und Schwierigkeiten – sie haben meist keine Zeit und sie nehmen sich meist keine Zeit für das, was außerdem noch passiert, was am Rande liegt, am Rande zu liegen scheint, draußen, außerhalb der Universität –

3.: zum Beispiel die große Politik oder die kleine Politik –

4.: oder die Sprache, auch die eigene Sprache: das, was sie selbst mit ihrem Reden und Schweigen von sich und von ihrer Zeit sagen, was nicht.

3.: Einige schreiben Gedichte,

2.: moderne Gedichte

4.: natürlich.

3.: Die finden sich gelegentlich in den Studentenzeitungen gedruckt, und es gibt sogar einen neuen Sammelband –

1.: ein Sammelbändchen –

3.: mit Kieler Studentenlyrik:

2.: „Makrelen für Kalliope" heißt die Anthologie,

3.: die fachkundig eingeleitet wird von einem professoralen Vorwort:

1.: „Rückzug in die Innerlichkeit findet statt, der nur verdeckt wird durch die distanzierende Kühle und berechnende Anwendung sprachlicher Kunstmittel; kein Rückzug in die machtgeschützte Innerlichkeit, sondern zu einem Beisichbleiben in oszillierender Ungewißheit und Unsicherheit. Vielleicht ist gerade darin diese Sammlung symptomatisch für die weite Kreise der akademischen Jugend in diesen Jahren – und doch wohl auch beunruhigend."

4.: Die Gedichte sind, natürlich, so unzulänglich lyrisch wie junge Lyrik zu allem Zeiten, auch damals, gleich nach dem Kriege – nur hier und da etwas besser als damals,

2.: Twen-Lyrik,

4.: sozusagen:

5.: „der wind hat seegrüne augen"

2.: „tick-tack macht die Sonnenuhr"

3.: „heiße Ufer liegen vor der Stadt"

2.: „mische dein Schweigen"

3.: „groß von Trauer"

3.: „füllt die augen warm mit tränen".

4.: Die Wörter und Zeilen sind oft beliebig, oft austauschbar.

2.: Na ja, Lyrik!

4.: Was hier und heute geschieht –

3.: hier an der Kieler Universität

4.: geschieht offenbar nicht in lyrischen Gedichten.

2.: Wieso denn auch?

kleine Pause

4.: Studenten heute sind anders, die meisten, die Mehrzahl jedenfalls, anders als wir damals:

2.: nüchterner

3.: genauer

3.: gelassener auch

4.: und anspruchsvoller als wir: anspruchsvoller im Materiellen, natürlich, anspruchsvoller aber auch sonst.

1.: Studenten heute sind Kinder der Wohlstandsgesellschaft, unmündige Kinder vielleicht, unschuldige Kinder gewiß: Ihnen ist von früh auf suggeriert worden –

3.: und jeder Tag scheint ihnen das zu bestätigen

2.: Alles ist allen jederzeit möglich.

1.: Alles kann gleichzeitig sein.

2.: Alles muß gleichzeitig sein.

3.: Die bunte, lockende Collage der Annehmlichkeiten dieses Lebens ist ihnen selbstverständlich geworden, ein Anspruch, beinahe einklagbar:

1.: Studium –

2.: natürlich!

1.: Stipendium –

2.: natürlich!

1.: Freizeit, Auto, Reisen, Frau –

2.: bitte, natürlich – warum denn auch nicht?

4.: Es sind Kinder einer ins Maßlose strebenden Genuß-Gesellschaft, die meistens den Sinn für das notwendige Nacheinander, für langsame Steigerungen nicht gelernt haben.

3.: Trotzdem sind sie, auf ihre Art, nüchtern, genau, gelassen.

4.: Ich kann mir, zum Beispiel, einfach nicht vorstellen, daß Stu-

denten 1967 auf nachgemalte und neugemalte Wandbilder in St. Marien zu Lübeck hereinfallen würden, so wie wir damals:

1.: Staunend, gläubig staunend standen wir auf schwankenden Bretterstegen in halber Höhe der Gewölbe,

4.: sahen Meister Malskats geschickte Malereien, bewunderten sie und sahen nicht, daß sie neu waren, wie neu sie waren, ganz frisch gemalt: wir glaubten,

3.: und Rainer Maria Rilke mußte, ungefragt, Pate stehen zu gläubiger Wandbilder-Lyrik:

1.: „Sehr fremd und ferne ist das weite Schauen
der hohen Bilder. Jegliche Figur
ist einsam, aber ohne jenes Grauen,
das unsere Gesichter zeichnet. Nur
in ihren leisen Wendungen verbinden
sie ihres Daseins Sinn, in dem Gewand
und den Gebärden –"

4.: und so weiter. Der Maler Malskat, der die kahlen Wände der ausgebrannten Marienkirche mit den mittelalterlich anmutenden Heiligen geschmückt hatte, würde sicher gegrinst haben, hätte er er gehört:

1.: „Solche Schau verwehrt sich dem Begreifen,
das sich nur im Tag bewegt.
Jeder Zug ist voll der reifen
Bindung, die das Leben trägt."

4.: Studentenlyrik neigte schon immer zum Vorgeformten, die Sprache war damals so verräterisch und so vielsagend wie heute und immer.

2.: Aber die Themen der Studenten heute sind anders:

4.: Nicht Gott und Demut und Schau und Fragen nach Sinn und Einsamkeiten.

2.: Es geht den Studenten heute –

3.: den meisten von denen jedenfalls, die von sich reden machen, die reden und gehört werden –

2.: um die Realitäten dieser Welt, um die Gesellschaft vor allem, um die Demokratie,

3.: um ihre eigene Stellung innerhalb der demokratischen Gesellschaft, die manche von ihnen eine kapitalistische Gesellschaft nennen –

4.: und Kapitalismus ist für sie schlecht, böse, verdammenswert und verdammt –

2.: nicht mehr zu diskutieren!

3.: Ihnen geht es um das, was ist: sichtbar, greifbar, erfahrbar, um das, was sich entwickelt oder was sich entwickeln könnte –

2.: Präfaschismus!

3.: und es geht ihnen um die Veränderungen, die Evolutionen und Revolutionen, die heute und morgen möglich sind,

2.: die heute und morgen notwendig sind.

4.: Geschichte ist nicht mehr so interessant wie damals: Wie die Gesellschaft heute funktioniert, wie man selbst darin steht und funktioniert, auch wie man andere funktionieren läßt – das scheint das Wichtigste zu sein.

3.: Die Soziologie dringt vor, überall, dringt ein auch in andere Fächer und Disziplinen: Hier erhoffen, erwarten sich die Studenten unserer Tage Klärung, Erklärungen –

4.: manche Studenten jedenfalls, viele Studenten vielleicht: Auch heute gibt es, natürlich, die anderen auch, die Konservativen, und in Kiel zumal, wo die Mini-Röcke im Durchschnitt etwas länger zu sein scheinen als im Westen: Seit jeher schlugen die Seismographen im nördlichsten Bundesland nicht ganz so stark aus wie in südlicheren Breiten – und meistens auch etwas später –

3.: Das weiß man in Kiel und Umgebung, das ist man gewohnt.

4.: Vielleicht sind die Unterschiede allerdings heute, im Zeitalter der modernen Illustrierten und des meinungsmachenden Fernsehschirms, gar nicht mehr so groß. Vielleicht bildete ich mir nur ein, daß manche Verbindungsstudenten in Kiel –

3.: mit buntem Band und knapper Mütze und rosigem Nacken –

4.: den Karikaturen von George Green besonders ähnlich sähen, und es mag Zufall sein, daß mir der Sprachschatz eines höflich-entgegenkommenden Verbingungsstudenten recht deutlich nach Reserveleutnant und Satisfaktion und Untertan klang:

1.: Spaßig!

4.: meinte der junge Herr, als ich ihm das erzählte –

1.: Wirklich spaßig!

4.: Auch die anderen Studenten, denen die alten Verbindungen ein Greuel sind, haben eine eigene Sprache für ihre Welt und ihr Weltbild entwickelt: Keine gefühlige Lyrik, natürlich, auch keine emotional aufgeladenen Aufrufe wie ihre Großväter, sondern ein eigenes Idiom, das geprägt ist von und vollgestopft ist mit abstrakten Begriffen und Fremdwörtern – schwer verstehbar oft, oft kaum verstehbar für die Väter.

3.: Auf eine Umfrage nach dem politischen Engagement der Studenten heute antwortete der 2. Vorsitzende des Sozialdemokratischen Hochschulbundes –

4.: und gewiß nahm er an, jeder müsse ihn verstehen:

2.: „Ursache des subjektiven Räsonnements, das in Demonstrationen mehr auffällig zum – vorübergehend – kollektivem wird, ist die fatale Situation von Studenten, die zu informiert sind, um nicht die Brüchigkeit internalisierter Normen zu bemerken, denen aber andererseits keine theoretische Anleitung zur Rationalisierung von Frustrationserscheinungen gegeben wird, die dem Mangel an Erfahrung politischer Praxis korrespondieren."

4.: Das ist vielleicht verstehbar, wenn man alle Begriffe und Fremdwörter parat hat –

3.: etwas schwer verstehbar allerdings.

4.: Die Genauigkeit –

2.: Nüchternheit –

3.: Gelassenheit

4.: der Studenten von 1967 hat sich anscheinend noch nicht bei allen in einer genauen, nüchternen Sprache niedergeschlagen, so sehr gelegentlich überrascht, mit welcher selbstverständlichen Sicherheit Studenten heute in Diskussionen frei und genau zu formulieren wissen.

kleine Pause

2.: Heute – jetzt – und dann.

4.: Gleichgültig scheint den meisten Studenten 1967 zu sein, ob die Veilchen blühen, ob nicht. Schwer zu sagen, ob sich in den Jahren und Jahrzehnten seit damals das Miteinander der Geschlechter gewandelt hat und wie –

2.: Wieso denn nicht?

3.: Demoskopen sind nicht sehr zuverlässig, wenn es um das schlichte Du und ich geht: Prozente können täuschen, Tendenzen sagen wenig aus über gestern und morgen.

4.: Vergleiche mit unserer Zeit –

1.: damals –

4.: sollten sich eigentlich verbieten, jedenfalls für unsere Generation: Die Älteren und die Alten haben seit jeher den Nachteil des Alters, Erinnerungen in rosigem Licht und damit verfärbt zu sehen.

1.: Wenig verläßliche Auskünfte, damals wie heute.

4.: Immerhin hat es wohl den Anschein, als ob die Anzahl der festen Bindungen zwischen Student und Studentin –

2.: feste Bindungen auf Zeit, zunächst einmal –

4.: in den vergangenen 20 Jahren zugenommen hat, das selbstverständliche Hand in Hand, Händchen in Händchen.

3.: Über Moral –

2.: Großväter-Moral-

3.: sagt das aber gewiß nichts aus, nichts über mehr oder weniger Sitte und Sittlichkeit. Zu allen Zeiten haben junge Menschen gelebt und geliebt,

4.: auch wir, damals, natürlich, wenn auch der Lebensraum damals – der Bereich, in dem wir überhaupt leben konnten, von Liebe gar nicht zu reden – eng war, sehr eng. Wir waren alle –

1.: fast alle, aber die Ausnahmen zählten nicht –

4.: vorwiegend beschäftigt mit dem nackten, dem rohen Leben und Überleben. Ein Teller Suppe mehr oder weniger konnte Bedeutung haben: lohnte Zeit, Mühe, Wege.

1.: Zwei Zigaretten für acht Mark das Stück waren ein außerordentlicher Luxus für den, der mit seinen Lebensmittelmarken und 120 Reichsmark im Monat lebte.

4.: Ein Zimmer, vielleicht sogar ein Zimmer allein, ohne Ofen, nie geheizt, ein Eisklumpen morgens in der Waschschüssel, sofern es eine Waschschüssel gab –

1.: und kein Papier,

3.: keine Bücher,

4.: keine Fahrkarten irgendwohin, wenn man nicht eine Bescheinigung, einen Stempel vorweisen konnte,

1.: kein Brot, kein Knopf,

3.: kein Hut, kein Fett,

4.: Lebertran: eine Kostbarkeit,

1.: keine Brotmarken mehr, keine Fleischmarken mehr,

4.: oder gefälschte Marken, manchmal, oder gestohlene Marken, manchmal, oder unterschlagener Zucker, schwarz geschlachtetes Fleisch, manchmal, Pferdefleisch, Hundefleisch, gar kein Fleisch –

1.: nichts, beinahe nichts,

4.: oder so wenig, daß *nichts* immer noch das treffende Wort war: Wir waren beschäftigt mit dem Leben, mit der Gegenwart, die Zukunft war fern, sehr fern, unvorstellbar im Grunde,

1.: damals,

4.: zumal wir auch mit der Vergangenheit befaßt waren, unserer

Vergangenheit, die noch blutig frisch war und die zu diesem Leben in Trümmern geführt hatte: eine durchaus gerade, durchaus folgerichtige Entwicklung, so schien es uns damals, nicht einmal die Autobahnen rechnete irgendjemand dagegen auf.

3.: Da gab es keine Krise der Universität,

1.: keine Studentendemonstrationen gegen oder für: Nur dumpfes Murren und Scharren, als einer Studentenversammlung im Frühjahr 1946 bekannt gegeben wurde, die Zulassungsbedingungen zum Studium seien von der Britischen Militärregierung verschärft worden –

3.: Aktive Offiziere und Hitler-Jugend-Führer vom Scharführer aufwärts sollten künftig vom Studium ausgeschlossen sein.

4.: Wenig Kritik damals, zu wenig wahrscheinlich: Wir nahmen hin, was uns gegeben schien, und wir waren nicht in der Lage uns vorzustellen, wie anders die Zeit sich entwickeln würde als sauber, anständig, vernünftig. Wahrscheinlich haben wir damals der Sprache zu sehr vertraut, unseren eigenen Worten. Wir meinten, es könne gar keine Mißverständnisse geben:

1.: Friede war eben Friede,

3.: Verbrechen – Verbrechen,

1.: Vernunft war Vernunft,

3.: Christentum mußte Christentum sein,

1.: ein Wort war ein Wort,

3.: Lüge hieß Lüge.

4.: Jedenfalls in der Theorie: Die Praxis der Lebensmittelkarten und falschen Bescheinigungen, das Leben mit streng verbotenen Schwarzmarktgeschäften –

1.: und ein ordentlicher Professor und Institutsdirektor wurde <u>nicht</u> ertappt, als er ein Straßenschild absägte, um einen Tag lang seinen Ofen heizen zu können –

4.: die graue, schäbige Praxis unseres Lebens und Überlebens

damals bestand aus Vorgaben: Wir drückten beide Augen zu, wenn unsere Hände das Verbotene taten.

1.: Moral war Moral,

2.: auch damals –

4.: natürlich: auch damals, und gleichgültig, ob die Veilchen blühten, ob nicht.

kleine Pause

3.: Was daraus wird?

1.: Aus den Studenten von 1967 – ?

2.: Aus den Studenten von 1947 – ?

4.: Die Zeit wird antworten, später. Die Sprache wird Zeugnis ablegen, dann. Die Worte werden ihre Bedeutung verraten, unsere Worte:

1.: Gestern – vorgestern – damals.

2.: Heute – jetzt – und dann!

4.: Wenn wir sie jetzt schon hören könnten, verstehen könnten, unsere Sprache: Wahrscheinlich wüßten wir mehr,

3.: mehr von damals und heute,

4.: mehr von uns.

STUDENT SEIN, WENN DIE VEILCHEN BLÜHEN
Erstsendung des im Sommer 1967 verfaßten Features durch den Norddeutschen 7.3.1968.

Thema Schwarz-Weiß
(1967)

Sprecher:

1. - 4. Männerstimmen verschiedener Tonfärbung
5. Frauenstimme
6. Amerikaner mit leichtem Negerakzent

1.: Ich wußte nichts, als ich in New York ankam – fast nichts, so gut wie nichts. Zeitungen liest man, natürlich, auch Zeitschriften, und gerade im letzten Sommer –

2.: im heißen Sommer 1967 –

1.: hatten die amerikanischen Neger wieder Schlagzeilen gemacht: Unruhen, Aufstände, Bürgerkrieg!

2.: Bilder von brennenden Straßen, geplünderten Läden, Bilder von Toten, ein Kind, ein zerstörtes Gesicht. Auf dem Bildschirm flackerten schwarz-weiße Flammen, Schüsse waren zu hören –

2.: vielleicht nur eingeblendet von anderen Tonbändern, Schüsse hören sich überall auf der Welt gleich an.

1.: Es hatte Leitartikel gegeben, farbige Reportagen, große Zeit für Amerika-Korrespondenten: Weiß bleckende Zähne im dunklen Gesicht, helles Blut – Kommentare auch, immer wieder, abwägend:

3.: einerseits, ist zu bedenken –

2.: andererseits nicht zu vergessen –

3.: wenn auch natürlich –

2.: verständlicherweise –

3.: vielleicht –

2.: doch – .

1.: Was man so sagt, was man so schreibt, was man so liest, Und dann war es Herbst geworden, plötzlich, keine Bilder von Rassenunruhen mehr –

2.: Wo war das noch? Detroit?

1.: Beinahe schon wieder vergessen:

2.: Wieviele Tote?

3.: Wieviel Schäden?

2.: 100 Millionen?

3.: 130?

2.: 1 Milliarde?

1.: Zahlen, Zahlen, ein paar Millionen mehr oder weniger, Milliarden vielleicht, Dollar oder Mark oder was, und ein paar Tote mehr oder weniger, Erschossene, Erschlagene: betrauert, begraben, fast schon vergessen –

2.: vergessen.

1.: Sowas vergißt sich schnell, auf dem Bildschirm flackern schon wieder andere Flammen, andere Tote liegen auf anderen Straßen umher: Irgendwo auf der Welt ist immer Unruhe, Aufruhr, Krieg, bildwirksam, wert zu berichten, das Neueste, Allerneueste –

2.: und im Hintergrund Schüsse, vielleicht nur eingeblendet von alten Tonbändern, aber echte Schüsse, immer der gleiche Laut.

1.: Ich hatte mir ein paar Zeitungsartikel aufbewahrt aus dem Sommer:

3.: Negeraufstand!

4.: Laßt uns Amerika niederbrennen!

1.: Und eine Zeitschrift kaufte ich unterwegs noch:

3.: AKTION NEGERMORD

1.: stand auf dem Titelblatt, darüber:

3.: SEX OHNE EHE

1.: und auf Seite 1 war fett gedruckt zu lesen:

4.: „Während Amerikas einst blühende Wirtschaft unter den Lasten des Vietnam-Krieges ächzt und kein Geld mehr für Johnsons Reformpolitik übrig bleibt, explodiert die Unzufriedenheit der Neger, die in den Slums der Großstädte unter unerträglichen Lebensbedingungen leben. Arbeitslosigkeit, Hunger, Wohnungsnot, Geschlechtskrankheiten und Rauschgift ließen ihnen wenig andere Möglichkeiten als den Aufstand. (...) Vietnamerprobte Truppen mit Panzern und Flugzeugen schossen sie zusammen und verwandelten ihre Wohnviertel in Trümmerhaufen."

1.: War es das? War es so gewesen – wirklich so? Oder so ähnlich? Oder wie? die Zeitschrift –

3.: „konkret", Auflage 203 000, DM 1.50 –

1.: wußte möglicherweise auch nicht alles, zu wenig: ein paar ausgesuchte, herausgesuchte facts, und der fette Druck, die kesse Schlagzeile

3.: VIETNAM IN USA

1.: konnten ebenso die Wirklichkeit verstellen wie das eingeflochtene Brecht-Zitat:

4.: „schlechtes Leben mehr zu fürchten als den Tod".

1.: Und was sind schon Fotos, rohe Polizistengesichter, rohe Polizeigriffe, da hatte gerade das Blitzlicht die Dunkelheit aufgerissen: Doch was war vorher gewesen, was war danach – was war wirklich?

2.: Und wer hatte den Polizisten gehört in Detroit oder Newark oder wo, wer hatte aufgeschrieben und übersetzt, was hier zitiert war:

4.: „Wir müssen ein paar umbringen, um diesen Hurensöhnen wieder Raison beizubringen!"

1.: Das hört man so, das liest man so, das kann schon sein. Aber die Wirklichkeit hat mehr Aspekte, mehr als ein paar ausgespuckte Wörter, ein grelles Blitzlichtfoto beweisen können:

3.: explodierte die

2.: Truppe mit Panzern

3.: unerträgliche

2.: Hurensöhne

3.: vietnamerprobte

2.: Hurensöhne

3.: in Trümmerhaufen

2.: Negermord.

1.: Die Wirklichkeit hat viele Schichten, viele Stockwerke hoch, viele Keller tief. Zwar sind wir gewohnt, den Blick in ein Fenster für das Ganze zu nehmen – wir Fernsehzuschauer, für die schwelende Lunten und schwelende Kriege gar nichts Besonderes mehr sind, die längst gewöhnt sind, sich zu gewöhnen, die kaum noch hinsehen, kaum noch hinhören, wir

2.: BILD-Leser –

3.: ZEIT-Leser –

2.: STERN-Leser –

3.: SPIEGEL-Leser –

2.: konkret-Leser –

3.: Es stand in der Welt!

2.: – immer ein kluger Kopf.

1.: Wir Leser und Hörer und Seher ohne Zeit und Gedächtnis: Wie war das noch ? Wann?

2.: War das nicht damals – ?

3.: Ach nein, das war – .

2.: Das muß doch gewesen sein – .

1.: Damals, natürlich – .

3.: weißt du nicht mehr?

2.: Weiß ich nicht, längst nicht mehr.

1.: Ich auch nicht, nicht mehr genau:

3.: AKTION NEGERMORD.

2.: Negeraufstand!

4.: Laßt uns Amerika niederbrennen!

1.: Aber ich hatte die Frage nach der Wirklichkeit gestellt, hier in Amerika, und die Frage wollte beantwortet werden: Ich mußte die Antwort suchen.

1.: Ich wußte sehr wenig, als ich in New York ankam, wirklich: Ich wußte fast nichts, so gut wie nichts. Ich wollte mich umsehen in diesen Land, wollte hören und sehen und fragen, um etwas über das Land, über die Menschen in diesem Land zu erfahren, und ich habe mich umgesehen, habe gehört und gehorcht und gefragt und gefragt, und ich habe gelesen, wenn auch nicht viel, bestimmt zu wenig:

4.: rights – riots – revolution –

3.: disparity – destruction – despair –

6.: I, too, sing America.

1.: Und ich habe Antworten erhalten auf meine Fragen, viele und sehr verschiedene Antworten, aus denen ich meine Antwort herausfinden mußte – eine Antwort, die gewiß nicht für jeden gilt und bestimmt nicht für jede Zeit, sondern nur für einen Augenblick, für diesen Herbst 1967: Morgen schon, übermorgen kann alles, wird alles anders sein – ein wenig vielleicht nur, aber das wenige verschiebt alle Bezüge, plötzlich sind neue Hoffnungen da, über Nacht:

2.: In Cleveland wurde zum ersten Male ein Neger zum Bürgermeister gewählt, und viele Weiße gaben ihm ihre Stimme!

1.: Plötzlich neue Enttäuschungen:

3.: Kongreß kürzt Mittel für den Wohnungsbau!

1.: Neue Verzweiflungen:

4.: Mehr Truppen nach Vietnam.

1.: Immerhin, ich weiß etwas mehr heute als an dem Tag, als ich ankam in New York mit ein paar Zeitungsausschnitten von gestern und vorgestern im Koffer und ein paar blassen Verallgemeinerungen im Kopf: Ein bißchen mehr weiß ich, einige Punkte habe ich kennen und sehen und hören gelernt in dem unübersehbaren Riesenbild mit dem Thema Schwarz-Weiß –

2.: das eigentlich gar kein Bild ist, gewiß kein Gemälde, sondern nur wie ein Augenblick vor dem flimmernden Fernsehschirm:

3.: jetzt, jetzt gerade, schon vorbei und gewesen – .

1.: Ein paar von solchen flüchtigen Elektronenpunkten habe ich gesehen, und vielleicht kann ich wagen, ein paar andere Punkte zu ergänzen, zu folgern, einige Schattierungen hinzuzufügen, während das Bild von eben schon wieder verschwunden ist:

3.: grau-weiß-schwarz-grau-weiß –

2.: schwarz-weiß-grau –

4.: schwarz.

1.: Doch obwohl ich etwas mehr weiß als vorher: In Wirklichkeit, meine ich, weiß ich immer noch viel zu wenig, immer noch beinahe nichts – viel zu wenig auf jeden Fall, um einen zuverlässigen, umfassenden, einen abgewogenen und ausgewogenen Bericht geben zu können: um anderes und mehr wiedergeben zu können als eben die einzelnen Punkte, die ich gesehen habe:

3.: schwarz, schwarz, weiß –

1.: von denen ich gehört oder gelesen habe, zufällig hier oder da:

3.: weiß, schwarz, grau –

1.: schon wieder vorüber, vorbei, kaum noch genau erinnert: Wo war das noch?

2.: Wo?

1.: Schon etwas verwischt, verschleiert, schon wieder unscharf geworden:

2.: Was?

6.: I too, sing America.
I am the darker brother.

1.: Sicher, ich hätte mich viel besser vorbereiten sollen auf diese Reise, diese Begegnung mit einem halben Erdteil und seinem brennendsten, schneidendsten, reißendsten Problem. Natürlich, ich wollte mich besser vorbereiten. Aber – viele Aber, wie immer, und zuletzt reiste ich los mit einer soliden, in sauberes Leinen gebundenen Beschreibung der USA, 491 Seiten, 53. bis 62. Tausend, 22 DM, die ich unterwegs sorgfältig lesen wollte und die ich dann nicht zuende las, leider, bis heute nicht. Außerdem hatte ich mir zwei Reiseführer gekauft, englisch geschrieben der eine, deutsch der andere –

2.: eine besondere Art Deutsch: Übersetzungsdeutsch, mit Übersetzungsweisheiten durchsetzt:

4.: „Die berühmte amerikanische Cocktail hour (Cocktailstunde) beginnt kurz nach 17 Uhr und endet entweder kurz danach oder einige Stunden später“

2.: oder:

4.: „Der Niederschlag in Boston ist über das ganze Jahr gleichmäßig verteilt, und ein Regenmantel ist immer von Nutzen.“

1.: Der amerikanische Reiseführer dagegen verriet mit vielen leuchtend roten Punkten, wo überall der Reisende unbedingt Halt zu machen und seine Augen aufzutun habe:

4.: „The most important and popular points of interest in the area.“

1.: Viele, viele leuchtend rote Punkte, und kaum irgendwo bin ich schließlich gewesen – und wenn ich doch einmal an einem der Punkt-Orte war, dann habe ich kaum jemals das gesehen, was ich als Tourist eigentlich hätte sehen müssen:

3.: Denkmäler!

2.: Schlachtfelder!

3.: Museen!

2.: Naturwunder!

3.: Parlamentsgebäude!

2.: Nationalparks!

1.: Ich wollte anderes von Amerika sehen und erfahren, etwas mehr als das, was man sehen sollte und sehen muß. Natürlich hat mich niemand gezwungen, gerade nach den Negern zu fragen:

4.: the Negro issue –

3.: schwarz und weiß und grau und blutig rot.

1.: Ich hätte mir auch Hochhäuser ansehen können oder Autofabriken, ich hätte Vietnamdemonstranten fragen, hätte mit Hippies rauchen und träumen und lieben können – weshalb nicht, warum nicht. Aber im gleichen Augenblick, da man in Amerika die sicheren Wege der Sightseeing-Tours verläßt, da man die roten Punkte nicht wichtig nimmt und anfängt, selber Fragen zu stellen:

1.: Warum das so ist – und das – das –

3.: Und warum das nicht anders ist –

2.: Das könnte doch anders sein!

3.: Müßte denn nicht?

2.: Das muß doch wohl anders werden!

1.: Wenn man fragt, nach dem Schmutz zum Beispiel, Ruß und Rauch und Abfall und wucherndes Unkraut auf zerbrochenen Gehsteigen der Innenstadt, überall Schmutz:

4.: LITTER 50 DOLLAR FINE!

3.: warnen Tafeln: 50 Dollar Strafe für das achtlose Fortwerfen von Papier:

2.: Die Städte müßten reich sein, steinreich, allein von den Strafgeldern!

1.: Oder wenn man nach Baulücken fragt, fragt nach der ungeformten Häßlichkeit von großen Städten, kleinen Städten:

2.: Warum das so ist.

1.: Wenn man Studenten fragt, weshalb sie demonstrieren und protestieren, gestern, heute schon wieder:

1.: laut dagegen dagegen dagegen!

4.: Don't trust anyone over 30!

1.: Wenn man fragt – oder fragen möchte, wen kann man schon fragen: weshalb so viele Frauen im besten Alter so ungücklich aussehen,

3.: weshalb die Scheidungsziffern so hoch sind,

2.: oder was mit den Schulen ist, den Lehrern, den Universitäten –

3.: was mit den Juden, den Polen, den Puertoricanern.

1.: Wenn man nach den Männern fragt in den USA, nach der Rolle des Mannes in der amerikanischen Familie –

2.: nach Sex –

3.: oder Mord –

2.: oder Straßenbau, Brückenbau –

3.: nach Korruption

2.: oder nach Rauschgiften, Marihuana, LSD, Speed.

1.: Wenn man irgendwo zu fragen beginnt:

3.: Weshalb?

2.: Warum?

3.: Warum nicht?

1.: Wenn man ganz einfach fragt, nur neugierig, wißbegierig, gar nicht kritisch, nur so: Man möchte nur einmal wissen, warum das so ist –

2.: und das, das –

3.: und warum das nicht anders ist:

1.: Dann stößt man immer wieder und überall auf Risse und Spannungen, Zerrungen im Gefüge der ungefügen amerikanischen Gesellschaft: Nichts erscheint wirklich organisch gewachsen, nichts fest und fraglos zusammengewachsen zu sein, überall Umbruch und Aufbruch, Einbrüche:

4.: „Alle Zeichen unserer Zeit zeigen an, daß wir in einer dunklen Stunde Amerikas leben“,

3.: sagte Dr. Martin Luther King in diesem Herbst 1967, und Präsident Johnson forderte in einer seiner Fernsehansprachen seine Landsleute auf:

4.: „Beten Sie nächsten Sonntag zu Gott um bessere Zeiten!“

1.: Wer aber wirklich fragt, wer wirklich etwas wissen will über die Gesellschaft von heute in den Vereinigten Staaten von Amerika, der fragt am einfachsten gleich nach den Negern. Denn hier, am Riß zwischen Schwarz und Weiß, treffen die Gegensätze am härtesten aufeinander, hier müssen Antworten gefunden werden, wenn diese Gesellschaft weiterexistieren will. Hier habe ich gefragt.

2.: Wo aber anfangen, wenn man nichts weiß – fast nichts?

1.: Ich erinnerte mich. Im Hamburger Tierpark Hagenbeck, Sonntagsausflug, Sonne und Sahnetorte und fremde Tiere von überall auf der Welt, wilde Gerüche, schreiende Farben, gefährliches Knurren: im Tierpark Hagenbeck gab es nicht nur Löwen und Kletteraffen und Elefanten und Papageien zu sehen, sondern auch Neger konnten besichtigt werden, echte Neger, echt schwarz.

3.: Eintritt für Kinder die Hälfte.

1.: Und „Onkel Toms Hütte“ habe ich damals gelesen, lange her: Eine traurige Geschichte, erinnere ich mich, aber zuletzt wurde wohl doch noch alles gut – oder beinahe gut, ich weiß das nicht mehr so genau: Traurig war es und schön, traurig-schön.

6.: I am the darker brother.
They send me to eat in the kitchen
When company comes.

Ich bin der dunkle Bruder.
Sie schicken mich in die Küche zum Essen,
Wenn Besuch kommt.

1.: In der Schule, damals, lernte ich von der unterschiedlichen Wertigkeit der menschlichen Rassen – lange her, aber das haben wir damals gelernt: negroide Rasse, breite Lippen, fliehende Stirn, unzuverlässig, keine Ausdauer –

3.: als Kurzstreckenläufer geeignet.

1.: Erinnerungen, Erinnerungen. Vor einigen Jahren war ich abends mit einem Freund nach Harlem gefahren, neugierig, nur mal sehn – wir hatten uns in dunklen Nebenstraßen verlaufen, ich weiß noch die dumpfe Angst plötzlich, Angst, Angst: Wo sind wir, nur Neger, kein weißes Gesicht – wohin? Und später gerieten wir in einen Menschenauflauf, in der Mitte stand einer, ein Neger, der redete, redete, schrie und beschwor, und soweit wir verstehen konnten, beschwor er seinen Zuhörern – nur Neger, kein weißes Gesicht – die Größe und die Macht und Erhabenheit der schwarzen Rasse, er spann sie ein in seine Rede, zog sie zu sich und mit sich mit Worten und Gesten. Ein Polizist entdeckte uns zufällig, riet uns, lieber heimzufahren nach „downtown“, ins weiße Manhattan –

4.: You understand?!

1.: Und der unvergleichliche Klang, der drängende Rhythmus: nur ein Klavier, ein altes schwarzes Klavier in einem Schlauch von Saal, der eine Kirche war oder eine Andachts-

stätte für eine Sekte, vorn das Kreuz und die Lichter, und der da, der Neger am Klavier, schlug der Gemeinde seine Synkopen unter die Haut, die gebeugten Körper, dunkle Gesichter, und plötzlich schrie eine Frau, eine Stimme, ich weiß nicht mehr, Jubel, Klänge, unglaublich: sie schrie, schrie.

6.: I, too, sing America.
I am the darker brother.

1.: Und Abbie Ziffren erzählte mir die Geschichte von Annie Mae Williams, eine einfache Geschichte ohne besondere Höhepunkte, ohne Pointe:

5.: Annie Mae Williams ist 42. Nur einmal in ihrem Leben hat sie Urlaub gemacht, da war sie 16, und sie besuchte ihre Tante in Detroit, im Norden. Doch damals brachen in Detroit Negerunruhen aus, und Annie Mae fuhr bald nach Hause zurück, in die kleine Stadt Wetumpka in Alabama, weil es im Norden genau so schlimm war wie zu Hause, im Süden.
Sie hat einen guten Mann geheiratet, Johnny Williams, der arbeitet in einer Glasfabrik in Montgomery, ungefähr 25 Kilometer von Wetumpka entfernt. Sie haben sieben Kinder. John, der Älteste, ist letztes Jahr in Vietnam gefallen. Das hat den Williams eine gewisse nationale Berühmtheit gebracht. Die Stadtverwaltung von Wetumpka erlaubte nämlich nicht, daß John auf dem städtischen Friedhof begraben wurde: Es gab keinen Platz mehr in der Sektion für die Farbigen, und nach alter Sitte darf in Wetumpka kein Neger in der weißen Sektion begraben werden. Annie Mae war traurig über Johns Tod, und sie war so böse wegen der Ungerechtigkeit, die ihr und ihrem Sohn angetan werden sollte, daß sie Lärm schlug. Sie beschwerte sich bei jedermann, angefangen beim Präsidenten, sie ging selbst zu Generälen und Kongreßabgeordneten und klagte an. Als John schließlich in Annandale begraben wurde, im Nachbarstaat Georgia, kamen viele Vorkämpfer der Bürgerrechtsbewegung und einige namhafte Politiker zur Beerdigung, und das Magazim „Time“ brachte ein Bild von der Trauerfeier auf der Titelseite. Ein paar Monate später erhielten die Williams dann ein Schrei-

ben von Gouverneur Wallace aus Montgomery, er sei stolz auf John, der für das Vaterland gefallen sei.
Nach all dem Kummer und den Spannungen, den Fernsehscheinwerfern und Telefonanrufen bei Tag und bei Nacht, erlitt Annie Mae einen Nervenzusammenbruch. Sechs Wochen lag sie im Krankenhaus. Johnny und die Kinder mußten selbst für sich sorgen.
Francie, die Älteste, ist ein eine ruhige 15jährige mit dem Kinderlächeln ihrer Mutter. Seit einem Jahr geht sie zur weißen High School. Die Nachbarkinder sollten und wollten nicht auf die weiße Schule gehen, die Negerschule gleich um die Ecke ist nagelneu. Aber es gibt dort keine ordentliche Einrichtung, und Lehrer an dieser Schule brauchen keine Prüfung abzulegen.
Viele Neger haben immer noch Angst, ihre Kinder in eine weiße Schule zu schicken, und für Francie ist es nicht immer leicht. Sie und ihre schwarze Freundin Nancy sind immer diejenigen, die die Toiletten reinigen müssen, und Francie hat das Gefühl, daß ihren Arbeiten nicht die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt wird wie denen der anderen Kinder. Aber Francie ist überzeugt, daß sie hier besseren Untericht bekommt.
Das Schlimme ist: Weil Annie Mae ihre Kinder in weiße Schulen schickt, findet sie keine Arbeit mehr. Als Putzfrau verdiente sie in Wetumpka zehn Dollar die Woche: bei den Johnsons, den Smiths, den Bells und den Lampies. Seitdem das neue Schuljahr begonnen hat, wurde sie nur noch einmal von Mrs. Bell bestellt. Am anderen Tage rief Mrs. Bell an und sagte, Annie könne nicht mehr bei ihr arbeiten. Das klang ein bißchen bedauernd, doch Mrs. Bell sagte nicht, es täte ihr leid.
Deshalb kann Annie Mae jetzt nichts mehr verdienen. Kein Kaufmann in Wetumpka stellt farbige Hilfen ein. Einige Geschäfte in Montgomery beschäftigen Neger; aber die meisten nehmen lieber Studenten oder Leute mit besserer Vorbildung. Annie Mae kann nicht Schreibmaschine schreiben, und selbst wenn sie das noch lernen würde: Sie glaubt nicht, daß sie eine Anstellung finden würde.

Annie Mae Williams ist in Wetumpka als eine Frau bekannt, die selbständig denkt. Niemand war überrascht, als sie sich wegen Johns Beerdigung empörte. Schon ihre Mutter hatte erfolglos versucht, ihr Respekt vor den Weißen beizubringen.

In den Jahren, als die Bürgerrechtsbewegung mit Martin Luther King groß wurde, fühlte Annie Mae Williams sich dann in gewisser Weise bestätigt. Sie trumphierte nicht: Aber es tat ihr gut, daß sie nicht mehr allein stand.

So macht sie also weiter. Vieles ist längst noch nicht so, wie es eigenlich sein sollte. Die Kinos in Montgomery haben immer noch eine Hintertreppe, und kein Farbiger, Mann, Frau oder Kind, darf einen anderen Eingang benutzen.Und John Williams liegt nicht in Wetumpka begraben, sondern in Annandale im Staate Georgia, viele Meilen entfernt.

1.: Eine Geschichte, irgendeine, ein Schicksal, ich habe es nicht vergessen. Und ich dachte an einen Mann in Deutschland, mit dem ich mich unterhielt: ein braver Mann, Kaufmann, solide, Kirchenvorstand und zuverlässiger Wähler der CDU – der war in amerikanischer Gefangenschaft gewesen, damals, und er sagte:

4.: Neger? Das sind Tiere – ach was, erzählen Sie mir nichts, ich weiß Bescheid: Das sind doch gar keine Menschen!

1.: Das wußte er ganz genau. Später erst räumte er ein:

4.: Na ja, vielleicht nicht alle. Aber ich habe die Neger kennengelernt, und glauben Sie nur nicht, weiße Amerikaner denken da anders!

1.: Und ich hatte einiges gesehen und gehört und erfahren in New York und Newark, in Buffalo, Cleveland, Detroit, Chicago, abseits von blanken Hochhausfassaden und leuchtender Schaufensterfülle, und in St. Louis, schlendernd durch eine Geschäftsstraße, sah ich mich plötzlich vor einer älteren Frau, der fiel die Handtasche auf die Straße, und ich hätte mich gebückt, die Handtasche aufzuheben, natürlich hätte ich mich gebückt – und ich habe mich nicht gebückt, einen

Augenblick lang, da war es schon zu spät: habe mich nicht gebückt, weil die ältere Frau eine Negerin war, und ich dachte – natürlich habe ich nicht gedacht, aber ich reagierte so, wie ich das irgendwann einmal gelernt hatte: Negerin – Dienerin, kann sie doch selbst aufheben, soll sie doch selber!

6.: They send me to eat in the kitchen,
When company comes:

1.: Das wußte ich noch, das hatte ich gut gelernt und nicht vergessen: Neger sind Diener, treue Diener zuweilen wie "Onkel Tom" – gar keine üblen Menschen, durchaus nicht, aber doch andere Menschen als wir.

6.: They send me to eat in the kitchen,
When company comes:
But I laugh,
And eat well,
And grow strong.

3.: Neger sind dumm!

1.: sagte der junge Mann in New York

3.: Verstehen Sie: einfach dumm. Zum Schuheputzen und Koffertragen, da reicht es, auch im Haushalt, meinetwegen, und Fahrstuhlführer, irgendjemand muß dafür ja da sein. Aber sonst? Es fehlt ihnen einfach an Intelligenz!

4.: Neger sind faul!

1.: sagte der Mann im Bus neben mir, auf der Fahrt nach Houston – ein Krawattenfabrikant, der in Texas Kunden besuchte –, und er sagte:

4.: Als ich anfing, da hatte ich auch nicht mehr als 20 Dollar in der Tasche. Man muß sich natürlich rühren, wenn man hier vorwärtskommen will, man muß schon etwas tun. Aber die Neger wollen nicht arbeiten, das ist es, sie wollen alles umsonst haben und geschenkt. Im Grunde haben sie selber schuld, wenn es ihnen nicht besser geht. Wenn sie nicht so gottverdammt faul wären – !

5.: Dreckig sind sie, unvorstellbar dreckig!

1.: sagte die Frau am Telefon, und ihr war anzuhören, daß sie betroffen war:

5.: Ich habe gar nichts gegen die Neger, wirklich, ich habe nie etwas gegen Neger gehabt, ich bin mit den besten Meinungen und Absichten nach Amerika gekommen. Aber wenn man das sieht – .

1.: Und sie beschrieb, wie in einer Nebenstraße nahebei eine Negerfamilie eingezogen war, die ersten Neger in dieser Nachbarschaft, eigentlich ganz ordentliche und anständige Leute – aber dann waren die weißen Familien in den Nebenhäusern ausgezogen, andere Neger hatten sich eingemietet, Negerfamilien mit Kindern, natürlich, vielen Kindern – .

5.: Und sehen sie sich das jetzt einmal an. Sie sollten sich das wirklich mal ansehn: Verwahrlosung, Unordnung, Schmutz – wir müssen demnächst auch ausziehen, es nützt einfach nichts, in unserer Straße stehen schon Häuser leer, wir können hier nicht länger bleiben, in diesem Dreck, und unsere Älteste kommt nächstes Jahr in die Schule – .

1.: Sie glauben das wirklich:

3.: Neger sind dumm!

4.: Neger sind faul!

5.: Neger sind dreckig!

1.: Sie machen die Hautfarbe verantwortlich, die Rasse. Sie sagen nicht, daß es dumme Neger gibt – und es ist gar keine Frage, daß es relativ mehr unintelligente, weil ungeschulte und unausgebildete Neger gibt als Weiße – .

1.: Sie sagen nicht, daß es faule Neger gibt –

2.: und gewiß gehören Trägheit, Faulheit, Unzuverlässigkeit, mangelndes Verantwortungsbewußtsein zu den Angewohnheiten einer Bevölkerungsgruppe, die jahrhundertelang als Sklaven, als Diener, als Menschen minderer Art behandelt und ausgebeutet worden ist.

1.: Sie sagen nicht, daß es schmutzige Neger gibt –

2.: viele Neger, denen die neurotische Hygiene der weißen Mittelklasse verrückt erscheint, die ungepflegte Verwahrlosung der alten Slums und der neuen Wohnhochhäuser aber normal und natürlich.

1.: Für den Durchschnittsamerikaner sind es „die“ Neger, die dumm, faul, schmutzig sind. Man nennt das „racism“ in Amerika – Rassismus –

2.: weißer Rassismus, der unterdessen auch einen schwarzen Bruder bekommen hat –

1.: oder man merkt gar nicht, was das ist: Man nimmt es als selbstverständlich, so zu denken, so zu urteilen:

3.: Weiß ist licht, sauber, ordentlich, intelligent –

4.: Schwarz ist dunkel, schmutzig, unordentlich , dumm.

1.: So war das immer, so hat man immer gedacht, so muß es sein, und man findet –

2.: man, der Durchschnitt, der Mann auf der Straße –

1.: man findet, daß es höchste Zeit ist zu schärferem Durchgreifen, damit wieder Ruhe wird, die Regierung soll etwas tun, soll mehr tun, damit wieder Ordnung wird, muß einschreiten, mit harter Faust, damit man endlich wieder sicher ist vor diesen Negern:

5.: Unsere Kinder!

3.: Unsere Frauen!

2.: Unsere Läden!

4.: Unser Besitz!

3.: Wo führt das sonst hin?!

2.: Es hat doch niemand etwas von diesen Unruhen, nicht mal die Neger selbst!

4.: Es werden nur Werte vernichtet!

3.: Und wer bezahlt das zuletzt, wenn nicht wir?!

1.: Im Grunde ist man gar nicht so, will man gar nicht so sein, will bestimmt nicht eng sein und borniert, man sieht schon die Zeichen der Zeit:

4.: Eine gewisse Gleichberechtigung wird auf die Dauer wahrscheinlich nicht zu umgehen sein –

3.: wenn auch natürlich –

2.: so etwas geht nicht von heute auf morgen –

4.: Entwicklungen brauchen ihre Zeit.

5.: Die Neger müssen erstmal erzogen werden!

2.: Die können doch nicht verlangen, einfach so – .

1.: Eigentlich hatte ich nur die Augen aufhalten wollen auf dieser Reise, nur ein paar schwarz-weiße Schnappschüsse mitnehmen, hier oder da, wie es sich grade traf – hatte nur ein paar Notizen machen wollen von dem, was mir über den Weg kam. Aber ich merkte bald, daß mit ein paar raschen Sätzen, einigen flüchtigen Skizzen nichts zu erreichen war: Das Thema Schwarz-Weiß verlangt mehr als geschicktes Arrangieren, das Zufällige allein genügt nicht – Schwarz ist hier mehr als Schwarz, Weiß mehr as Weiß, und man kommt nicht aus und nicht weiter, wenn man nicht etwas mehr weiß, Hintergründe, Zahlen, Daten, Geschichte, Geschichten. Deshalb begann ich genauer zu fragen, mehr zu fragen, begann in Frage zu stellen, nicht mehr bloß unbeteiligter Beobachter einer Szenerie, in der ich selbst keinen Platz hatte: Ich, das merkte ich, ich hatte selbst mitzumachen, ich hatte in diesem Stück, das nicht zuendegeschrieben war und längst noch nicht zuendegespielt ist, ein Happening: Mal abwarten, was noch alles passiert – in diesem Stück hatte ich meine Rolle anzunehmen, sonst würde von anderen für mich gespielt und gehandelt werden. Denn es wurde gehandelt, so oder so, es wird gehandelt, und wer nicht Stellung nimmt – mindestens das – , der bleibt draußen vor, weiß höchstens Namen, Benennungen:

3.: Black Power –

2.. New Left –

4.: Non-Violence –

2.: Ramparts –

3.: Carmichael –

2.: Snick –

1.: und weiß in Wirklichkeit nichts, kann nichts sagen:

3.: einerseits, ist zu bedenken –

2.: andererseits nicht zu vergessen –

3.: wenn auch natürlich –

2.: verständlicherweise –

3.: vielleicht – .

1.: Natürlich, ich weiß noch immer zu wenig, weiß immer noch beinahe nichts. Ich habe einiges sehen können; doch Einsicht und Übersicht blieben begrenzt. Ich habe nicht alle Argumente gehört – oder erfaßt – oder behalten – , mein Urteil ist subjektiv, und es ist nur ein geringer Trost, wenn der Herausgeber des Magazins „Newsweek“ im Vorwort zu einem Sonderbericht der Zeitschrift über das Negerproblem feststellt, daß seine Redakteure und Reporter:

2.: Zwei Monate lang beschäftigten sie sich mit dem Thema, fuhren kreuz und quer durch das Land und fragten Experten in Regierungen, Universitäten, Verbänden –

1.: und fanden zuletzt auf die Frage, was zu tun sei, auch nur die Feststellung, daß eigentlich niemand das wirklich wußte:

4.: nicht die Planer, nicht die Polizei, nicht die Lehrer, nicht die Politiker noch die Pastoren oder die Presse – nicht einmal die Neger selbst.

1.: Für mich begannen die Schwierigkeiten mit der Sprache. Nicht nur die ungezählten Abkürzungen verwirren den Fremden:

2.: SCLC

3.: SNCC

4.: CORE

3.: NACC

2.: NCNP

1.: und mindestens noch drei Dutzend Buchstabengruppen mehr, die alle so etwas wie ein Programm bedeuteten oder mindestens einen Versuch, einen Plan, einen Ansatz –

2.: und deren Bedeutung man eigentlich kennen müßte.

1.: Mit „Hi!“ und „Hallo!“ und „Fine!“ und „Isn’t it beautiful?!” kommt man eine ganze Zeit lang aus, wenn man durch die Vereinigten Staaten reist, entfernte Verwandte und Freunde von Freunden besucht und Sehenswürdigkeiten fotografiert. Die großen Touristenattraktionen und die kleinen billigen Lokale findet man ohne viel Worte, die Münzen lernt man bald unterscheiden, auch die Sprachmünzen für den Alltag begreift man schnell: Man kommt mit einem halb vergessenen Schulenglisch aus und durch, man kann sich verständigen, und Amerikaner sind meistens höflich und nennen das Stammeln mit hartem deutschen Akzent „perfect“und „wonderful“ – das geht schon, soweit, wenn man nichts weiter will. Doch wer die Sprache Amerikas nicht wirklich beherrscht, wer die leisen Unter- und Obertöne des Sprechens nicht kennt, nicht die bunten Ausdruckshilfen aus Slang und Werbung und nicht die knappen Kürzel, für den ist es schwer, richtig zu fragen, so zu fragen wie in der eigenen Sprache, und er kann auch die Antworten nicht verstehen, nicht ganz, wenn er die Ironie nicht beherrscht, nicht die Gefühle, die man nicht ausspricht, wenn er nicht weiß, wie man auf Amerikanisch schweigt.

1.: Es kommt hinzu, daß Neger in Amerika meistens einen sehr eigenen Sprachklang haben, eine starke dialektische Einfärbung, die ihr Amerikanisch fast zu einer eigenen Sprache macht – schwer zu verstehen, kaum richtig zu begreifen von einem Fremden, dem Zeitungskommentare zuweilen schon

Mühe machen, und manchmal sprechen Neger mit einem stoßenden Temperament – und gerade die Neger, die aktiv sind, die empört sind, verwundet, die etwas wollen und ändern wollen – , daß das Verstehen fast unmöglich wird

4.: „Right?!“

1.: fragte Don nach jedem Absatz, in jeder Atempause seiner hervorgestoßenen Erklärungen, weshalb in Newark und gerade in Newark der heftige Aufruhr ausgebrochen war:

4.: „Right?!“

1.. Richtig wahrscheinlich, sicher recht und richtig und logisch; doch zu verstehen nur schwer, fast gar nicht – nur Bruchstücke, nur der Ton, die Note, die Empörung, das andere mußte ich aus dem Gesicht lesen, aus den Augen in dem klugen Gesicht.

4.: „Right?!“

1.: Allerdings, auch Amerikaner haben manchmal Schwierigkeiten, und nicht nur die Verständigung zwischen Weißen und Negern läßt manchmal zu wünschen übrig. Ich hörte, wie ein Student seiner Mutter klarzumachen versuchte – und die Mutter war das, was man eine gebildete Frau nennt – , daß der Intelligenzgrad der Negerbevölkerung keineswegs niedriger liege als der der Weißen –

3.: Erwiesen, Mom, es gibt da genaue Untersuchungen, Statistiken, Tests!

1.: es fehle nur an Schulen, an Schulung, Erziehung, und es habe gar nichts mit mehr oder weniger weißer Blutbeimischung zu tun, ob ein Neger mehr oder weniger intelligent sei: Die Mutter glaubte ihrem Sohn nicht, sie verstand ihn nicht:

3.: Ich weiß doch, was ich weiß – ich habe in meinem Leben einige Neger kennengelernt!

1.: Und der Sohn verstand seine Mutter nicht:

3.: Wie kann man nur so borniert sein, wirklich, das ist mir unverständlich!

1.: Ich kann nur Punkte zeigen, benennen, beschreiben, kann ein paar Linien ziehen von Punkt zu Punkt, Umrisse nachzeichnen, kann einzelne Bilder einschieben, ein paar Schlagschatten einzeichnen: schwarz, schwarz und grau.

2.: Einiges muß man wissen, ganz simple Tatsachen. Das meiste davon ist in jedem Lexikon zu finden – eigentlich müßte das jeder wissen, eigentlich weiß das jeder: Man hat das mindestens einmal gelesen. Anderes verraten die Statistiken.

1.: Zwar sagen Zahlen nicht viel, gewiß, mit Zahlen lügt es sich meistens recht gut. Doch ganz ohne Zahlen kommt man nicht aus.

3.: In den Vereinigten Staaten von Amerika leben heute rund 22 Millionen Neger, 11 Prozent der Gesamtbevölkerung von 200 Millionen:

2.: 9 Weiße – 1 Neger.

3.: Die Neger kamen vor 300, 200 Jahren als Sklaven ins Land. Sie wurden als menschliche Ware ins Land gebracht, als billige Arbeitstiere. Die meisten Neger haben deshalb allerdings in Amerika eine längere Ahnenreihe als ihre weißen Mitbürger, die schon stolz darauf sind, wenn ein Urgroßvater im Bürgerkrieg mitgekämpft hat, auf welcher Seite auch immer.

2.: Es geht den meisten Negern heute besser als vor 50, vor zehn, vor fünf Jahren. Der Abstand aber zwischen dem stetig wachsenden weißen Mittelklasse-Wohlstand und der schwarzen Durchschnittsarmut ist größer geworden, und die Schere scheint immer mehr aufzuklaffen. Der unausgebildete, in armseliger Umgebung unter seinesgleichen dahinlebende Neger findet immer seltener Arbeit in einem Land, dessen Reichtum von unbestechlich rechnenden Computern bewacht wird.

4.: Im Jahre 1900 wohnten 90 Prozent der Negerbevölkerung Amerikas in den Südstaaten: dort, wo ihre Vorfahren als Sklaven gelebt hatten. Heute sind es nur noch 55 Prozent: Fast die Hälfte der Neger ist im Norden, im Osten, im We-

sten ansässig geworden, meist in den großen Industriestädten, wo die Neger das Auskommen zu finden hofften, das ihnen der Süden nicht mehr bieten konnte. In den Baumwollplantagen pflückte ein geschickter Neger einen Ballen Baumwolle in einer Woche; moderne Maschinen leisten die gleiche Arbeit in einer Stunde.

3.: Das mittlere Jahreseinkommen der Negerfamilie liegt bei 58 Prozent des Durchschnittseinkommens einer weißen Familie, und mehr Hände müssen dafür arbeiten. Ein Neger mit College-Erziehung verdiente 1966 im Durchschnitt knapp 6000 Dollar im Jahr; ein Weißer mit gleicher Vorbildung kam auf ein Durchschnittseinkommen von über 9000 Dollar.

2.: Neger sind in den Vereinigten Staaten von Amerika gleichberechtigte Bürger. Vor dem Gesetz gibt es keine Rassentrennung mehr. Tatsächlich haben Neger bis heute hin aber bei weitem nicht die gleichen Rechte und Chancen in einer Gesellschaft, die ihre überkommenen Vorrechte ebenso eifrig bewahrt und bewacht wie ihre überkommenen Vorurteile.

4.: „SEATING ABOARD THIS VEHICLE IS WITHOUT REGARD TO RACE, COLOR, CREED, OR NATIONAL ORIGIN“:

1.: Dieses Schild findet sich überall in Überlandbussen. Die Zeit ist vorbei, da Neger nur auf bestimmten Plätzen in Bussen und Bahnen sitzen durften, auch im tiefsten Süden ist nichts mehr davon geblieben: Die Obersten Richter und die neuen Bürgerrechtsgesetze haben für den Abbau der sichtbaren Schranken gesorgt. Doch Schwarz bleibt Schwarz, und während andere Bevölkerungsgruppen, die einmal genau so arm und fast ebensowenig geachtet waren wie heute die Neger – die elenden Einwandererströme aus Irland, aus Polen, aus Italien – im Laufe der Jahre und Jahrzehnte fast ohne erkennbaren Rest in den Volkskörper integriert worden sind: Sie wurden selbst einfach „Amerikaner“ – gelingt das den Negern nicht: Sie bleiben Neger –

2.: immer noch reden in den Südstaaten manche Weiße mit traditioneller Verachtung von „Niggern“ – ,

1.: sie bleiben abgesondert durch die Farbe ihrer Haut, auch wenn sie vielleicht den gleichen Lebensstandard erreichen wie ihre weißen Nachbarn, wenn sie es schaffen, daß ihre Kinder die gleichen Schulen, die gleichen Universitäten besuchen. Ein halber Blick genügt: Neger – und Neger, das weiß man, ich habe es nicht nur einmal gehört:

3.: Neger sind dumm!

4.: Neger sind faul!

5.: Neger sind schmutzig!

1.: Gegenbeispiele? Natürlich, die gibt es, überall gibt es sie in Amerika, man muß nur die Augen aufmachen, man darf nur die Augen nicht absichtlich schließen. Aber das müssen für das Weltbild des Durchschnitts-Weißen Ausnahmen bleiben, die die Regel nur bestätigen:

3.: Na, dann sieh dir doch so eine Negerstraße mal an! Du bist doch gewesen in Detroit, Chicago, St. Louis – in Memphis auch, in Houston und in Atlanta: Ist es nicht überall gleich?! Schmutzig, verwahrlost, verfallen: Hast du das nicht gesehen? Sie hätten doch Zeit genug, ihren Dreck beiseite zu räumen, die haben doch sowieso nichts zu tun, leben doch praktisch vom Staat – von meinen Steuern, und die muß ich sauer verdienen! – , warum tun sie denn nichts?!

1.: Die Negerviertel, die Slums der großen Städte, die schwarzen Ghettos. Da sieht es meistens recht friedlich aus: ruhige Straßen, niedrige Häuser, eng an eng, kleine Gärten, und Männer stehen herum auf den Veranden, sie rauchen, sie trinken, sie lachen – irgendwo dröhnende Radiomusik, Fernsehgeräusche in offenen Fenstern, und Kinder spielen, viele Kinder, überall. Das ist auch friedlich, meistens, und wen stört es hier schon, daß die Straßen schmutzig sind, daß die Kinder schmutzig sind: Sie spielen, sollen sie spielen – daß die Männer altes zerlumptes Zeug tragen: Sie rauchen, sie trinken, lachen manchmal, stehen herum in der Sonne. Hier fällt es niemandem mehr auf, daß die Häuser verfallen sind, seit Jahren, Jahrzehnten nicht mehr gestrichen, die Veranden schief, regenmürbes Holz, Fenster ohne Gardinen, verzogene

Türen: Hier sehen die Häuser alle so aus, fast alle, die Straße hinauf, die Straße hinunter, rechts die Straße, links die Straße: verfallen, schmutzig, hoffnungslos, und die Gärten sind kaum noch Gärten, wie lange schon, wucherndes Unkraut, wüst, kaum einmal Blumen, und Papier liegt umher, weht umher, und überall leere Dosen, buntes Blech, Rost, Abfall, Müll.

2.: Neger-Slums, Neger-Ghettos: kein weißes Gesicht in den Straßen.

1.: Vor Jahren, Jahrzehnten war das vielleicht einmal eine gute Wohngegend, hier in Cleveland, in Detroit, Chicago, gar nicht weit von der stolzen Stadtmitte entfernt. Aber das Auto verringerte die Entfernungen, der Wohlstand ließ die alten Häuser zu klein werden, zu bescheiden, die Bewohner zogen hinaus an den Rand der Stadt, in die neuen Häuser der Vorstädte, der Suburbs, und die alten Häuser wurden an die vermietet, die sich das Leben am Stadtrand nicht leisten konnten, noch nicht: mittellose Einwanderer meistens, die hart arbeiteten, um sich eines Tages auch das Haus draußen vor der Stadt kaufen zu können. Und zuletzt fielen die alten, verwohnten Häuser an die Ärmsten, die jetzt in die großen Städte strömten, in den 40er, 50er Jahren vor allem: die Neger.

2.: Sie kamen meistens aus dem Süden: 3,5 Millionen Neger haben die Südstaaten im letzten Vierteljahrhundert verlassen, und noch immer hält der Strom an, 200 000 Jahr für Jahr.
Im Süden hatten die Neger in Armut gelebt, grausame Armut zuweilen, unvorstellbar, aber gewohnte Armut, so war es immer gewesen – und die Slums der großen Städte des Nordens mögen ihnen manchmal komfortabel erschienen sein im Vergleich zu dem, was sie verlassen hatten:

1.: Bretterhütten in den Baumwollfeldern, trostloses Grau, altersschief, Unrat, und nicht weit davon entfernt die weiße Säulenherrlichkeit der Herrenhäuser.

2.: Doch in der Stadt ist das Wohnen teuer:

3.: Manchmal zahlen Neger für die verfallenen Häuser der Slums genau so viel Miete wie Weiße in anderen Stadttei-

len für moderne Wohnungen: Sobald eine Nachbarschaft „schwarz“ wird, treiben geschäftstüchtige Wohnungsmakler und Hauseigentümer die Mieten hoch –

2.: das Leben ist teuer in der Stadt, und für viele Neger ist es schwer oder ganz unmöglich, Arbeit zu finden: Viele haben nichts gelernt, und was sie gelernt haben, ist einfache Handarbeit, die hier nicht gefragt ist oder viel zu wenig gefragt. Deshalb bleiben sie in den Slums, fast alle: Sie finden keine Möglichkeit, aus eigener Kraft, durch eigene Leistung in andere, bessere Stadtteile zu ziehen, in einen Vorort vielleicht – hoffnungslos.

3.: Vororte sind teuer, Vororte sind weiß, und für einen Neger sind die Vororte noch viel teurer als für die weißen Nachbarn, wenn der Neger dort überhaupt eine Wohnung, ein Haus finden kann:

2.: Neger müssen zahlen dafür, daß sie die lästigen, die verhaßten und verachteten Nachbarn von Weißen sein wollen.

3.: Und einer, ein Neger, der es zu Wohlstand gebracht hatte, kaufte in einem teuren Vorort von New York ein teures 60 000-Dollar-Haus, und er lebte acht Jahre in diesem Haus, ohne daß seine Nachbarn ein einziges Wort mit ihm gewechselt hätten, kein Wort für ihn, keines für seine Familie, kein Gruß, acht Jahre lang: Dann resignierte er, gab auf, verkaufte das Haus, zog fort.

2.: Neger sind unerwünscht in einer weißen Nachbarschaft, zumal die weitaus meisten Amerikaner im eigenen Haus wohnen, das Vermögensanlage und Altersversicherung bedeutet: Ein Neger nebenan kann die Grundstückspreise ruinieren, das Haus ist plötzlich nur noch die Hälfte wert – kein Weißer zieht mehr in die Nachbarschaft.

1.: Amerika spricht von den schwarzen Ghettos der großen Städte obwohl die Negerbezirke nicht abgeschlossen sind, es gibt keine festen Grenzen, keine Mauern, keine Tore. Jeder kann durch diese Straßen fahren, jederzeit, niemand wird gehindert, hinein- oder hinauszugehen:

2.: keine Grenzen, keine Kontrollen.

1.: Aber das Wort ist berechtigt: Ghetto. Der Neger, der einmal in diesen Straßen wohnt, kommt nicht mehr und nicht wieder hinaus – hoffnungslos: Er wohnt in den Slums und bleibt in den Slums, und seine Kinder wachsen auf in den Slums und müssen die Schulen der Slums besuchen, und die Schulen der Slums sind schlecht, wenige Lehrer gehen gern an Schulen in Slums, wenige Lehrer ärgern sich gern mit undisziplinierten, verwahrlosten Negerkindern herum.

4.: Professor Bowles von der Harvard University stellte fest, daß der erhebliche Abstand zwischen der Schulbildung von weißen und schwarzen Kindern vor allem dadurch zu erklären ist, daß die Negerschulen sehr viel schlechtere Lehrer haben.

2.: Und die Kinder der Negerslums leben in Schmutz, Verwahrlosung, Hoffnungslosigkeit.

3.: Wenn man versucht, diese Kinder in weiße Schulen zu schikken, protestieren die weißen Eltern, deren behütete Kinder der Mentalität der Slum-Kinder, ihrer nackten Brutalität, oft nicht gewachsen sind.

2.: Oft wachsen die Negerkinder der Slums ohne den Halt einer richtigen Familie auf:

4.: Mehr als ein Drittel der Negerkinder wurden 1966 in New York unehelich geboren.

2.: Und wenn sie heranwachsen, finden viele von ihnen keine Arbeit, keine Stellung: 22,6 Prozent der 14- bis 19jährigen Neger Amerikas sind arbeitslos, doppelt so viele wie bei den gleichaltrigen Weißen.

1.: Da stehen sie dann herum auf den Straßen, sitzen herum vor den Häusern, auf schiefen Verandabrüstungen: hoffnungslos. Da suchen sie einen kleinen Anteil von Leben und Lebensfreude zu greifen, wahllos, trinken billigen Schnaps, lachen, spielen, lieben, und wer will ihnen vorwerfen, daß sie die leeren Bierdosen achtlos irgendwohin werfen, zum anderen Gerümpel und Abfall, der hier in den Slums nicht abgefahren wird wie in den anderen Stadtteilen – daß sie

nicht verstehen können und nicht verstehen wollen, daß dies das Leben ist, ihr Leben, dies und nichts anderes, nicht mehr: hoffnungslos. Während drüben, unter den blinkenden Zeichen der Hochhausbanken, kaum zehn Minuten Fußweg entfernt, der Überfluß lockt und lacht. Viele greifen nach fremdem Gut, nehmen sich unbedenklich, was sie anders nicht haben können – weshalb auch nicht: Amerika ist ein reiches Land, überall Überfülle und Übermaß – weshalb nichts, gar nichts für sie? Und das Messer sitzt locker: 11 000 Amerikaner wurden 1966 ermordet, und mehr als die Hälfte der Mörder waren Neger – mehr als die Hälfte der Ermordeten auch.

3.: Die Zeitungen wissen jeden Tag etwas von Hilfsprogrammen, Reformprogrammen, Entwicklungsprogrammen, von Versuchen zu helfen, Bemühungen überall. In einer einzigen Wochenendausgabe berichtete die New York Times

2.: über die Entscheidung von Bischof Donegan, die halb vollendete Riesenkirche St. John nicht zuendezubauen, sondern sie als ein Zeichen für die Not der Slums nahebei im gegenwärtigen Zustand stehenzulassen;

3.: über einen Plan zur Neugestaltung Detroits mit hunderten von Vorschlägen, das Leben in den Ghettos erträglich zu machen;

2.: über ein neues Programm der New Yorker Stadtverwaltung, mit dem Neger-Geschäfte unterstützt werden sollen;

4.: über das Programm „Homework Helper“, mit dem Schülern der Slum-Schulen geholfen werden soll;

3.: über Bemühungen des Pittsburgher Bürgermeisters, 2000 Arbeitsstellen für Dauerarbeitslose zu finden.

1.: Überall suchen Kommissionen die Ursachen des Elends zu erforschen, Pläne und Vorschläge werden entwickelt, und wer die Augen aufmacht, der sieht auch, daß etwas getan wird, daß geholfen wird, hier und da und überall Zeichen, und manches weist darauf hin, daß die Lage heute nicht mehr ganz so hoffnungslos ist wie noch vor vier oder sieben

Jahren. Ganze Straßenzüge werden abgerissen, mächtige Wohnhäuser mit billigen Mieten werden mit staatlicher Hilfe errichtet, alte Häuser werden renoviert. Im berüchtigten Hough-District von Cleveland arbeitet eine Gesellschaft mit dem Abkürzungs-Namen H.O.P.E –

2.: Hoffnung – ,

1.: die verfallene Slum-Häuser saniert, und in St. Louis fand ich die B.C.I.C. dabei, in einem begrenzten Quadrat der Slums aus menschenunwürdigen Behausungen wieder Wohnhäuser zu machen, und die sanierten Häuser gehen dann zu erträglichen Belastungen in das Eigentum der Neger-Bewohner über. Die Regierung unterstützt solche Versuche, die allerdings nur kleine Lichtpunkte ins beinahe hoffnungslose Dunkel setzen: Es ist nicht genügend Geld da, nicht für Wohnungen, nicht für Arbeitsplätze, nicht für die Gesundheitsfürsorge – der Vietnam-Krieg, Sorge Nr. 1 für Gegner wie für Befürworter der amerikanischen Regierungspolitik, zehrt buchstäblich die Mittel auf, die hier so dringend gebraucht würden –

2.: hier in den Slums, den Ghettos, hier in Amerikas schmutzigem Hinterhaus,

3.: und von den Amerikanern, die in Vietnam gefallen sind, waren 21 Prozent Neger:

2.: 9 Weiße – 1 Neger in den Vereinigten Staaten.

3.: 4 Weiße – 1 Neger in den Totenlisten von Vietnam.

1.: Ich habe Annie Mae Williams nicht kennengelernt, deren Sohn in Vietnam gefallen ist, der in Wetumpka nicht begraben werden durfte – Wetumpka lag nicht an meinem Wege, und wahrscheinlich hätte ich Mrs. Williams auch gar nicht verstehen können, nicht richtig. Aber ich war in Montgomery, nahebei: Montgomery, Hauptstadt von Alabama – eine Stadt hinter der Welt, schien es mir, die in meinem Reiseführer allerdings einen roten Punkt hatte: Hier steht, abends hell angestrahlt, das Kuppelgebäude des Alabama State Capitol, wo ehedem die konförderierten Südstaaten

ihren ersten Regierungssitz hatten – und das, meinte mein Reiseführer, sollte man unbedingt gesehen haben. Ich sah in einem Drugstore in Montgomery, nicht weit vom alten State Capitol entfernt, die Fahne der ehemaligen Südstaaten ausgestellt, ein Dollar für das blaue Andreaskreuz auf rotem Feld mit den 13 weißen Sternen: Hier ist die Tradition des Südens lebendig geblieben.

Und ein paar Tage später war ich in der Stadt Charlotte, im Staate North Carolina, der auch zu den Südstaaten zählte und zählt, und in der Zeitung „Charlotte Observer" vom 26. Oktober fand ich eine Geschichte, die auch etwas von der lebendigen Tradition des Südens verriet und die mir wert erscheint, berichtet zu werden: die Geschichte vom braven Polizisten Maree, die eigentlich die Geschichte vom braven Staatsanwalt Elliott Schwartz ist – oder, wenn man so will, die Geschichte vom bösen Neger William A. Garrett, der in der Stadt Charlotte erschossen wurde. Das aber berichtete der „Charlotte Observer" am 26. Oktober 1967:

4.: Staatsanwalt Elliott Schwartz vom Obersten Gericht hat entschieden, daß gegen den Polizisten C.D. Maree, der am 24. Juni den jungen Neger William A. Garrett erschoß, keine Anklage erhoben wird. Mit dieser Entscheidung des Staatsanwalts ist der Fall amtlich abgeschlossen. Eine gerichtliche Untersuchung findet nach den örtlich geltenden Gesetzen nicht statt.

Staatsanwalt Schwartz hatte zur Klärung des Falls zunächst einen Bericht von Polizeichef Ingersoll sowie ein Gutachten des medizinischen Sachverständigen Dr. Summervill angefordert. Den Bericht des Polizeichefs hatte er erhalten, nicht aber das Gutachten des Arztes. Der Zeitung gegenüber erklärte Dr. Summervill, er habe keine Zeit gehabt, das Gutachten zu schreiben – die Untersuchung selbst habe er schon im Juni vorgenommen. „Das würde dem Staatsanwalt auch gar nicht weiterhelfen", sagte Dr. Summervill. „Ich habe ihm am Telefon gesagt, daß der Polizist meiner Meinung nach in Notwehr geschossen hat. Das Gutachten werde ich anfertigen, wenn ich Zeit habe. Der Staatsanwalt kann warten. Dr. Sommervill lehnte es ab, sich im einzelnen zu äußern.

Der Vorfall hatte sich ereignet, als die Verantwortlichen von Charlotte mit einem langen, heißen Sommer von Rassenruhen rechneten. Am Sonnabendmorgen um halb 5 waren die Polizisten Maree und Rash zum Clifford Place gerufen worden, wo gerade in ein Geschäft eingebrochen wurde. Zwölf Stunden später war ein Polizeibericht über den Einsatz veröffentlicht worden, der verschiedene Male neu geschrieben und zuletzt vom Polizeichef Ingersoll Wort für Wort genehmigt worden war.

Garrett war erschossen, drei andere Männer waren verhaftet worden. Nach dem Polizeibericht hatte der Polizist Maree die Rückseite des Gebäudes bewacht, während Rash an der Straße sicherte. Maree hatte beobachtet, wie Garrett aus einem Fenster kletterte, und er hatte ihn aufgefordert stehenzubleiben. Als Garrett fortlief, jagte der Polizist hinter ihm her und rief ihn noch einmal an. Nach dem Polizeibericht hatte Garrett dann plötzlich seine Richtung geändert und war auf Maree zugekommen, ein offenes Taschenmesser in der Hand. Maree hatte zwei Warnschüsse abgegeben und endlich den unglücklichen dritten Schuß, der Garrett am Hals getroffen und getötet hatte.

Zunächst fürchteten die Verantwortlichen in Charlotte Auswirkungen des Vorfalls auf die Rassenspannungen in der Stadt. Bürgermeister und Polizeichef planten sogar, der Mutter des Getöteten einen Besuch abzustatten. Schließlich sprachen beide aber nur mit dem Rechtsanwalt von Frau Garrett.

Im Negerviertel hatten sich in den nächsten Monaten hartnäckig Gerüchte gehalten, die Kugel, von der Garrett getötet worden war, sei vom Rücken her in den Hals gedrungen. Als Staatsanwalt Schwartz jetzt bekanntgab, daß er den Fall nicht weiter verfolgen werde, legte er auch seine Untersuchungsergebnisse vor. Fotos, die von der Polizei aufgenommen worden waren, zeigen ein offenes Taschenmesser auf der Erde, und mehrere Beamte hatten ausgesagt, das Messer sei in der Nähe der Stelle gefunden worden, wo Garretts rechte Hand gelegen habe.

Auch eine Aussage des Polizisten Maree wurde veröffent-

licht. Danach hatte er Garrett ungefähr 30 Meter gejagt. Dabei habe er vier Warnschüsse abgegeben – zwei in die Luft, zwei in den Boden. Als er Garrett nähergekommen sei, habe der Neger sich ihm zugewandt, und er habe eine offenes Messer in Garretts Hand gesehen. Den letzten Schuß habe er aus einer Entfernung zwischen anderthalb und drei Metern abgegeben.

Fotos von Garretts Leiche, die später von der Polizei im Beerdigungsinstitut angefertigt worden waren, zeigen einen Einschuß in Garretts Hals links hinten. Zeugen hatten ausgesagt, daß kein Austritt festzustellen gewesen sei.

Staatsanwalt Schwartz erklärte, er habe mehrere Polizeibeamte vernommen und habe auch das medizinische Gutachten angefordert, um den Weg der Pistolenkugel feststellen zu können. Das Gutachten habe er nicht erhalten. Der Staatsanwalt hatte aber keine Bedenken wegen des Einschusses. „Das paßt gut zu der Darstellung des Polizisten", meinte er.

Der Fall sei damit abgeschlossen. „Ich bin überzeugt, daß der Polizist Maree in Notwehr gehandelt hat und daß es keine Anzeichen von kriminellem Totschlag gibt."

1.: Natürlich, ich kann nicht urteilen. Ich bin kein Staatsanwalt, kein Richter, kein amerikanischer Staatsbürger: Das ist nicht mein Land, nicht mein Recht, nicht meine Justiz. Mir scheint aber, als ob in diesem Fall nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Ich habe nur diesen Zeitungsbericht gelesen, im „Charlotte Observer" vom 26. Oktober 1967, und der „Charlotte Observer" wird seit 81 Jahren in der Stadt Charlotte gedruckt und gekauft und gelesen, die Bürger der Stadt Charlotte pflegen in dieser Zeitung Anzeigen aufzugeben, so daß wohl angenommen werden darf, daß der „Charlotte Observer" seine Leser nicht gerade durch die Art seiner Berichterstattung zu Empörung und Aufruhr zu treiben bemüht ist. Nach diesem Bericht war mir der Fall jedoch keineswegs so klar wie dem Staatsanwalt Schwartz – und ich kann mir gut vorstellen, daß die Neger in der Stadt Charlotte sich ihre eigenen Gedanken gemacht haben werden.

6.: I am the darker brother.
They send me to eat in the kitchen
When company comes.

1.: Ich erzählte amerikanischen Freunden diese Geschichte. Das sei doch gar nichts Besonderes im Süden, meinten sie. Immerhin sei es jetzt schon so weit gekommen , daß man auch Unrecht an Negern als Unrecht empfinde – das sei, im Süden, ein erheblicher Fortschritt.

2.: Wenige Tage später berichtete die New York Times, zwei Neger seien freigesprochen worden, die 1962 wegen Vergewaltigung eines weißen Mädchens zum Tode verurteilt, 1963 zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt worden waren. Der Hinrichtungstermin hatte schon festgestanden. Empörte weiße Mitbürger hatten eine eigene Untersuchung des Falls eingeleitet und nach jahrelangen Bemühungen schließlich zunächst die Begnadigung und dann einen Spruch des Obersten Gerichts erreicht, das festgestellt hatte, im Prozeß habe der Ankläger absichtlich Tatsachen unterdrückt, die zugunsten der Angeklagten gesprochen hatten. Im neuen Verfahren war das Gericht jetzt zum Freispruch gekommen.

1.: Der Süden:

2.: der konservative,

3.: der reaktionäre,

4.: der rückständige Süden.

1.: Aber im Norden vor allem brachen in den vergangenen Sommern immer wieder die Unruhen und Aufstände aus, hier in den Slums der großen Städte brannten Häuser und Läden, hier mußten Truppen und Panzer eingesetzt werden, um die heillos gestörte Ordnung wiederherzustellen –

2.. blutig wiederherzustellen – ,

1.: und kaum jemand ist da, der eine bessere, ruhigere Zukunft erwartet: Die Spannungen wachsen, Feindschaft und Hass

nehmen zu, Angst breitet sich aus, die Waffenlager werden aufgefüllt,

2.: und man spricht davon, daß auch die Neger sich organisieren und sich bewaffnen:

3.: Gerüchte von Waffen aus Kuba, Waffen aus dem Ostblock.

1.: Die Polizei, gewohnt gegen Neger mit aller Schärfe durchzugreifen, wird besonders geschult für den Einsatz bei Negerunruhen, um möglichst den offenen Aufruhr zu verhindern. Doch auch der Winter ist nicht mehr ruhig: jede Woche Berichte von Zusammenrottungen, Krawallen, heftigen Demonstrationen, Verhaftungen. Der Norden hat nur noch wenig Anlaß, auf den Süden hinabzusehen: Im Norden sind die Probleme genauso dringend, genauso heiß geworden wie in den Südstaaten. Schon gibt es Großstädte, in denen mehr als die Hälfte der Einwohner Neger sind – Newark zum Beispiel, unmittelbar vor New York gelegen – , und in den nächsten 15 Jahren, das haben die Statistiker errechnet, werden die großen Städte Baltimore, Chicago, Cleveland, Detroit, Oakland, Philadelphia und St. Luis folgen, zumal auch die Geburtenziffer der schwarzen Bevölkerung höher liegt –

2.: und obwohl die Säuglingssterblichkeit bei den Negern doppelt so hoch ist wie bei der weißen Bevölkerung.

1.: Die schwarzen Ghettos werden größer werden, vielleicht noch dichter bevölkert als heute schon, es wird mehr schwarze Abgeordnete, mehr schwarze Bürgermeister geben – und, wenn nicht weit mehr getan wird als bisher, noch mehr schwarze Not.

2.: Mehr Geld für Wohnungen muß aufgebracht werden, heute schon, gleich, sofort – mehr Geld für Schulen und Lehrer, jetzt, ohne Aufschub – mehr Geld für neue Arbeitsplätze, ohne Verzug, eigentlich ist es längst zu spät – mehr Geld für die Wohlfahrtshilfe, um die Gegenwart erträglich zu machen für die Millionen, die Not leiden.

3.: Und nicht nur mehr Geld ist erforderlich, so wichtig das Geld auch sein mag –

2.: so bedrückend es ist, daß nicht genügend Geld da ist, bei weitem nicht, überall fehlt es an Geld:

1.: Vor allem muß Amerika, das weiße Amerika –

2.: ob es das mag oder nicht –

1.: lernen, den schwarzen Mitbürger wirklich als Mitbürger zu sehen und anzunehmen.

6.: I, too, sing America.
I am the darker brother.

1.: Das sagt sich leicht, zumal es im Grunde ganz einfach ist und eigentlich selbstverständlich, und es kann auch gar keine andere Lösung geben, wenn nicht die dunklen Vermutungen oder Befürchtungen weißer oder schwarzer Rassisten Wirklichkeit werden sollen: Wirkliche Ghettos für die Neger, geschlossene Konzentrationslager für die schwarze Bevölkerung. Aber so viele einsichtige und verständige Amerikaner ich auch gesprochen habe: Die weiße Mehrheit scheint immer noch nicht zu wissen –

2.: scheint nicht wissen, nicht sehen zu wollen – ,

1.: was von ihr verlangt wird.

2.: Und weil es die Mehrheit ist, zögern Parteien und Abgeordnete –

3.: zögert der Präsident, kurz vor den Präsidentenwahlen – ,

2.: mit aller moralischen und materiellen Kraft darauf zu dringen, das Notwendige zu tun,

3.: das Notwendige wenigstens zu beginnen:

2.: es ist so zu beginnen, mit solcher Entschiedenheit, daß etwas Hoffnung berechtigt wäre.

1.: Ich habe auf meinem Wege durch die Vereinigten Staaten von Amerika keine Unruhen, keine Aufstände gesehen, weder im Norden noch im Süden. Es flackerte immer gerade anderswo, Amerika ist groß, und wo es heute noch friedlich ist:

2.: die bescheidene Straße in Winston-Salem, eingeprägt dem Gedächtnis: freundliche Mittagssonne, Mittagsruhe, Herbstmoden, ein Drugstore, bunt, eine Bäckerei – und nur neun Tage später brodelte hier der Aufruhr, Schläge, Schüsse, Schreie, Verhaftungen, zerbrochene Fenster, Blut, Flammen.

1.: Morgen kann überall der Funke zünden, fast überall, irgendein Funke: irgendein Mißverständnis zwischen einem Verkehrspolizisten und einem Negerjungen, ein Streit um Lehrer oder Lehrmittel, eine Demonstration für irgend etwas, gegen irgend etwas,

2.: und es braucht keine Drahtzieher im Hintergrund zu geben, keine Kommunisten oder Kubaner, die schüren und hetzen: Der Aufstand bricht aus, bricht heraus aus den Spannungen zwischen Schwarz und Weiß, aus der Not, der Unzufriedenheit der schwarzen Slums, aus der Angst –

3.: Jeder hat Angst vor dem anderen, der Schwarze vor dem Weißen, der Weiße vor dem Schwarzen –

2.: und es ist dann nur noch die Frage, wie lange:

4.: wieviele Tote –

3.: wieviele Verletzte –

2.: wieviele Schäden –

3.: und was, was dann?

1.: Das wird nicht organisiert, das ist nicht rational zu ergründen und zu lenken, und das Brecht-Zitat

4.: „schlechtes Leben mehr zu fürchten als den Tod“

1.: ist sicherlich falsch gesetzt: Nicht die Furcht vor irgendwas treibt die Neger zu Empörung, Aufstand, Vernichtung –

2.: die oft Selbstvernichtung ist: Die Aufstände berührten nicht die weißen Geschäftsviertel der Innenstadt, sondern sie tobten in den eigenen Wohnvierteln der Slums – ,

1.: der Aufruhr ergreift die Neger, weil sie dem stumpfen Druck von Angst, Aussichtslosigkeit, Hoffnungslosigkeit

nicht mehr ertragen können. Dieser Druck von Gefühlen drängt um so mehr zum Ausbruch, als die Lage heute nicht mehr ganz so hoffnungslos erscheint wie noch vor Jahren: Versprechungen sind gemacht, Fortschritte sind sichtbar geworden, überall kleine Zeichen von kleinen Schritten. Aber das ist es gerade: Jeder sieht, jeder muß sehen, daß alles das lange dauern wird, unabsehbar lange, hoffnungslos lange für Menschen, die heute leben und leben wollen und nur dieses eine Leben haben, wie sie nicht leben können, so wie es menschlich wäre, so, we sie es bei anderen sehen, den Weißen, wie sie es für sich träumen.

6.: Tomorrow,
I'll sit at the table
When company comes.
Nobody'll dare
Say to me
„Eat in the kitchen",
Then.

4.: Morgen
werde ich am Tisch sitzen,
wenn Besuch kommt.
Keiner wird wagen
mir zu sagen
"Iß in der Küche" –
dann.

1.: Ich habe nur die friedlichen Straßen der Slums gesehen, manchmal noch ein paar Trümmer vom heißen Sommer, Glasscherben, verkohlte Balken, aufgerissene Häuserfronten, Einschläge im Putz und Häuserlücken, frisch geräumt. Doch es gibt Bilder aus diesem Sommer: rot glühende Straßen, drohender Rauch, ein Panzer im nachtblauen Licht, Gewehre, und die große Reportage im Magazin LIFE:

4.: THE KILLING OF BILL FURR, CAUGHT IN THE ACT OF LOOTING BEER

2.: „Wie Billy Furr getötet wurde, der beim Plündern von Bier ertappt wurden war."

1.: Der Fotograf war gerade dazugekommen, wie Billy Furr und ein anderer Neger Bier aus einem aufgebrochenen Laden holten – zwei Fotos oben links; wie ein Polizeiauto heranfuhr, oben Mitte, und unten das Farbfoto groß: Der Polizist mit dem gelben Helm zielt auf den fliehenden Billy Furr, andere Neger stehen herum, sitzen herum, eine schmutzige Straße im schmutzigen Newark – der Polizist zielt, vielleicht löst er gerade die Schüsse aus, auf der folgenden Seite groß: links unten Billy Furr, auf dem Bürgersteig liegend –

4.: „In three minutes Furr was dead" –

1.: der Polizist mit dem gelben Helm daneben, ein braves Polizistengesicht, er lädt gerade vorschriftsmäßig nach, und im Hintergrund, liegend, ein Negerjunge, Joe Bass, 12 Jahre alt, schwer verwundet durch zwei Schüsse des Polizisten mit dem gelben Helm, mit dem braven Gesicht, und Joe Bass gab auch das Titelfoto für diese Ausgabe des Magazins LIFE:

2.: Ein Negerjunge, leicht gekrümmt in die Diagonale, dunkelblau der Straßenasphalt, fleckig, schmutzig, und oben am Hals des Jungen das Rot von Blut, von dem Blut dieses 12jährigen Jungen mit dem kahlen braunen Schädel, den Händen mit der hellen Innenseite, dem dunkelbraunen Körper – die Bluse war im Sturz verrutscht, ein brauner Streifen Haut zwischen Bluse und hellblauen Jeans:

4.: „Wounded by gunshot, Joe Bass, 12."

3.: „Das geht weiter", hatte Billy Furr einem Reporter gesagt, bevor er erschossen wurde. „Der Aufruhr wird erst aufhalten, wenn uns die Polizei wie Menschen behandelt und nicht wie Tiere."

1.: Ich bin nicht dabeigewesen. Ich kann nicht rechten und richten. Ich weiß zu wenig. Der Polizist mit dem braven Gesicht würde anders berichten als der Reporter, und sicher gibt es die Aussage des Polizisten in einem der unzähligen Aktenordner, die nach den Unruhen angelegt worden sind um zu erforschen

2.: warum und

3.: weshalb und

4.: warum nicht

2.: eigentlich – .

1.: Kommissionen sind eingesetzt worden, haben gefragt und gefragt: Menschen, Statistiken, Bilder – sie haben Berichte veröffentlicht, immer wieder neue Berichte mit Zahlen, Statistiken, Aussagen, Argumenten, , und es wird gewiß wieder Sommer werden, bis der letzte Bericht, die allerletzte Zusammenfassung, das nur noch halb aktuelle Buch erschienen sind – Sommer, und im Sommer wird es wieder heiß sein im Newark und in Detroit und in St. Louis, sehr heiß, und wenn es heiß wird, bricht wieder ein Aufruhr los, irgendwo, Brand und Tod und Wut und Verzweiflung.

4.: Das ist nicht so schlimm – nicht *so* schlimm.

1.: sagte ein Englischlehrer in Detroit, und wenige Tage später hörte ich fast das Gleiche, mit der gleichen Begründung, von einem jungen Soziologen in Chicago:

2.: Das ist notwendig, als Zeichen, verstehen Sie: Sonst merkt das weiße Amerika immer noch nicht, was eigentlich los ist!

1.: Und ein Journalist in New York meinte:

3.: Amerika braucht Krisen, damit etwas geschieht. Erst wenn es hart auf hart geht, wird hier gehandelt. Nun, und das ist jetzt ja schon ziemlich hart.

1.: Vielleicht wird es noch härter werden, noch schlimmer: dieses Jahr, nächstes Jahr. Zu vieles ist zu tun, zu viel, als daß alles auf einmal getan werden könnte, obwohl alles auf einmal getan werden muß:

2.: Arbeitsplätze müssen geschaffen werden –

3.: Häuser müssen gebaut, andere Häuser müssen erneuert werden –

4.: Schulen müssen eingerichtet, erweitert, verbessert werden –

2.: für die Kranken, für die Armen, für die Alten und für die Kinder der Neger muß mehr getan werden als bisher, viel mehr.

1.: Und alles das, selbst wenn es so geplant und ohne Verzug in die Wirklichkeit umgesetzt werden könnte, wie es notwendig wäre,

2.: wie es notwendig ist: jetzt, gleich, sofort –

1.: und wie es nicht möglich ist: Es fehlt an Geld, überall, an Planung, überall, an Menschen, die helfen können –

2.: wenn das Unmögliche möglich gemacht werden könnte:

1.: Alles das wäre immer noch nicht genug, ist immer noch viel zu wenig, wenn nicht zuerst und vor allem ein neues Denken sich in Amerika ausbreitet.

4.: „Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten ist tief religiös“

1.: wußte mein Reiseführer. Sonst habe ich allerdings niemanden gefunden, der das behauptet hätte. Zwar gehört die Mehrzahl der Bürger der USA einer christlichen Kirche an. Christliches Leben und Handeln scheint aber, alles in allem – ich weiß zu wenig, als das ich urteilen könnte – nicht häufiger zu sein als in anderen Völkern und Ländern, die sich christlich nennen, und für den amerikanischen Durchschnittschristen hört die Brüderlichkeit bei der Hautfarbe auf. Dabei wäre das christliche Ethos der Brüderlichkeit eine Möglichkeit, die verhängnisvolle Kluft zwischen Weiß und Schwarz zu schließen, wenn schon nicht die Vernunft das erreicht:

2.: die vernünftige Einsicht, daß es in einer Demokratie im Zeichen von Freiheit und Gleichheit unmöglich ist, 22 Millionen Menschen als Angehörige einer niedrigen Menschenklasse zu sehen und zu behandeln.

1.: Daß es Ausnahmen gibt, viele Ausnahmen, das hat vor allem die Geschichte der Bürgerrechtsbewegung in den letzten zehn Jahren bewiesen, die unter den Vorzeichen der Nonviolence

2.: des passiven Widerstandes –

3.: christlich oder hinduistisch oder wie auch immer verstanden –

1.: schwarze und weiße Amerikaner im Kampf um die verfassungsmäßigen Rechte der Neger vereinte und viel, sehr viel erreichte –

2.: nicht genug allerdings, nicht genug für die Jüngeren und die Jungen, die mehr wollten und wollen als das zähe, geduldige Durchsetzen selbstverständlicher Forderungen, die ungeduldig wurden und ausbrachen, als nicht alles auf einmal zu erreichen war. Martin Luther King, selbst Geistlicher, predigte und predigt, daß alle Menschen im Grunde gut seien: Nicht zwischen Schwarz und Weiß, sondern zwischen den Mächten des Lichts und der Finsternis gehe der Kampf um das Verständnis und die Freundschaft des Gegners.

1.: Die enttäuschten Jungen fielen in das andere Extrem. Das SNCC zum Beispiel –

4.: das „Student Nonviolent Coordinating Committee" –

1.: führt immer noch das "non-violent", die Absage an jede Gewalt, in seinem Namen. Unter seinen Führern Stokeley Carmichael und R. Rap Brown ist es aber inzwischen zu einem Zentrum der „Black Power"-Bewegung geworden:

3.: Um Macht geht es diesen Negern, um schwarze Macht, Macht für die Schwarzen, die der weißen Macht gegenübergestellt werden kann, und Macht hat ihrer Ansicht nach mit Gewalt zu tun, nicht mit Geduld.

1.: Was das wirklich ist und genau: „Black Power", darüber sind sich die sehr verschiedenartigen Gruppen und Glieder dieser Bewegung bisher nicht einig geworden. Auf der Black-Power-Konferenz im Sommer 1967 in Newark, wenige Tage nach den blutigen Unruhen, sagte der gemäßigte Vorsitzende der Konferenz, der Pfarrer Dr. Nathan Wright:

4.: „Black Power bedeutet die Fähigkeit der Schwarzen, sie selbst zu sein und zu werden, und das nicht nur zu ihren eigenen Gunsten, sondern zur Bereicherung des Lebens aller Menschen."

1.: Bei den Radikalen klingt das anders, bedeutet Black Power Angriff und Haß und Alles-oder-Nichts. Immer aber ist damit und darin die Besinnung des Schwarzen Mannes auf sich selbst gemeint, auf seine eigene Kraft, seinen eigenen Wert. Das mag zuweilen skurrile, zuweilen gefährliche Formen annehmen, und die schroffe Ablehnung jeder Hilfe von Weißen, so gut sie gemeint sein mag, gehört dazu: Tatsächlich ist Black Power Symbol eines neuen Selbstbewußtseins der amerikanischen Neger.

6.: Besides,
They'll see how beautiful I am
And be ashamed.
I, too, am America.

4.: Außerdem
werden sie sehen, wie schön ich bin –
und werden beschämt sein.
Auch ich bin Amerika.

1.: Dieses neue Selbstbewußtsein ist, meine ich, gut. Ich weiß, natürlich, daß meine Einsicht begrenzt ist, daß ich zu wenig weiß, und für den Nicht-Betroffenen ist es recht leicht, zur Geduld zu raten und dazu, die heftigen Ausschläge dieses neuen Selbstbewußtseins der Neger, die Ausbrüche von Haß, Überheblichkeit, blinder Zerstörungswut, mit Gelassenheit zu ertragen.

2.: Es ist nicht einfach für den amerikanischen Durschnitts-Mann-von der Straße, der sein Geld selten leicht verdient, die Forderungen der Neger –

3.: Unverschämte Forderungen, und von eigenen Leistungen sprechen sie nicht! –

2.: als Reaktion eines jahrhundertelang unterdrückten und ausgebeuteten Bevölkerungsteils zu verstehen, der nicht nur sein Recht fordert, endlich sein Recht, sondern gleichzeitig auch die Wiedergutmachung des Unrechts verlangt, das ihm und seinen Vorfahren jahrhundertelang angetan worden ist.

1.: Wenn aber die amerikanische Gesellschaft die Neger wirklich integrieren will – und sie muß das tun, wenn nicht ihr Anspruch auf Freiheit unglaubwürdig werde soll – , kann sie das nur, indem sie die Neger als Partner annimmt. Partner können die Neger aber erst dann sein, wenn sie aus einem sicheren Bewußtsein eigenen Werts denken und handeln können.

2.: Viele Neger sehen noch heute gebannt auf den Wohlstand der weißen Mittelklasse, ihr Traum ist, diesen Wohlstand mit Haus und Auto und Küchenmaschinen aller Art auch einmal zu erreichen. Das würde aber nur eine äußerliche Integration bedeuten. Küchenmaschinen und Auto und Haus sind für den einzelnen erreichbare Ziele. Entscheidend ist aber die geistige Integration: ein neues Denken, ein neuer Humanismus ist notwendig für Amerika, wahrscheinlich eine amerikanische Art von Sozialismus, so sehr das Wort „Sozialismus" dem Durschnitts-Amerikaner heute noch zuwider ist.

1.: Vielleicht erkennt das weiße Amerika eines Tages sogar, daß die Neger nicht nur gleich sind den Weißen: Menschen, die als Gleiche angenommen werden müssen – Kollegen, Nachbarn, Mitbürger. Vielleicht wird Amerika dann entdecken, daß die Nachkommen der Arbeitssklaven in den Jahrhunderten ihrer Unterdrückung etwas bewahrt haben, was der weiße Mann bei seiner Jagd nach dem goldenen Glück oft verloren hat – und was er, vielleicht, von seinem dunkelhäutigen Nachbarn wieder lernen kann: Leben, Freude am Leben, Gelöstheit – nicht das krampfhafte

4.: „Let's have fun!" –

1.: nicht das Fotografierlachen:

4.: „Cheese!"

1.: sondern – . Aber ich werde mich hüten, den Propheten zu spielen in einem Land, von dem ich so wenig weiß – viel zu wenig auf jeden Fall und bestimmt nicht so viel wie die schwarze Putzfrau in Princeton, die sah ihre weiße Arbeitgeberin kopfschüttelnd an, als die über die Sinnlosigkeit ihres Lebens klagte:

5.: „Was willst du eigentlich mehr? Du hast zwei Söhne groß-gezogen – ist das nicht genug?“

Langston Hughes

TOO, SING AMERICA

I, too, sing America.

I am the darker brother.
They send me to eat in the kitchen
When company comes.
But I laugh,
An eat well,
And grow strong.

Tomorrow,
I'll sit at the table
When company comes.
Nobody'll dare
Say to me
"Eat in the kitchen",
Then.

Besides,
They'll see how beautiful I am
And be ashamed – .
I, too, am America.

THEMA SCHWARZ-WEISS
Erstsendung: Süddeutscher Rundfunk. 3.6.1968.

Ein Brüllen ohne Ende

Bedenkliches zu dem Volksbuch „Krieg und Dichtung" (1940)
(1973)

Stimmen:

1. Sprecher
2. Sprecher
3. Sprecher

1.: Nein, ich will keine Schuld aufrechnen; ich will nicht Anklage erheben nach so vielen Jahren. Die alt gewordenen Dichter von damals, die großen Heldenverehrer und Heldenverkünder von damals mögen ihr kleines Leben ruhig zuendeleben, wenn ihre Erinnerungen ihnen Ruhe lassen. Wer von ihnen ein gutes Gewissen hat oder ein schlechtes Gedächtnis – vielleicht auch beides – , der wird sich ohnehin nicht von längst vergessenen Tagen und Taten aufschrecken lassen beim Genuß seiner wohlverdienten Pension oder Rente, zumal den meisten damals gewiß nicht böser Wille die Feder geführt hat, nicht Haß, Heimtücke oder gemeine Niedertracht, sondern nur ganz normale Beschränktheit, beflissener Ehrgeiz, eifrige Dummheit, oft auch ein bißchen Gesinnungslosigkeit, ein menschliches Maß Opportunismus. Wer ändert sich schon? Man sollte, man kann sie ruhen lassen, die Künder und Sänger des Nationalen und des Nationalsozialismus, Treibholz der Geistesgeschichte, Strandgut der Zeit, wenn sie selbst sich mit solcher Ruhe zufriedengeben.
Ich will sie in Ruhe lassen, bis auf zwei. Diese beiden – keine großen, keine bedeutenden Namen, auch damals nicht – fand ich zufällig beim Blättern in einer feierlich schwarz gebundenen Anthologie aus dem Jahre 1940

mit dem gold gedruckten Titel „Krieg und Dichtung" – 476 Seiten zum antiquarischen Schleuderpreis. Weil ich die beiden Namen hin und wieder – und immer wieder – in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten gelesen hatte, sah ich in ihre Beiträge zu dieser Anthologie hinein, und ich las weiter. Es waren, es sind Musterbeispiele für jene Vergangenheit, Muster allerdings auch für unsere Gegenwart, in die die Vergangenheit hineinwirkt, immer noch – wenn auch Muster ohne besonderen Wert. Nicht einmal die Namen tun etwas zur Sache.

Den einen der beiden Kriegs-Dichter kenne ich selbst, Heinz S., lange Jahre hindurch Leiter der Hörspielabteilung des Norddeutschen Rundfunks in Hamburg. Der andere ist Kurt Z., ziemlich bekannt als Schriftsteller und als Geschäftsführer der umstrittenen Deutschland-Stiftung, die jedes Jahr die Konrad-Adenauer-Preise verleiht. Heinz S. ist heute 65 Jahre alt, Kurt Z. 62. Als die Anthologie „Krieg und Dichtung" erschien, waren sie 33 Jahre jünger, Anfang 30 der eine, Ende 20 der andere, und sie waren auch sehr viel jünger als der Durchschnitt der 58 Autoren, die in der Anthologie vereint waren. Übrigens hatte diese deutschen Kriegs-Dichter Kurt Z. selbst gesammelt. Der wurde in jenen Jahren als Dichter gefeiert – sogar Josef Nadler schrieb von seiner „ungemein klaren, fesselnden, gepflegten Sprache", die voll innerer Schönheit sei, und 1940 wurde Kurt Z. mit der Stifter-Medaille geehrt. Heinz S. war damals, und schon seit 1933, Sachbearbeiter für Literatur beim Deutschlandsender, ein nicht ganz einflußloser Funktionär.

Noch einmal: Es handelt sich nicht darum, Schuld aufzurechnen, anzuklagen, zu verurteilen. Kein Vorwurf, auch nicht an diese beiden Autoren, die im Grunde nicht mehr sind als zufällige Beispiele. Sie schrieben einfach so, wie sie's für gut und wahr und schön, wie sie's für richtig hielten, und das war gerade so – Zufall oder nicht – , wie ihre Zeit es damals haben wollte. Sicher wäre es verfehlt, den Titel „Ein Brüllen ohne Ende" auf einen der beiden zu beziehen, sie brüllen längst nicht mehr. Es läßt sich allerdings nicht übersehen, daß beide damals schon ein Alter erreicht hatten,

in dem man Dummheit und Gedankenlosigkeit nicht mehr mit der Unbedachtheit und dem Überschwang stürmischer Jugendjahre entschuldigen kann. Man darf, man muß beide als verantwortlich ansehen für das, was sie geschrieben haben, und eigentlich kann man das sogar beruhigt tun: Man tut ihnen nicht weh, weil beide wirklich nur das geschrieben haben, was im nationalsozialistischen Deutschland beinahe alle schrieben, sofern sie damals überhaupt schreiben durften – durchaus nichts Neues, auch gar nichts sonderlich Böses oder Verwerfliches, keineswegs Literatur, die aus dem schlichten Rahmen des damals gängigen und üblichen „Schrifttums" gefallen wäre etwa durch besonders fanfarenhafte Töne oder gar durch Brillanz des Stils. Beide Autoren sind, und gerade das macht sie für den kritischen Leser nach über drei Jahrzehnten so lesenswert, ja, in gewissem Sinne faszinierend, beide sind braver literarischer Durchschnitt, Dutzendware jener Zeit, die in der gleichen Weise auf dem Abfallhaufen der Geistesgeschichte zu enden bestimmt war wie beinahe alle anderen Dichtergrößen dieser Anthologie: ganz unauffällig nämlich, tot schon zu Lebzeiten, vergessene Eintagsfliegen einer überwundenen historischen Epoche.

Beide Autoren allerdings, und das macht sie bedeutsam, haben in der auf den Nationalsozialismus folgenden, haben in unserer eigenen Zeit weitergewirkt, jeder auf seine Art. Der eine hat weiter geschrieben, mit einigem Auflagen-Erfolg, und als Geschäftsführer der Deutschland-Stiftung wirkt er bis heute hin wenn schon nicht auf das geistige, so doch auf das kulturpolitische Bewußtsein der Bundesrepublik Deutschland ein. Der andere hat zwar – sein und unser Glück – nach 1945 die lyrische Feder beiseitegelegt, dafür jedoch wesentlichen Einfluß auf die Entwicklung des deutschen Nachkriegs-Hörspiels ausgeübt.

Was waren, was sind das für Autoren? Man kann sie selbst befragen. In der Anthologie „Krieg und Dichtung" hat jeder eine autobiographische Skizze seinen Dichtungen vorangestellt. Heinz S. schreibt dort über sich:

2.: „Obwohl ich bei Ausbruch des Weltkrieges erst sechs Jahre alt war, erinnere ich mich doch noch ganz genau daran, wie

die Freiwilligen damals mit blumengeschmückten Helmen und Gewehren jubelnd auszogen, und wie bald darauf die Glocken in allen Städten Siege um Siege einläuteten."

1.: Der Autor ist nicht ganz genau, er schreibt flüchtig. An den jubelnden Auszug der Soldaten im Jahre 1914 mag er sich erinnern und ebenso an das Glockengeläut bei Siegesmeldungen. Daß er sich aber „ganz genau" daran erinnert, wie die Glocken „in allen Städten" Siege um Siege einläuteten, das stimmt nicht: Allenfalls hat der Knabe die Glocken in seiner Heimatstadt läuten hören.

Heinz S. fährt dann fort in seiner Autobiographie:

2.: „Aber auch an die ersten, endlosen Lazarettzüge mit Schwerverwundeten, die von Ost und West heranrollten, entsinne ich mich und an die tiefverschleierten Frauen, an denen man auf den Straßen nur mit ehrfürchtigem Schweigen vorüberging."

1.: Wieder ist der Autor ungenau, und er beherrscht die deutsche Sprache nicht. Möglicherweise entsinnt er sich langer Lazarettzüge in jener Zeit, er kann sich aber in der deutschen Sprache nicht an etwas entsinnen, und jene Lazarettzüge mögen zudem lang gewesen sein, endlos waren sie sicher nicht.

Heinz S. ist aber nicht nur ungenau, er schreibt nicht nur schlechtes Deutsch. Schon die ersten beiden Sätze seiner Autobiographie deuten Charakterzüge des Autors an, die auch seinen Stil bestimmen: Er ist pathetisch, und er ist sentimental. Beides – das Pathetische wie das Sentimentale – ist bezeichnend für das „Schrifttum" des nationalsozialistischen Deutschland, wie auch das Ungenaue, das Vage, Verwaschene, Verschwommene zu dieser Sonderform von Literatur gehört. Genauigkeit, Sachlichkeit, Eindeutigkeit mußten unerwünscht sein in einer Welt, die den aufklärerischen Geist verdammt und dafür den „Glauben", das „Bekenntnis" als obersten Maßstab gesetzt hatte.

Nach der literarischen Beschwörung der Lazarettzüge und der tiefverschleierten Frauen fährt Heinz S. in seiner Autobiographie fort:

2.: „Trotzdem habe ich als sechsjähriger Knabe meine Vorstellung vom kämpferischen Soldaten als von etwas unsäglich

Herrlichem gewonnen. Und diese Vorstellung ist so stark, daß sie mich niemals wieder loslassen wird."

1.: Das Soldatische als höchster Wert, als unsagbar – der Autor formuliert sogar noch etwas pathetischer: als „unsäglich" Herrliches: Genau das war gefragt im Jahre 1940 und in dieser Anthologie. Durch und durch angepaßt, schrieb dieser Autor mit traumwandlerischer Sicherheit nieder, was von ihm – als „Dichter" – erwartet wurde.

2.: „Manchmal kann ich es heute gar nicht begreifen, wenn ich an den Weltkrieg zurückdenke, daß ich jetzt auch Soldat bin, wie jene Männer es damals waren."

1.: Naive Rührung, beinahe kindliches Staunen: Dem Autor versagt sich die Sprache, diesmal vor Ergriffenheit. Diese Ergriffenheit, eine besondere Art von introvertierter Sentimentalität, dürfte überhaupt ein Schlüsselwort für Heinz S. sein. Von der Nachkriegszeit schreibt er in seiner Autobiographie – einer Zeit, die er schon mit mehr eigener Beteiligung miterlebt habe:

2.: „Die bewegten politischen Massenversammlungen, die Wahlkämpfe und Straßenschlachten, bei deren einer ich meine Feuertaufe erhielt – "

1.: Wieder das Pathos in Wortwahl und Stil:

2.: „ – bei deren einer ich meine Feuertaufe erhielt, und schließlich den Siegeszug durch das Brandenburger Tor, an dem ich teilnahm, verbinde ich in meiner Erinnerung mit dem Gedanken an die leidenschaftliche Ergriffenheit, die wir täglich dabei einsetzten."

1.: Pathetisch übersteigertes Gefühl und Sentimentalität vereint:

2.: „– die leidenschaftliche Ergriffenheit, die wir täglich dabei einsetzten".

1.: Sicher nicht ohne Berechtigung fährt Heinz S. fort:

2.: „Von dieser Ergriffenheit sind wohl auch eine ganze Reihe meiner dichterischen Arbeiten Zeugen."

1.: Ähnliches – ein hohles Pathos nämlich, verschwommene

Rührseligkeit und die unklare, ungenaue Schreibweise des „Bekenners" – verraten auch die autobiographischen Notizen von Kurt Z., dessen „klare, gepflegte Sprache voll innerer Schönheit" Josef Nadler zu rühmen wußte. Kurt Z. beginnt:

3.: „Mit sechzehn Jahren stand ich in der Zeit bitterster geistiger und seelischer Verwirrung nach dem Krieg, die Schi an die Füße geschnallt, zur Abfahrt über die Gletscher der Stubaier Alpen bereit, mit zufälligen Kameraden der Berge und des weißen Sportes, zur kurzen Rast fast viertausend Meter hoch auf einem der himmelnahen Gipfel meiner Tiroler Heimat."

1.: Man liest, man hört den Satz nicht ohne staunende Verwirrung. Mit aller Kraft müht sich der Autor, in einem einzigen Satz so viel zu sagen wir nur eben möglich: eine Situation will er schildern, einen Ort, eine Epoche soll aufleuchten, und wahrscheinlich ist gleichzeitig so etwas beabsichtigt wie dichterische Symbolik. Schon an diesem ersten Satz aber zeigen sich die engen Grenzen des Autors Kurt Z.: Die Sprache reicht nicht hin und nicht her, Sachbezüge und Gedanken und Phrasen verwirren sich, das Pathos schlägt zurück – es entsteht der Eindruck unfreiwilliger Komik. Ohne Kommentar dazu die folgenden Sätze dieses autobiographischen Versuchs:

3.: „Der Rausch des Schnees, das Glück des Sonnentages, die anschwellende Kraft in einem aufgeschlossenen Herzen verbanden sich mit jener ehrfürchtigen Empfindung, die jeden Bergsteiger im Blick über Gipfel und Täler und die Schweigsamkeit des Hochgebirges tröstend und schaudernd zugleich überfällt. Ein halbes Dutzend Menschen stand auf dem schmalen Grat. Ich lehnte mit einem Schulkameraden aus Innsbruck am Gipfelkreuz und blickte nach Norden. Dort ist nun Deutschland, sagten wir mit dem unbestimmbaren Klang einer seltsamen Sehnsucht und blickten den vier Bergkameraden aus München in die Augen. Es waren junge Männer mit kühnen und lauteren Gesichtern. In ihre Schiblusen war über dem Herzen ein Hakenkreuz eingenäht.

Sie sahen uns auf unsere Worte hin mit nahem Lächeln und vertraut in die Augen. Hier doch auch, gab einer für alle zur Antwort, und sie wiesen mit der Hand über unsere Heimat hin. Es war wie ein Streicheln. Von diesem Tage an habe ich nie mehr vergessen, daß ich ein Deutscher bin, und wenn ich später, kaum drei Jahre danach, in den Reihen der Bewegung für dieses Deutschland kämpfen durfte, dann war auch dafür jener klare Wintertag in der Bergeinsamkeit Tirols ein entscheidender Anfang. Denn am Abend, als wir in der Hütte saßen, erzählten uns die Münchener Kameraden das erstemal vom Führer. Sie taten es mit jener Inbrunst, die unsere jungen Herzen zum Glühen brachte, und sie gewannen unsere Seele mit der Macht eines Glaubens, der über alle Entweihung und Enttäuschung das Alltages hinweg nicht nur für mein späteres Leben, sondern auch für meine dichterische Arbeit entscheidend wurde."

1.: Diese Prosa ist zweifellos der von Heinz S. verwandt in der Ungenauigkeit, der Verschwommenheit der Diktion, im Pathos und in der Sentimentalität. Darüber hinaus liefert Kurt Z. das verkitschte Natur- sowie das religiös verbrämte Nationalgefühl jener Zeit. Kaum ein klarer, eindeutiger Satz: Der Autor hat Empfindungen, die er nicht ausdrücken, Erinnerungen und Vorstellungen, die er nicht beschreiben kann. Gerade in diesem Stil aber, der damals für Dichtung genommen wurde – eine „gepflegte" Sprache, schrieb Josef Nadler, „voll innerer Schönheit" – , wird das Weltbild des Nationalsozialismus und seiner Dichter deutlich.
Kurt Z. spricht von einer „ehrfürchtigen Empfindung", die jeden Bergsteiger beim Blick über die Schweigsamkeit des Hochgebirges überfällt – ihn „tröstend" überfällt und zugleich „schaudernd"; er weiß nicht und er merkt nicht, daß die deutsche Sprache eine solche Koppelung nicht erlaubt, ganz abgesehen von dem stilistischen Schwulst, weil das „tröstend" von der Empfindung her, das „schaudernd" aber vom Bergsteiger her gebraucht ist. Das ganze Stück könnte eine Parodie sein: Wie da der Autor am Gipfelkreuz lehnt in der Zeit bitterster geistiger und seelischer Verwirrung, die vermutlich nicht die des Autors selbst sein soll, wie er

zusammen mit einem Schulkameraden nach Norden blickt und gemeinsam mit ihm die Worte ausspricht: „Dort ist nun Deutschland!", wobei er, ebenfalls zusammen mit dem Schulkameraden, gleichzeitig nach Norden und den Münchener Kameraden in die Augen blickt und dabei noch feststellt, daß sein Schulkamerad und er auf ganz besondere Weise sprechen, nämlich „mit dem unbestimmbaren Klang einer seltsamen Sehnsucht", während die Münchener ihrerseits den Sprechern „mit nahem Lächeln und vertraut" in die Augen sehen und einer von ihnen meint – er „gibt für alle zur Antwort", wie es in der geschraubten Diktion des Autors heißt: „Hier doch auch", wobei nun gleich alle vier Münchener „mit der Hand" – mit welcher, wird nicht erwähnt – über die österreichische Heimat des Autors hinweisen. Das ist schon eine ganz besondere sprachkünstlerische Leistung. Selbst zur Darstellung eines einfachen zeitlichen Ablaufs ist Kurt Z. nicht imstande. Er schreibt:

3.: „Im Jahre 1931 begann so mit zwanzig Jahren meine Tätigkeit als Schriftleiter am damaligen Hauptblatt der NSDAP in Wien und führte mich dann im Jahre 1933 auf der Flucht vor Hochverratsverfahren des Dollfuß-Systems nach München, Königsberg, Dortmund und Hamburg."

1.: Zwar läßt sich aus dem Wirrwarr von falsch gesetzten Bezügen mit einiger Mühe und Geduld herausfinden, was ungefähr gemeint sein könnte; es braucht aber nicht im einzelnen dargelegt zu werden, daß diese Sprache – angeblich „voll innerer Schönheit" – auch nicht bescheidensten Ansprüchen genügt.

In jener Zeit allerdings genügte eine solche Sprache als Ausweis publizistischer, ja, dichterischer Fähigkeiten, weil zuerst und im Grunde allein das „Bekenntnis" eines Autors zählte. Deshalb konnte Kurt Z. seiner Anthologie „Krieg und Dichtung" auch ein eigenes, grundsätzlich gemeintes Nachwort mit dem Titel „Vom schöpferischen Krieg" anfügen, in dem auf knapp drei Druckseiten eine erstaunliche Fülle von Denk- und Stil-Blüten aneinandergereiht sind. Was wie Blech tönt, war aber ehern gemeint, und die leeren

Worte, die dröhnenden Sätze müssen für Kurt Z. und seine gleichgestimmten Leser wie Dichtung geklungen haben. Er beginnt im Stile einer Hitler-Rede:

3.: „Als im September 1939 die geschlagenen polnischen Armeen nach Osten zurückströmten und ihrer Vernichtung entgegengingen, entstand der Gedanke zu diesem Ruch. Die Kriegeweihnacht 1939/40 brachte den Gedanken zur endgültigen Verwirklichung."

1.: Nun muß der Autor zwar zugeben, daß Krieg immer Zerstörung bedeutet. Er schreibt aber, der Krieg sei

3.: „ein Sinnbild der Zerstörung",

1.: umkleidet also die bitteren Tatsachen, verharmlost sie, und nicht einmal die Umschreibung darf der nationalsozialistische Autor gelten lassen. Solche Erkenntnis nämlich, schreibt Kurt Z.,

3.: „ist behaftet mit einer rein äußerlichen Betrachtungsweise."

1.: In tieferer Schau dagegen, mein Kurt Z.,

3.: „wächst uns... der Krieg in seiner Naturnotwendigkeit im Daseinskampf der Welt zum wahren Vater der Dinge empor."

1.: Satz für Satz nur bombastisches Pathos:

3.: „Aus solchen Gesetzen bricht unaufhaltsam und gewaltig der Anstoß zum Schöpferischen hervor."

„Die Dichtkunst hat dafür einen Beweis angetreten, der von späteren Geschlechtern vielleicht einmal als Markstein in den Epochen der europäischen Geistesgeschichte erkannt werden wird."

„Auf der deutschen Dichtung, die aus dem Erlebnis des Weltkrieges wuchs, ruht die ganze deutsche Gegenwartsdichtung und zieht aus ihr die eigentlichen Elemente ihres schöpferischen Vermögens."

1.: Allerdings, der unverlöschbar als Ursprung allen Seins in das künstlerische Wesen der Weltkriegsdichter eingezeichnete Krieg war, nach Kurt Z.,

3.: „– nicht der Krieg äußerer Vernichtung und Mühsal, sondern der Krieg, der das Soldatische in unserem Volke für alle Zeiten zum Gesetz seines Charakters erhob."

1.: Was immer man sich unter einem solchen Charaktergesetz vorstellen mag. Der Autor fährt fort:

3.: „Jahrelang haben volksfremde Eintagsgrößen in den Bereichen der Dichtkunst diese geistige Ernte des Krieges verdunkelt."

1.: Inzwischen aber hatte die neue deutsche Regierung dafür gesorgt, daß die volksfremden Eintagsgrößen vertrieben, erschlagen, auf jeden Fall aber in dem neuen Deutschland zum Verstummen gebracht worden waren, so daß jetzt niemand mehr die Ernte verdunkeln konnte – im Gegenteil: Die Wirkung der verdunkelten Ernte war nicht mehr aufzuhalten,

3.: „– und so drang sie zugleich mit der politischen und seelischen Erneuerung und Kräftigung des deutschen Volkes unaufhaltsam ans Licht."

1.: Nachdem die verdunkelte Ernte so ans Licht gedrungen war, formte sie, die Ernte, nach Meinung des Autors Z.

3.: „– die junge Ernte der Gegenwart, sie – "

1.: – immer noch die Ernte –

3.: „wahrte die Erinnerung an die Toten, sie schuf den Glauben an die Kraft deutschen Mannestums, sie – "

1.: – noch immer die Ernte –

3.: „– hielt die Herzen und Seelen bereit und glühend zum Sturm für eine neue Bewährung, der wir heute teilhaftig werden."

1.: Immer höher schwingt sich der Autor im Jubel über den schöpferischen Krieg, dessen er teilhaftig werden darf,

3.: „das eiserne Lied unseres Zeitalters überhaupt" – „der Anbeginn eines neuen Menschentums, das sich verkündet."

1.: Und dann gerät Kurt Z. vollends in dichterischen Taumel, er stammelt nur noch:

3.: „Das Brüderliche wird zum Gesetz, das Bekenntnis zum Volk, der Glaube an seine Zukunft",

1.: und hier, auf dem Gipfelpunkt dichterischer Schau, wenn schon niemand mehr unterscheiden kann und will, ob das Bekenntnis zum Volk wird oder zum Gesetz oder zum Glauben oder zur Zukunft, hier wird jetzt auch noch das Letzte, Äußerste beschworen, der Führer des Großdeutschen Reiches:

3.: „Und wenn heute der unbekannte Soldat des Großen Krieges als erster Feldherr und Soldat die deutsche Nation zur letzten Bewährung vor ihrer größten geschichtlichen Epoche führt, in der ein verflossenes Jahrhundert endgültig zu Grabe getragen werden muß, dann wird dieses Ereignis voll Sinn und Naturgesetzlichkeit, wenn man das Wesen des Weltkrieges erkannt hat im Spiegel der Dichtung, die ihn schöpferisch erfühlte und fruchtbar machte,"

1.: Deshalb hat Kurt Z. seine Anthologie zusammengestellt, in der sich zwei Generationen von Soldaten die Hand reichen,

3.: „– ein Chor von eigenartiger Schönheit und Symbolik."

1.: Aus diesem gemischten Chor jetzt einige Proben und Beispiele der Autoren Heinz S. und Kurt Z. Vorweg noch einmal: Die Beiträge sind in keiner Weise außerordentlich. Sie fügen sich bruchlos in diese Sammlung ein, wenn sie auch zu den relativ wenigen Arbeiten gehören, die aus Erfahrungen des zweiten Weltkrieges geschrieben sind. Stilistisch aber und in der Thematik gibt es kaum Unterschiede. Beide Autoren produzieren Dichtung nach alten, scheinbar bewährten Mustern, konservativ in Form und Inhalt, bescheidenes Epigonentum. Daß sich in ihren dichterisch gemeinten Texten und Strophen immer wieder Mängel, Löcher, Fehler finden, zuweilen ausgesprochen komische Pointen, ist bei dem literarischen Rang der beiden Autoren nicht verwunderlich.
Von Heinz S. stehen drei Gedichte in dieser Anthologie, vielstrophige, schlicht gereimte Gebilde, deren Vorbilder tief im 19. Jahrhundert liegen: gutbürgerliche Poesie, geschrieben aber im ersten Kriegsjahr, wie jeweils am Ende vermerkt ist.

2.: „Polnischer Ziehbrunnen" – „Geschrieben im September 1939 vor Brest-Litowsk" – „Weihnacht 1939" – „Geschrieben in Dezember 1939 an der Westfront",

1.: Und so beginnt das erste Gedicht über den polnischen Ziehbrunnen:

2.: „Hoch über Baum und Zaun und schiefes Haus
reckt sich der schlanke Balkenhals hinaus,
unbeugsam, wenn nicht Menschenhand ihn beugt,
der er in Demut seinen Eimer neigt."

1.: Das poetische Bild ist schlicht und eindeutig, wenn auch dem Dichter bei der Bereimung einiges nicht ganz geglückt ist: „Hoch über... schiefes Haus" klingt ein wenig ungewohnt, jedenfalls nicht unbedingt dichterisch. Allerdings wird die hier fehlende Poesie in der zweiten Hälfte der Strophe ausgeglichen durch das Bild der Menschenhand, der der Balkehhals „in Demut seinen Eimer neigt". Bemerkenswert im übrigen bei dieser Metapher, daß darin das für Heinz S. typische Östliche, Slawische – demütiges Sichneigen – angedeutet wird, wie sich deutlich am Ende des Gedichts erweist. Zunächst allerdings wird nur die polnische Idylle ausgemalt, drei Strophen lang:

2.: „Wohl tausendmal schon trug die Bäuerin
nacktfüßig ihre leeren Bütten hin.
Und aus dem dunklen Spiegel blickt sie dann
wohl tausendmal ihr eignes Antlitz an.

Am Mittag nur, wenn hell aus dem Zenit
in seinen tiefen Schacht die Sonne sieht,
dringt Licht in seine kahle Dunkelheit;
und einen Augenblick spürt er die Zeit.

Dann steht er wieder in Geduld und harrt.
Vergangenheit ist ihm wie Gegenwart.
Und das, was rings geschieht, so Jahr um Jahr,
ist ihm nicht neu und ist nicht wunderbar. – "

1.: Nach dem „wunderbar" hat der Dichter einen Gedankenstrich gesetzt, wahrscheinlich als Hinweis darauf, daß nun

etwas Wunderbares beginnt. Tatsächlich kommt in der nächsten Strophe Bewegung und Dramatik in die Idylle:

2.: „Doch plötzlich lauscht er, schreckhaft aufgestört.
Denn er hört Worte, die er sonst nicht hört,
und eine Sprache, die er nicht versteht,
vielfältgen Hufschlag, welcher näher geht."

1.: Der Leser der Anthologie „Krieg und Dichtung" ahnt gewiß schon, was dem altgedienten polnischen Brunnen, dem nichts mehr neu und auch nichts wunderbar war, jetzt Wunderbares geschehen wird: Die Deutschen kommen. Zwar hat der Autor zunächst noch einige Schwierigkeiten mit dem Dichten: Auch die Sprache, die der Brunnen nicht versteht, will sich der näherkommende Hufschlag einfach nicht reimen, so daß der Hufschlag schließlich nicht näher<u>kommt</u>, sondern näher <u>geht</u>. Trotzdem, die Situation ist klar:

2.: „Auf einmal aber wimmelt's um ihn her.
Es schnaufen Pferde, Helm klirrt und Gewehr.
Und stürmisch in der Achse ächzt und bebt
der Balken, der den triefen Eimer hebt."

1.: Eigentlich sollte es hier wohl heißen: „triefenden Eimer". Aber ein strenges Versmaß zwingt auch Durchschnitts-Dichter gelegentlich zu neuen Wortbildungen – wie nicht dem nationalsozialistischen Dichter, der das eiserne Lied unseres Zeitalters singt: Der „triefe" Eimer jedenfalls ist eine originale Schöpfung von Heinz S.
Im übrigen beginnt sich der Brunnen jetzt doch zu erinnern, weil es im ersten Weltkrieg ja schon einmal deutsche Soldaten in Polen gab:

2.: „Wie? Sah er das nicht schon vor langer Zeit?
Den gleichen Zug? Das gleiche graue Kleid?
Selbst manch vertrautes, bärtiges Gesicht?
Ihm ist, als waren zwei Jahrzehnte nicht."

1.: Auch hier wieder hat das Versmaß den Dichter zu einem etwas großzügigen Umgang mit der deutschen Sprache gezwungen. Es müßte eigentlich heißen „Ihm ist, als wären zwei Jahrzehnte nicht gewesen." Was aber bedeutet schon

im eisernen Zeitalter ein Konjunktiv? Schon kündigt der rhythmische Wechsel im ersten Wort der nächsten Strophe Großes, Entscheidendes an:

2.: „Wieder ist Krieg. Er sieht den Feuerschein.
Nach Osten drängt das große Heer hinein
mit Riesenkraft. Und es durchpflügt das Land
im Osten, drauf der alte Brunnen stand."

1.: Eigentlich sollte es wohl heißen „drauf der alte Brunnen steht". Doch wenn sich auf das durchpflügte Land nur „stand" reimt, dann muß der Dichter den Brunnen eben eine kleine Zeile lang in die Vergangenheit versetzen. Jedenfalls geht das Brunnen-Gedicht weiter, so daß geschlossen werden darf, daß dem Brunnen nichts Böses geschehen ist:

2.: „Noch hockt am Waldrand ja vergilbt und weiß
manch schlichtes Kreuz aus schlichtem Birkenreis
und zeigt – bezeugt seit jenem letzten Zug,
wo dieses Heeres Sehnsucht Wurzel schlug.

Nun kam es wieder, und die Wurzel treibt
Blume und Frucht, die ewig fruchtbar bleibt.
Nun kam es wieder, und sein Hufschlag grüßt
das weite Land, in dem es Herrscher ist."

1.: Die Lage ist völlig klar: Des deutschen Heeres Sehnsucht hat hier seinerzeit Wurzel geschlagen, jetzt ist das Heer wiedergekommen, und siehe da: Der Sehnsucht Wurzel treibt Blume und Frucht, wobei der Dichter prophezeit, daß diese Frucht ewig fruchtbar bleiben wird. Da das deutsche Heer nun Herrscher ist in dem weiten Land, schließt das Gedicht ganz folgerichtig mit einer zusammenfassenden, gleichzeitig verinnerlichenden Strophe:

2.: „Der Brunnen beugt sich seinem neuen Herrn.
Sein Sinn ist Dienst; und dienen will er gern.
Und wie er's tief im Innersten begreift,
Glücksschauer über seinen Spiegel läuft."

1.: Der polnische Brunnen beugt sich also seinem neuen Herrn nicht nur, weil er gern dienen will; vor allem scheint er be-

griffen zu haben, was der Dichter mit der Wurzel der Sehnsucht des Heeres gemeint haben mag – er ist begeistert, dem neuen Herrn dienen zu dürfen, er erschauert vor Glück.

–

Im Ernst, und dieses „Gedicht" war ja durchaus ernst gemeint, wurde als ernstes und gewichtiges Zeugnis in diesen „Chor von eigenartiger Symbolik und Schönheit" aufgenommen: Die politische Naivität des Autors scheint etwa das gleiche Ausmaß gehabt zu haben wie seine literarische Ahnungslosigkeit und Unfähigkeit – vorausgesetzt, die politische Einfältigkeit war nicht nur opportunistisch vorgetäuscht. Auf jeden Fall wird man einem solchen Machwerk nicht gerecht, wenn man nur die unfreiwillige Komik genießt – der Autor Heinz S. etwa als ein später Nachfahre der Friederike Kempner! Daß so ein kümmerliches Reimgebilde mit dem geistigen Hintergrund des Herrenrassen-Denkens überhaupt irgendwo erscheinen, ja, daß es von einem Literaturredakteur mit obligatem philosophischem Doktorgrad überhaupt geschrieben werden konnte, richtet die Zeit und den Geist jener Epoche.
Als Ergänzung noch einige Zeilen aus dem zweiten Gedicht,

2.: „Weihnacht 1939" – „Den Kameraden meiner Staffel".

1.: Das beginnt in freier Anlehnung an das Soldatenlied „Kameraden, die Trompete ruft":

2.: „Kam'raden, nun ist angezündt."

1.: Der Dichter ist zackig, er ruft seine „Kam'raden" an, und wie das forsche „Kam'raden" verliert auch das „angezündt'" ein E, damit es sich besser spricht und reimt:

2.: „Die Kerzen schimmern wieder,
und wir, die weit von Hause sind,
von Vater, Mutter, Weib und Kind,
wir singen Weihnachtslieder."

1.: Gemütvoll malt der Dichter zuerst die soldatische Gegenwart mit Verdunkelung,

2.: „und aus dem Saale darf nun gar

kein Licht nach drauß gelangen",

1.: kommt dann aber bald auf die Posten zu sprechen, die hier und überall

2.: „in dieser heiligen Nacht"

1.: umherstehen

2.: „den Hirten gleich",

1.: denen allerdings nicht wie den Hirten vergönnt ist das

2.: „– Glück, das gar kein Ende kennt,
und das in allen Herzen
als kleine, gute Flamme brennt,
wie aus den Weihnachtskerzen."

1.: Immerhin ist Krieg, und eindrucksvoll bedichtet ihn Heinz S.:

2.: „Die donnernden Geschwader ziehn
gestaffelt und in Reihn
hoch über ihren Häupten hin,
gleich wie des Kriegsgotts Schrein.
Wie hungrig wildes Vogelheer,
ein Brüllen ohne Ende.
Dazu tackt hämmernd ein Gewehr
im weiten Vorgelände
und grollen wütend Batterien
aus ihrem Feuerschlunde,
daß wimmernd aus den Wäldern fliehn
die herrenlosen Hunde."

1.: Ob der Dichter die herrenlosen Hunde nun des Reimes wegen eingeführt oder ob er die Feuerschlunde der Hunde wegen erwähnt hat, ist nicht sicher auszumachen, zumal ein einziger Feuerschlund nur als poetische Notlösung gelten kann – Batterien pflegen stets über mehrere Feuerschlünde zu verfügen. Das Interesse dauert aber nicht lange:

2.: „Doch dann in einem Augenblick
wird's wieder still und schweigt.
Da ist's, als ob ein großes Glück
tief aus den Nächten steigt.

Und auch der Posten schweigt und starrt
ins Dunkel wie gebannt.
Und wie er lauscht und wie er harrt,
spürt er die große Gegenwart
über dem stillen Land."

1.: Großes Glück in großer Gegenwart – in großer Zeit! Jetzt aber führt der Dichter erst den eigentlichen Weihnachts-Sinn seines Gedichts ein, den er – in Anführungsstrichen – seinen Posten denken läßt:

2.: „Er spürt: 'Der Krieg ist Same bloß.
Jetzt senkst du ihn zur Erde,
daß aus dem Korn in ihrem Schoß
einst herrlich licht und grün und groß
der Baum des Friedens werde,
der weit behütend steht und spannt
die Zweige seiner Krone,
damit ein ganzes großes Land,
ein ganzes Volk, das zu ihm fand,
in seinem Schatten wohne'."

1.: Die primitive Reimerei, die den Mythos des Ewigen – durchaus zeitgemäß – beschwört mit den Metaphern von Same, Korn und Schoß, hat der Autor möglicherweise mit Bedacht einem Posten zugeschrieben, der weder denken noch dichten kann. Oder muß man auch dies dem Autor Heinz S. zuschreiben?

2.: „Und Kinder werden Mütter sein
und werden Segen bringen,
und werden, gehn sie sterbend ein,
unter den Wurzeln begraben sein,
und die Enkel werden lobsingen."

1.: Hier verdichtet sich offenbar die Dichtung zur Prophetie: Die Kinder, die Mütter sein und Segen bringen werden, sollen unter den Wurzeln des Friedensbaumes begraben werden – dann nämlich, wenn sie eingegangen sind, wobei das Eingehen hier wohl erstmalig in ernst gemeinter deutscher Dichtung von Topfblumen auf Menschen übertragen wor-

den ist, und zum Schluß werden die Enkel lobsingen. – Das Gedicht ist noch längst nicht zuende. Interessenten mögen es nachlesen in der Anthologie „Krieg und Dichtung" von 1940, Seite 352, 353 und 354. –
Etwas geschickter gemacht, im übrigen aber verwandt in Stil und Wesen sind – wie schon an der autobiographischen Prosa festgestellt – die Arbeiten des Herausgebers und vermeintlichen Dichters Kurt Z. Er hat in seine Anthologie ein eigenes Gedicht aufgenommen:

3.: „Verheißung" – „Geschrieben im Frühling 1940 als Soldat einer Panzerkompanie".

1.: Mit der Datierung wird der Zusammenhang mit dem Thema „Krieg und Dichtung" hergestellt, obwohl im übrigen völlig vage bleibt, was hier wem von wem verheißen wird.

3.: „Die Menschen schweigen. Still und groß
erhebt die Nacht
ihr dunkles Antlitz. Tief im Schoß
der Erde ruht dein Schicksalslos
und hat dich stumm gemacht."

1.: Diese erste Strophe ist, wie die beiden folgenden, ein waberndes Gereime und Geraune, in dem, ohne erfaßbaren Sinn, bedeutungsschwangere Metaphern wie „Schoß", „Erde", „Schicksalslos" zusammengefügt sind. Obwohl der Verfasser versichert, daß die Menschen schweigen, obwohl er außerdem ausdrücklich beteuert – anscheinend an seine eigene Adresse – , das Schicksalslos habe ihn stumm gemacht, dichtet er weiter:

3.: „Fühlst du im heißen Drang die Brust
erglühen? Du
erschaust es nicht und immer mußt
du hart gehorchen. Nur die Lust
der Hoffnung gibt dir Ruh."

1.: Verschwommene, verblasene, pathetische und tatsächlich sinnlose Reimerei: Der Mensch erschaut es – was? – nicht, er muß – wem? –immer gehorchen, nur die Lust der Hoffnung – auf was? – gibt ihm angeblich Ruhe. In der dritten

und letzten Strophe bringt sich der Mensch – wahrscheinlich der Dichter selbst – in völliger geistiger Verwirrung einem Stern dar:

3.: „Die Menschen schweigen. Nah und klar
ist nur ein Stern.
Gelassen bringst du dich ihm dar,
der schon vor Zeiten deine Zuflucht war.
Ist Gott noch fern?"

1.: Keine eigenen Gedanken, keine Gedanken überhaupt, das ganze in einer blassen, einfallslosen Sprache: Der Dichter Kurt Z. paßt genau in seine Zeit. Das zeigt auch sein Prosabeitrag,

3.: „Von der Stunde der Verwandlung" –

1.: Briefe an seine Frau, in denen Sentimentalität und Pathos bis zum schlichtweg Unerträglichen verdickt sind.

3.: „Manchmal jagten Regenschauer gegen die Fenster, und dann erhellte für einen Augenblick wieder ein Sonnenstrahl das düstere Bild. So war es ein Abschiedstag voll bitteren äußeren Ansehens. Aber ich spürte, es ging Dir wie mir, daß wir in dieser Traurigkeit der Natur und der Unwirtlichkeit eines rauhen Nachwinters in unseren Herzen eine seltsame und tiefe Festigkeit sich bilden erkannten, die schmerzlich, aber nicht hoffnungslos, ja sogar vom Schimmer jenes Glükkes überstrahlt war, der wohl oft Stunden der großen Veränderung als unerklärliches Gottesgeschenk verzaubert."
„Verstohlen sah ich Dich über meine Ermahnungen lächeln, die ich an die Kinder hingab. Wölfchen nahm sie ernsthaft auf. Es schien mir, als streifte ihn, den Sechsjährigen, schon ein Schimmer der Gewichtigkeit der Stunde."
„Erst als ich abends auf dem Strohsack lag, traf mich plötzlich wieder mit aller Wucht die Erinnerung an den Abschied von Euch. Wölfchens dunkle Augen sahen mich an und sein Blick erschien mir von einer Bedeutung, die mich tief ergriff. Es war mir, als sei ich in diesem Blick das erstemal in mein wahrhaftes Amt als Vater aufgenommen worden. Kaum etwas hat mich je ernster und ausschließlicher vor mir selbst

verpflichtet als dieser Blick meines ältesten Sohnes. Was aus meinem Leben sich als dauerhaft und fortwirkend bewahren wird und was mich am innigsten mit meinem Volk verbindet, war mir darin begegnet." –

1.: Genug, mehr als genug. Dieses „Schrifttum" verrät sich in jeder Zeile als gefühlige Pseudo-Dichtung, nationalsozialistisch gar nicht einmal so sehr als politische Propaganda, obwohl die vorgeschriebene „Weltanschauung" aus und hinter jedem Absatz erkennbar ist: nationalsozialistisch vor allem in seinem scheinbar anspruchsvollen Gartenlaube-Stil, eine Gestalt gewordene Spießer-Ideologie, deren Unmenschlichkeit mit Phrasen überdeckt wird. Das gilt für die literarischen Arbeiten beider Autoren, die hier zitiert wurden – das gilt ebenso für die große Mehrzahl der anderen „Dichter", die das nationalsozialistische Deutschland für sich beanspruchen konnten. Deshalb wird man auch in den Veröffentlichungen von Heinz S. und Kurt Z., die nach 1945 erschienen sind, kaum grobe Spuren nationalsozialistischen Gedankenguts finden. Das war und ist nicht nur eine Frage der Anpassung an die gewandelten politischen Verhältnisse, obwohl die Anpassungsfähigkeit der beiden Autoren gewiß nicht unterschätzt werden sollte. Wichtiger war, daß sie nur geringe äußerliche Korrekturen vorzunehmen brauchten, um in ihrer alten Weise, im alten Geiste weiterwirken zu können, und dabei wird man ihnen nicht einmal ein gutes Gewissen absprechen dürfen.

Keine Vorwürfe also. Wenn im Unbewußten der beiden Autoren Grundtendenzen jener vergangenen Epoche weiter wirksam waren, wirksam sind, dann wird man das nicht ihnen selbst anlasten können, zumal sich offenbar ein Publikum für sie gefunden hat und findet. Beide Autoren sollten vornehmlich als Zeugen gesehen werden, ihre Arbeiten als Zeugnisse jener Zeit, in der und mit der sie lebten und schrieben. Wenn überhaupt Vorwürfe, dann an die Adresse derjenigen, die solchen Autoren nach 1945 noch einmal weite und wichtige Wirkungsmöglichkeiten verschafften oder erlaubten – Vorwürfe, genau genommen, an uns selbst, daß wir nicht genügend aufgepaßt haben, damals und später, daß wir es

zugelassen haben, mindestens durch Duldung und Schweigen, daß diese Männer – und noch einige andere mehr ihrer Art und ihres Ranges – bei uns wieder und weiter zu Einfluß gelangten. Dabei ist einzuräumen, daß der Einfluß von Autoren wie Heinz S. und Kurt Z. in den Jahren und Jahrzehnten nach dem Kriege gewiß nicht in unmittelbaren Weitergeben und Weitervermitteln des vergangenen Ungeistes gelegen hat. Das war so wenig opportun, es war so wenig gefragt, daß jedermann sich hütete, die alten Lieder und Weisen noch einmal anzustimmen: wahrscheinlich hat es auch kaum jemand gewollt oder gewünscht. Es kann allerdings sein, daß sie auf andere, untergründiger Weise in jene Zeit und bis in unsere Gegenwart hineingewirkt haben: Weil sie nicht in der Lage waren zu einer völligen Ab- und Umkehr, weil sie nicht wirklich neu anfangen konnten nach 1945, täuschten sie das Neue sich selbst und anderen vor. Diese Unehrlichkeit aber, diese Verlogenheit hat Frucht getragen. Der Aufstand der Jugend seit dem Ende der 60er Jahre ist im Grunde nichts anderes als eine Revolte gegen die Unehrlichkeit der Väter. Die Autoren Heinz S. und Kurz Z. scheinen mir bedenkswerte Beispiele für ihre Generation zu sein.

EIN BRÜLLEN OHNE ENDE

Erstsendung unter dem Titel „Von der Vergangenheit der Väter" (ohne Nennung der Namen).
Westdeutscher Rundfunk 18.11.1973.

Umschreibung von Bruchstellen

Zitate und Notizen aus Israel
(1975)

Sprecher:

1. Erzähler
2. Zitate
3. Gegenstimmen
4. Frauenstimme

1.: Ein kleiner Fleck auf der Weltkarte, ein Punkt – und mehr als ein Punkt: Israel. Ein Fleck mit verlaufenen Umrissen, eingeprägt beinahe täglich durch die Landkarte hinter dem Nachrichtensprecher, eingebrannt mit Schrecken und Schlagzeilen: ein Brennpunkt.

2.: „Arabische Terroristen erhalten neue Waffen" – „Israelisches Artillerie-Feuer auf Terroristen-Stützpunkte".

1.: Doch unter uns, die helle Küstenlinie, offen, die langen Reihen von Häuserquadraten landeinwärts, ungeschützt, Tel Aviv im Nachmittagslicht, die Straßen voll von ameisenhaften Autos, und schließlich der Anflug zum Flughafen über dunkle Baumgruppen, geduckte Siedlungen hinweg, hinab auf die Rollbahn: Selbstverständlich scheint alles, friedlich, normal, wie gewohnt.

4.: „Wir hoffen, daß Ihnen der Flug gefallen hat".

1.: Der Flughafen groß, schon wieder erweitert, fast leer die Empfangshalle. Der Zöllner winkt lässig ab. Vor dem Flughafengebäude Busse, Taxen, Menschengedränge. Der Himmel bedeckt. Immer warten hier Menschen auf andere Menschen. Die Ankömmlinge werden, sie sind schon aufgesogen. Wer weiß das Woher und Wohin: Keiner weiß mehr als das, was alle wissen.

2.: „DAS WETTER. Voraussage: Trüb, Niederschläge, hohe Luftfeuchtigkeit."

1.: Ich kam zurück in ein Land, das mir nicht unvertraut war nach einem Aufenthalt von drei langen Jahren, kam zu Freunden zurück. Ich sah, ich hörte, nahm auf, registrierte, verglich, fand Bekanntes wieder, vertraut wie gestern, genau wie damals, fand anderes verändert oder fand es nicht mehr, erschrak manchmal, erschrak anders als früher. Ich sah Bruchstellen, Brüche, tastete Rissen nach. Einzelne Punkte, einzelne Bilder suchte ich festzuhalten in Momentaufnahmen, belichtet nach Augenmaß und Erfahrung, entwickelt dann matt oder hart oder körnig, je nachdem: Zeugnisse von Zufällen, die mich gerade diesen Ausschnitt, jene Struktur erkennen und die mich blind sein ließen für jeden anderen Blick. Natürlich: Jedes Bild weiß nur, berücksichtigt nur sich selbst. Einiges wird durch Tiefenschärfe hervorgehoben, anderes malerisch verwischt: Horizonte und nahe Gesichter, Fassaden, Scherben, Schmutz. Aber auch Schnappschüsse lassen etwas erkennen über den Augenblick hinaus. Sie sind festgelegt auf einen Ort-Punkt, hier: Israel, auf einen Zeit-Punkt, hier: Mitte Dezember 1974, und sie haben einen bestimmten Gesichtspunkt, hier: meinen Gesichtspunkt.
Bruchstellen, Brüche, Risse: Ich las wieder, in diesen Tagen Mitte Dezember, die Zeitung „Israel Nachrichten" –

2.: „Tageszeitung in deutscher Sprache" –

1.: ein kleines Blatt im Provinzformat, das vor anderthalb Jahren noch „Neueste Nachrichten" hieß, das seit damals seinen Stil aber nicht verändert hatte: ein seltsam staubiges, umständliches, manchmal verquältes Deutsch, dessen ausgetrocknete Quellen im Mitteleuropa der 20er und der 30er Jahre liegen und in Osteuropa zwischen Riga und Czernowitz.

2.: „Montag, 9. Dezember 1974
TEL AVIV IST NOCH ZU STARK ERLEUCHTET
Die Sparmaßnahmen der Tel-Aviver Stadtverwaltung, welche auf Grund der Anweisungen der Regierung verkündet worden waren, und zwar dahingehend, daß nach neun Uhr abends die Straßen, der größten Stadt Israels keine Leucht-

reklamen und keine erleuchteten Schaufenster mehr aufweisen sollen, sind bisher nicht eingehalten worden. Nach wie vor ist Tel Aviv auf seinen Hauptgeschäftsstraßen hell erleuchtet, so wie es vorher auch der Fall gewesen war. Die Stadtverwaltung hat nun mitgeteilt, daß sie Maßnahmen ergreifen will, um die Durchführung ihrer Anordnungen zu garantieren, da sich Israel keinen Luxus bei der Herstellung von elektrischem Strom erlauben darf." ...

1.: Das liest sich an diesem Abend wie ein Bericht aus einer anderen Welt: Gegen zehn Uhr ist die Dizengoff, tagsüber noch immer der bescheidene Prachtboulevard der Stadt, düster, trübe, beinahe leer. Was früher quirlig war, bunt und schäumend vor Leben, überschäumend manchmal bis in die Nachtstunden hinein, das ist ein träges Wasser geworden: nur noch hin und wieder kleine Gruppen von jungen Menschen, die sich aneinander halten wie Kinder im Dunkeln. Auch die letzten Imbißstände scheinen niemanden mehr anzulocken mit ihren gerade erst wieder neu geschriebenen Preistafeln, und an den finsteren Schaufensterscheiben entlang schieben sich einzelne Passanten, als hätten sie sich versehentlich verspätet. Unsicherheit liegt über der dunklen Dizengoff. Tel Aviv wirkt gar nicht mehr

2.: „hell erleuchtet, so wie es vorher auch der Fall gewesen war"

1.: Dem ältlichen, altväterlichen Sprachstil der „Israel Nachrichten" entspricht eine grundsätzlich konservative Haltung des Blattes, das gegenüber den unruhigen Auf- und Ausbrüchen einer unsicheren Gegenwart die scheinbar bleibenden Werte betont, das den israelischen Nationalismus und den Zionismus ebensowenig bezweifelt wie Ruhe und Ordnung als erste, unentbehrliche Grundlagen der Gesellschaft. Wer und was dem entgegensteht, der und das wird als schlecht, ja, als böse erkannt, bezeichnet und verurteilt. So läßt sich Politik auf schlichtes Schwarz-Weiß reduzieren:

2.: „Montag, 9. Dezember 1974
DIE HERREN DER WELT
– Die Araber können heute, durch Aktionen, die man nur als unmoralisch, als unverschämt und mörderisch in höchstem

Maße bezeichnen kann, die freie Welt einschüchtern, und das gelingt ihnen auch in den meisten Fällen. Sie bringen auf diese Weise die Menschen in den freien Ländern zur vollständigen Kapitulation. – Wir dürfen ganz ruhig jetzt darauf hinweisen, daß es der Staat Israel ist, der als Vorhut für die freien Nationen der Welt den Kampf gegen diese Verbrecher führt, damit die freie Welt frei bleibt. Denn zu dieser Zeit, in diesem Augenblick sind wir ja wirklich das einzige Land, das einen verzweifelten Kampf gegen die Verbrecher führt, die versuchen, die Welt der Kultur und der Zivilisation in einen Abgrund von Finsternis und Unterdrückung zu schleudern!"

1.: Ein solcher Leitartikel wittert Emotionen nach. Die anderen, die Araber, sind nichts anderes als Verbrecher, sind

2.: „unverschämt und mörderisch in höchstem Maße",

1.: was immer das eigentlich bedeutet, während der Staat Israel als Verkörperung des Guten erscheint, allein in seinem verzweifelten Kampf gegen das Böse,

2.: „damit die freie Welt frei bleibt".

1.: Aber wer denn – heftige Abwehr von Freunden in Tel Aviv! – wer nimmt diese Zeitung denn ernst?!

3.: „Aber das ist doch – das sind doch – das ist doch nicht!"

1.: Tatsächlich sind die „Israel Nachrichten" das Blatt einer Randgruppe, älterer Einwanderer vor allem aus Mittel- und Osteuropa, die die Landessprache Ivrit nicht mehr ausreichend lesen und verstehen lernten. Eine liberale, kritische, selbstkritische Zeitung wie „Haaretz" etwa ist – und nicht nur der Auflage nach – ganz unvergleichlich bedeutsamer für das Bewußtsein und für Bewußtseinsänderungen in Israel. Allerdings ist auch, nicht zu übersehen und nicht zu überhören: Die konservativen, gelegentlich reaktionären Anschauungen zur Politik und zur Gesellschaft, die mit vollem Ton in den „Israel Nachrichten" vertreten werden, sind im Lande recht weit verbreitet, und keineswegs nur unter Israelis, die Deutsch verstehen. Das ist ein sehr emotional

gefärbter geistiger Untergrund, der gelegentlich starken Einfluß auf – oder gegen – sachliche Entscheidungen von Regierung und Parlament ausüben kann, und wenn meine Freunde entschieden gegen den Leitartikel

2.: „DIE HERREN DER WELT"

1.: protestieren: das sei doch ganz einfach engstirnig, dumm und falsch, indiskutabel – im nächsten Satz oder im übernächsten räumen sie zögernd ein, auch das Gegenteil stimme natürlich nicht:

3.: „Jedenfalls kann man das so nicht sagen, wenn man bedenkt –."

1.: Das ist es wohl: Nichts stimmt mehr, nichts ganz. Es gibt keine Sicherheit in diesem Lande und für dieses Land, wenn es sie je gegeben haben sollte. Bruchstellen zeichnen sich ab.

2.: „Dienstag, 10. Dezember 1974
„HOHE MORAL TROTZ KRITISCHER SITUATION
Entsprechend einer Umfrage des Instituts für angewandte Meinungsforschung ist sich die israelische Öffentlichkeit der kritischen politischen und wirtschaftlichen Situation durchaus bewußt.
89 Prozent der Befragten bezeichneten die gegenwärtige Situation als 'nicht gerade gut' oder als 'durchaus nicht gut'. Dennoch waren 85 Prozent der Befragten davon überzeugt, daß die israelische Bevölkerung diese Situation meistern kann, 30 Prozent bezeichneten sogar die derzeitige Moral als höher denn je. Eine übergroße Mehrheit von 89 Prozent der Befragten erklärten ausdrücklich, daß sie auch unter den gegebenen Umständen in Israel bleiben wollen."

1.: Tatsache ist: Sie haben keine Wahl, fast alle. Sie sind Israelis im Staate Israel, fast drei Millionen Menschen jüdischer Nationalität, eingewandert in dieses Land oder – zur Hälfte ungefähr – schon hier geboren und aufgewachsen, und ob sie an die biblische Verheißung glauben, daß ihnen, den Juden, dieses Land gehören soll, oder nicht: Sie wissen keine andere Möglichkeit für sich, ihr Leben zu leben. Allerdings: Sie sind sich nicht mehr so einig wie früher. 89 Prozent wol-

len ausdrücklich auch unter den gegenwärtigen Umständen in Israel bleiben: nur 89 Prozent noch. Für jeden zehnten Israeli scheint der Gedanke nicht mehr ausgeschlossen zu sein, daß er auch anderswo leben – und dort vielleicht besser leben – könnte, daß er vielleicht sogar anderswo lieber leben möchte. Resignierend und traurig sagt Frau E. in Tel Aviv:

4.: „Aber wir sind zu alt jetzt. Wir haben das damals nicht gesehen, vor zwanzig Jahren, als die Kinder noch klein waren, als wir vielleicht noch hätten auswandern können – wir konnten damals einfach nicht sehen, daß die Lage so ist, wie sie ist, wie wir sie heute sehen."

2.: „Wenig optimistisch beurteilten die Befragten die Friedensaussichten im Nahen Osten. 83 Prozent waren davon überzeugt, daß schon in nächster Zeit ein neuer Krieg ausbrechen wird; etwa die Hälfte dieser Befragten glaubte, daß dies sogar schon während der nächsten Wochen oder Monate der Fall sein wird, während die anderen einen neuen Krieg innerhalb eines oder zweier Jahre erwarten. – Dennoch sehen auch heute 75 Prozent der Befragten keinen Anlaß, die Situation als völlig ausweglos zu betrachten."

1.: Auch die E.'s in Tel Aviv sprechen es nicht aus, obwohl man es in ihren Augen lesen kann: Wenig Hoffnung auf wirklichen Frieden, vielleicht gar keine Hoffnung mehr. Sie freuen sich, daß ihre Kinder im Ausland leben, draußen, und sie sind nicht die einzigen, heute, die ihren Kindern etwas anderes wünschen als ein Leben in diesem Lande Israel, das einmal ihre Rettung, ihre Zukunft gewesen ist. Auch die Statistik – veröffentlicht in den „Neuesten Nachrichten" – bestätigt unübersehbar: 1974 wanderten 18.000 Israelis aus, 10.000 mehr als im Durchschnitt der letzten Jahre. Die Einwanderung dagegen nahm ab: 31.500 Juden kamen 1974 als Einwanderer nach Israel, etwa 23.000 weniger als im Jahr davor. Brüche und Risse: Es ist schwieriger geworden, Israeli zu sein, und nicht nur für die Älteren und die Alten.

2.: „Mittwoch, 11. Dezember 1974
ALLE SCHREIEN NACH ENTWICKLUNG

– Klagen kommen aus dem Galil. Politiker und Wirtschaftler zugleich verweisen darauf, daß alle Hoffnungen auf eine schnelle Besiedlung des Galil nicht verwirklicht werden konnten. Es gibt wohl einige große Orte im Norden des Landes, aber das West- und Mittelgalil sind weiterhin überwiegend arabisch geblieben. – Aus all diesen Klagen ergibt sich, daß eben 'die Decke zu kurz ist' und daß weder genügend Mittel noch genügend Menschen zur Verfügung stehen, um für Entwicklung aller Bezirke zu sorgen."

1.: Die Bevölkerung Galiläas wuchs in den letzten Jahren auf über 400.000. Planmäßig wurde in diesem alten arabischen Siedlungsgebiet von und für Juden gebaut und gesiedelt. Trotzdem sank der Anteil der jüdischen Bevölkerung auf 55 Prozent. Die Zahlen wirken bedrohlich auf Israelis, die mit dem Trauma jahrhundertelangen Minderheitendaseins leben. Es ist nicht gelungen, hier eine sichere jüdische Mehrheit anzusiedeln, und die Entwicklung ist weiter rückläufig: Der Anteil der Araber nimmt durch den hohen Geburtenüberschuß ständig zu. Zwar gibt es in Israel amtlich gar keinen Zweifel an der Gleichheit aller Staatsbürger, ohne Ansehen der Rasse, Religion oder Sprache. Ebenso zweifellos aber stehen die Araber Israels in einem dauernden Konflikt zwischen ihrer staatsbürgerlichen Loyalität zu Israel und ihrer Volkszugehörigkeit, und die amtlich erwünschte Koexistenz zwischen den Volksgruppen beruht auf der Voraussetzung, daß Israel ein Staat der Juden, ein jüdischer Staat mit arabischer Minderheit ist – durchaus kein neutraler Staat mit gleichwertigen Volksgruppen, schon gar nicht denkbar als ein Staat mit arabischer Mehrheit. Insofern gibt es gar keine Diskussion, abgesehen von ganz kleinen politischen Randgruppen, und es gibt deshalb auch kaum einen Dialog zwischen beiden Seiten. Mißtrauen herrscht, Vorurteile haben sich tief eingegraben, bestimmen das gegenseitige Handeln und Reden. Zwar gab es und gibt es im israelischen Parlament jeweils einige arabische Abgeordnete, sechs nach den letzten Wahlen; sechs von 120, und zwei von diesen sechs wurden zu Staatssekretären ernannt. Auf den Universitäten finden sich einige hundert Studenten arabischer Volkszuge-

hörigkeit, die hier grundsätzlich gleichberechtigt studieren – allerdings nicht in ihrer eigenen Sprache, sondern auf Hebräisch. Aber die Kluft zwischen Juden und Arabern ist unübersehbar, offenbar auch vorerst unüberbrückbar, und das um so mehr, als die arabischen Gegner ringsum ganz wesentlich an Macht und an Selbstbewußtsein gewonnen haben. Zwar kann man in den „Israel Nachrichten" vom 13. Dezember lesen:

2.: „Im übrigen jedoch ist ja wohl klar, daß nirgendwo in der-arabischen Welt Araber so frei leben wie unter israelischer Verwaltung."

1.: Aber mit dieser Freiheit unter jüdischer Aufsicht sind die Araber in Israel durchaus nicht glücklich, und zunehmend zeigt sich eine gegenseitige Verteufelung von Juden und Arabern. Da sucht man jeweils in der Vergangenheit des anderen nach Unrecht, Untat, Haß und Hetze. Der eine will dem anderen keine Chance geben, kein Vertrauen, und auch eine Zeitung wie die „Israel Nachrichten" schürt immer wieder das gegenseitige Mißtrauen. Da werden am 11. Dezember 1974 die „panarabischen Machthaber"

2.: „Todfeinde Israels"

1.: genannt. Der ägyptische Außenminister

2.: „bellt"

1.: Anklagen gegen Israel vor,

2.: „heiser vor Haß".

1.: Im Leitartikel vom 13. Dezember heißt es, der – entweder arabische oder in arabischem Auftrag handelnde – Attentäter, der in einem Tel Aviver Kino Handgranaten warf, habe „nur ein Ziel" gekannt:

2.: „Mordlust",

1.: und eine Woche später schreiben die „Israel Nachrichten" zu dem gleichen Fall:

2.: „Daß sich in den Lagern fanatischer Mörder im Libanon, über denen die Fahne 'Palästinas' weht, blutdürstige Men-

schen aus aller Welt sammeln, um ihrer Wollust zu fröhnen, daß es sich hier um Irrsinnige handelt"

1.: dies deutlich zu machen, sei „heiligste Pflicht" der israelischen Propaganda.

2.: „Beweis dafür, wie wenig es sich doch in Wirklichkeit um eine nationale Freiheitsbewegung handelt, sprechen wir von den 'palästinensischen' Terrorgruppen, ist schon allein der Tatbestand, daß sie engstens mit allen Verbrecherorganisationen der Welt zusammenarbeitet."

1.: Diese „haßerfüllten Verbrecher" stellten nichts anderes dar

2.: „als die direkten Nachfolger des hitlerdeutschen Nazismus" – "Abschaum der Menschheit".

1.: Der Ton, die Worte, die Betonungen sind hemmungslos aggressiv: eine böse Sprache, die an böse deutsche Vergangenheit erinnert. Daß der Schreiber dieses Aufsatzes selbst ein Jude ist, den das nationalsozialistische Deutschland verfolgte und vertrieb, darf die nüchterne Beurteilung dieser Sprache ebensowenig einschränken wie die Tatsache, daß Narben und Wunden aus den jahrzehntelangen Kämpfen zwischen Arabern und Juden die gegenseitige Empfindlichkeit aufs äußerste gereizt und gesteigert haben. Was sich hier in einem Schwall von Schmähungen und Beschimpfungen darstellt, das ist ein beinahe besinnungslosen Chauvinismus. Immer wieder wird, manchmal wahllos, manchmal schon sinnlos, der Emotionen aufhetzende Superlativ gebraucht. Da ist die Rede von

2.: „Kriminellen <u>übelster</u> Sorte",

1.: vom

2.: „Mord an <u>unschuldigsten</u> Menschen",

1.: von Verbrecherbanden und nicht normalen Abenteurern mit schwer kriminellem Einschlag, die alle

2.: „einander in <u>tiefster</u> Freundschaft verbunden"

1.: sind, von fanatischen Irren,

2.: „die allen Nationen, allen Menschen auf dieser Erde gefährlich werden müssen".

1.: Es soll noch einmal gesagt werden: Die „Israel Nachrichten" sind keineswegs die Stimme Israels, sondern nur eine Stimme unter vielen anderen. Andererseits finden hier Meinungen und Stimmungen ihren Ausdruck, die nicht auf Randgruppen beschränkt sind, und das in einer unreflektierten, sprachlich unzulänglichen Artikulation, die Verständigung ausschließt. Dabei gibt es in Israel überall im Lande und in allen Schichten Menschen, die sich seit langen Jahren um Verständigung und um Ausgleich mit den Arabern bemühen, Ausgleich im Lande selbst wie über die ungesicherten Grenzen zu den arabischen Nachbarn hin. Das Ergebnis aller dieser Bemühungen ist aber – zurückhaltend formuliert – unbefriedigend, und immer tiefer, immer grundsätzlicher sind die Zweifel geworden, ob überhaupt ein binationaler Staat von Juden und Arabern möglich sein könnte. Professor Ernst Simon in Jerusalem, Pädagoge und Humanist, einer der Führer der Friedensbewegung, der selbst lange an den friedlichen Ausgleich in einem binationalen Staat geglaubt und dafür gewirkt hat, meint resigniert:

3.: „Das Binationale geht nicht"

1.: und er fügt hinzu:

3.: „Ich glaube, eine Konföderation ist überhaupt unsere einzige Hoffnung".

1.: Er erinnert sich an sein letztes politisches Gespräch mit Martin Buber, der damals bekannt habe, daß für ihn das Binationale eigentlich immer nur eine Vorstufe zur Konföderation gewesen sei. Allerdings, eine solche Konföderation zwischen einem jüdischen und einem arabischen Staat in Palästina setze sehr radikale Entscheidungen voraus, meint Ernst Simon, die für Israel schwere Opfer bedeuten würden. Er sagt:

3.: „Ob man sich einigen kann, weiß ich nicht",

1.: und auf den Einwand, man werde sich einigen müssen, setzt er hinzu:

3.: „*Wir* müssen. Ich weiß nicht, ob die Araber müssen".

1.: Im Grunde gebe es, sagt er mit leiser Stimme, für die Lage nur ein Wort aus dem Neuen Testament:

3.: „Hoping against hope" –

1.: Hoffnung gegen die Hoffnung. Doch er spricht nicht von Hoffnungslosigkeit.

3.: „Hoping against hope".

1.: Wenige Tage später saß ich einer Studentin gegenüber, eingewandert aus der Schweiz, einer jungen Frau mit klarem, klugem Gesicht, die während unseres Gesprächs – bei scheinbar ungetrübtem Bewußtsein – in plötzlicher Aufwallung sagte, und offenbar sprach sie die Sätze nicht zum erstenmal aus, dachte sie diese Gedanken nicht zum erstenmal:

4.: „Was wollen die Araber denn?! Haben Sie das gelesen: Sie protestieren in unserem Lande, sie solidarisieren sich mit der PLO in unserem Lande! Als ob man sie nicht genau so gut alle umbringen könnte!"

1.: Auf meine Frage, ob sie „umbringen" gesagt habe, errötete sie: So habe sie das natürlich nicht gemeint. Aber im letzten Krieg hätten wieder so viele junge Israelis ihr Leben lassen müssen, auch von ihren Freunden, und immer wieder die Terroranschläge, Frauen und Kinder und Waisen und Schwerverletzte, und schließlich – natürlich wolle sie niemanden umbringen, aber man könne, man müsse doch einmal fragen – .

2.: „Freitag, 13. Dezember 1974
KLEINER SPIEGEL
Die Hotels werden wahrscheinlich ab 1. März 1975 vom Touristik-Ministerium besondere Exportsubsidien erhalten. Dafür müssen sie sich verpflichten, die Preise für das Jahr 1975 nicht zu erhöhen."

1.: Mein Hotel führt drei Sterne im amtlichen Verzeichnis: Mittelklasse, gehobene Mittelklasse. Es liegt nahe dem Meer, nahe der Küstenstraße Hayarkon, wo in den letzten Janren mächtige Hoteltürme emporgewachsen, emporgewuchert

sind, teils schon fertiggestellt mit Raster-Fassaden aus auf- und übereinandergereihten Balkons, gleichmäßig in die Sonne gewinkelt, teils halbfertige Rohbauten des gleichen Stils, von gleicher Höhe, daneben roher Beton, Stahl, Gerüste, Baubuden, surreal verwirrte Kabelstränge. Die steilen Wabenkästen sind unmittelbar an das Meer gestellt worden, unübersehbare Ausrufezeichen einer Spekulation auf Touristenströme und Subsidien, an deren Erfolg kaum jemand noch glaubt. Auf der anderen Straßenseite die alten Häuser, drei- und vierstöckig, denen Sonne und Meerwind in wenigen Jahrzehnten die Fassaden zerfressen haben. In meinem Drei-Sterne-Hotel, das zehn Jahre alt sein mag, fällt im Bad der Handtuchhalter von der Wand: durchgerostete Schrauben. In den gestrichenen Zimmerwänden Risse, breite Schmutzspuren an den Schranktüren, die Fensterläden klappern im Wind und sind nicht mehr festzustellen. Erst gegen Morgen beginnt die Heizung ein bißchen zu wärmen, und das andere Zimmer – das Hotel ist nicht besetzt, der beschwerdeführende Gast kann leicht umziehen – überrascht mit einem reichlichen Angebot von kühler Meeresluft: Irgendwann ist die Klimaanlage ausgewechselt worden, ohne daß die fingerbreiten Ritzen verputzt worden wären, der Regenwind bläst herein. Die Wabentürme von gegenüber drohen mit ihrem internationalen Standard: Das alte Hotel wird seine drei Sterne wohl nicht mehr lange behalten, zumal auch an den Schlüsselbrettern der modernen Konkurrenten abzulesen ist, daß der Touristenstrom spärlicher fließt als früher.

2.: „Dienstag, 17. Dezember 1974
SCHLIESSUNG VON HOTELS – FOLGE DER SCHLECHTEN TOURISTIKSAISON
Trotz optimistischer Erklärungen des Touristik-Ministers und trotz vorübergehender Erholung zu Weihnachten sehen viele Hoteleigentümer die nächste Zukunft ziemlich pessimistisch an. – Da sehr viele Absagen aus dem Ausland gekommen sind, wird die Besetzungsrate niedrig sein, und die Eigentümer bangen um die Zukunft der Branche. – Ausländische Besucher, die sich in den letzten Tagen um Hotel-

plätze bemühten, konnten ohne besondere Schwierigkeiten unterkommen. Die Hotels gaben sogar Rabatte, um nur die Gelegenheit auszunutzen und um ihre Häuser möglichst zu füllen"

1.: Die alten Berechnungen, die optimistischen Statistiken aus den vergangenen Jahren mit steil aufwärts weisenden Erfolgskurven stimmen nicht mehr. Die touristischen Planzahlen wurden 1974 nicht erreicht: Brüche, Einbrüche auch hier. Die Devisen-Schwarzhändler von der Lilienblum-Straße schwärmen jetzt weit aus, bis über die Ben Yehuda hinaus, um den Touristen ihre Angebote zuzuflüstern: 2,50 – 2,55! Die Teppichhändler und Antiquitätenläden setzen die Preise nur zögernd herauf, heftiger klagend denn je.

2.: „Freitag, 13. Dezember 1974
HINTER DEN KULISSEN
Ausländische Besucher sind darüber erstaunt, wie wenig Erfolg die verschiedenen 'Protestbewegungen' erzielen konnten, die nach dem Jom-Kippur-Krieg entstanden. Verschiedene der damals gegründeten Vereinigungen habe ihr Leben schon ausgehaucht. Die von Professor Amnon Rubinstein geführte Bewegung 'Schinui' (‚Veränderung') erzielte keine wirklichen Fortschritte, und selbst um die Bürgerrechtsbewegung ist es seit dem Ausscheiden von Schulamit Aloni aus der Regierung sehr still geworden."

1.: Was hier im Ton einer gewissen Genugtuung gemeldet wird, trifft tatsächlich zu; Die verschiedenen Ansätze zu grundsätzlichen Protesten gegen das politische Establishment von Regierung und Parteien, eine ganze Anzahl von Gruppen außerhalb der alten Parteienstruktur, die unmittelbar nach dem Oktober-Krieg spontan ihre Stimmen erhoben – geführt zum Teil und unterstützt von heimgekehrten Reservisten –, sie sind zerstreut, zersplittert, beinahe bedeutungslos geworden.
Bruchstellen: Im Frühjahr 1974 noch, als ich mit israelischen Freunden über die Lage Israels sprach, schien es so etwas wie Hoffnung auf einen neuen Anfang zu geben. Alles schien noch möglich, vor allem eine grundlegende Sinnes-

wandlung gegenüber dem, was vorher – vor dem Jom-Kippur-Krieg – in Israel gewesen war. Jetzt, keine zehn Monate später, Mitte Dezember 1974 traf ich fast überall tiefe Resignation. Zwar sind die Illusionen der letzten Vorkriegs-Zeit von der großen Mehrheit der Israeli wirklich und offenbar endgültig begraben worden, und das ist zweifellos ein positiver Aspekt: An die Sicherheit aus eigener Stärke, eigener Macht, an die Unbesiegbarkeit der israelischen Armee und die Unfehlbarkeit des israelischen Nachrichtendienstes, auch an die immerwährende Uneinigkeit der Araber, an ihre Angst und ihre Schwäche glaubt kaum noch jemand, und auch die ehemals weit verbreitete Vorstellung, Israel habe „den" Krieg gewonnen und brauche nur in Ruhe und Gelassenheit zu warten, bis die Besiegten endlich um Frieden bitten würden, ist mit anderen Illusionen fortgewischt worden. Von der Bereitschaft zu einem radikalen Neubeginn im Innern wie nach außen, zur Offenheit für neue Gedanken und Entwicklungen scheint aber wenig geblieben zu sein. Statt dessen hat sich lähmende Ratlosigkeit, ja, Hoffnungslosigkeit ausgebreitet. Das große Wort Herzls

3.: „Wenn ihr nur wollt, ist es kein Traum" –

1.: und die Erfüllung dieses Wortes im Aufbau Israels durch eigenen Willen, eigene Leistungen, scheint für viele Israeli vergessen. Das starke Selbstvertrauen, die manchmal übersteigerte Selbstsicherheit, die noch vor wenigen Jahren als ein kollektives Kennzeichen der Israelis gerühmt und gelegentlich auch getadelt wurden, sie scheinen verdrängt zu sein von einer allgemeinen Unsicherheit, vor der sich einige schrille chauvinistische Rufer zum Streit beinahe gespenstisch ausnehmen.

2.: „Montag, 16. Dezember 1974
RABIN: FAHMIS ERKLÄRUNGEN STELLEN ÄGYPTENS VERHANDLUNGSBEREITSCHAFT IN FRAGE"
„Dienstag, 17. Dezember 1974
SADAT: EINE BOMBE BEDROHT DEN NAHEN OSTEN"

1.: Ich sprach mit einem Redakteur, der mit den vielfältigen

Erfahrungen von vier Jahrzehnten in diesem Land und auf der Grundlage einer breiten und tiefen historischen Bildung die Ereignisse und Entwicklungen in Israel und um Israel herum mit einer gewissen Gelassenheit verfolgt. Lächelnd zitierte er ein geläufiges Wort, das sich anhört, als sei es von Peter Handke:

3.: „Es ist noch niemals so gewesen, daß es nicht irgendwie geworden wäre."

1.: Nach seiner Meinung zur Lage befragt, legte er aber ganz nüchtern, ganz sachlich dar, daß es nach dem, was man wissen und berechnen könne, nach Fakten und Zahlen und Stimmungen und Erfahrungen mit den Menschen auf beiden Seiten der Waffenstillstandslinien keine – er sagte das ganz klar, ohne einen Versuch zu beschönigen: keine Hoffnung für Israel gebe. Die Regierung halte jetzt hin und bereite das Land auf den nächsten Krieg vor, von dem sie wisse, daß er zwar wieder militärische Erfolge, nicht aber einen „Sieg" bringen könne: am Ende werde nach allen Opfern doch nicht mehr herauskommen können als ein eingeschränktes Leben in den gegenwärtigen Grenzen. Deshalb werde die Regierung das Äußerste versuchen, den als sinnlos erkannten Krieg zu vermeiden, in der vagen Erwartung, daß in der Zwischenzeit vielleicht doch unvorhersehbare Ereignisse die Lage Israels verbessern könnten. Hoffen aber – wenn überhaupt – könne man gegenwärtig nur auf eine Lösung, die von den Großmächten gemeinsam den Gegnern im Nahen Osten aufgezwungen würde.
Fast mit den gleichen Worten sagte es Freund B. in Jerusalem, ein hoher Regierungsbeamter: Die einzige Hoffnung sei, daß sich Amerikaner und Russen einigten und einen Frieden diktierten – ein oktroyierter Friede sei ihm jedenfalls wesentlich lieber als noch ein freier Krieg in Ehren. Er sagt, und er sagt das nicht zum erstenmal:

3.: „Unser Unglück war dieser glänzende Sieg 1967".

1.: Im übrigen sei erst an einen neuen politischen Anfang zu denken, wenn die gegenwärtige Regierung abgetreten sei: Männer, die irgendwie alle eine Geschichte des politischen

Versagens hinter sich hätten und deshalb nicht unbefangen genug entscheiden könnten.

2.: „Montag, 16. Dezember 1974
ARIK SCHARON VERLÄSST DIE KNESSET – erhält Reserve-Planstelle in der Armee
Der Likud-Abgeordnete Ariel Scharon teilte gestern den obersten Gremien seines Parteienblockes, bei einer internen Sitzung in der Mezudat Seew in Tel Aviv, mit, daß er seinen Sitz im Parlament zur Verfügung stelle. General Scharon sagte, der Staat Israel befinde sich in diesem Augenblick in einer außerordentlich gefährlichen Situation und man müsse mit dem Wiederausbruch der Feindseligkeiten rechnen. Er fügte hinzu, daß diese Situation unzweifelhaft das Ergebnis der völlig falschen Politik der augenblicklichen Regierung sei. In einer solchen Lage muß jeder Israeli seine besten Kräfte für die Verteidigung zur Verfügung stellen und er glaube daher, es sei seine Pflicht, die ihm angebotenen Funktionen im Reservedienst zu übernehmen, damit er im Ernstfall auf dem geeignetsten Posten zur Verfügung stehe."

1.: Der General, der im letzten Krieg den Übergang über den Suezkanal erzwang und mit seinen Truppen die 3. ägyptische Armee einschloß – der strahlende Kriegsheld „König David Scharon", wie auf Panzern seiner Division geschrieben stand – war seit den letzten Parlamentswahlen Abgeordneter des nationalistischen Likud-Blocks, eine farbige Symbol-Figur für Israels Siege, für Israels scheinbare Unbesiegbarkeit. Ich lernte ihn kennen damals, als er noch Oberbefehlshaber der Südfront war und kompromißlos die Verteidigungslinie am Suezkanal als die strategisch einzig vernünftige, die einzig mögliche bezeichnete. Politische Gegenargumente wischte er fort: ein kräftiger, entschiedener, lebensvoller, ein manchmal unbedenklicher und rücksichtsloser Mann, der als Soldat ebenso gefährlich erfolgreich war wie als Politiker. Als Soldat erzwang er seine Erfolge zum Teil gegen die ausdrücklichen Befehle seiner Vorgesetzten, als Politiker versuchte er sich als Rammbock und Einzelgänger – ein Mann, der offensichtlich vor allem an Macht

glaubt und an Druck und Gegendruck, dem aber das geduldige politische Verhandeln, das mühsame Taktieren und das Eingehen von Kompromissen im Grunde seines Wesens fremd sind. Der Redakteur in Tel Aviv meinte, und es war ihm anzusehen, daß ihn die Möglichkeit bedrückte:

3.: „Es könnte sein, daß dieser General Scharon für Israel einmal zum Mann der Stunde wird."

1.: In den „Israel Nachrichten" vom 20. Dezember 1974 das strahlende Foto, das strahlende Porträt des Helden:

2.: „Da stand er groß, breit und zuversichtlich lächelnd vor seinen Parteigenossen". „Unter allen ins Zivilleben verabschiedeten, glorreichen Generälen der israelischen Armee ist der sechsundvierzigjährige Arik Scharon der urwüchsigste, naturverbundenste, erdhafteste. Er wirkt viel echter, ursprünglicher als Mosche Dayan." „Trotz seiner weißen Haare und seines Schmerbauchs wirkt Scharon noch immer jugendlich und wie ein Stück Naturkraft."

1.: Besonders wird hervorgehoben und gelobt:

2.: „Der Zweifel des Intellektuellen und das Zögern des Diplomaten sind ihm unbekannt. Er fühlt sich bewußt als der Repräsentant der neuen Sabra-Generation, jedenfalls als der Sohn des Landes, der am besten weiß, was getan werden muß, um das Überleben dieses kleinen Völkchens in der 'schwersten Periode seit der Staatsgründung' zu sichern."

1.: Auch diese Töne sind dem Deutschen, der die letzten Jahrzehnte der Geschichte bewußt erlebt und erfahren hat, nicht fremd:

2.: „Für Scharon ist alles faul im Staate Israel, aber die Armee, davon ist er felsenfest überzeugt, ist immer noch ein wunderbares Instrument, mit dem man die Welt in Erstaunen versetzen kann, eine einmalige Gemeinschaft von Männern, aus der man, – sofern man es versteht, ihr das Bewußtsein der Kraft, die diesem Boden und dieser Landschaft eigen ist, zu vermitteln, – das Unmögliche herausholen kann."

1.: Nationalisten haben anscheinend zu allen Zeiten, in jedem

Lande die gleichen Wörter, die gleichen Phrasen – und immerhin haben fast 30 Prozent der israelischen Wähler den nationalistischen Likud-Block gewählt. Vielleicht war es kein Zufall, daß wenige Tage zuvor Ernst Simon in einem Interview mit der Zeitung „Haaretz" gewarnt hatte vor dem

3.: „Gift, das Chauvinismus heißt" –

1.: ein Gespräch mit leiser, eindringlicher Stimme:

3.: „Es mag sich kompliziert anhören, doch meine Schwäche ist, daß ich ein Intellektueller bin und deshalb nicht 'sicher' sagen kann, wenn ich 'vielleicht' meine."

2.: „Freitag, 20. Dezember 1974
WIRTSCHAFTSRUNDSCHAU
DIE SCHWERSTE AUFGABE STEHT RABINOWITZ NOCH BEVOR
– In unserem Lande beschäftigen sich seit vielen Jahren die Regierung, das Institut für Arbeitsproduktivität und die Histadrut mit der Aufgabe der Steigerung der Leistung. Das Ergebnis ist, daß die Produktionsleistung in unserer Wirtschaft heute von der entwickelter Länder weiter entfernt ist denn je. Über das Thema Leistungssteigerung wurde sehr viel gesprochen und noch mehr geschrieben, aber die meisten Bemühungen sind an dem Widerstande von Arbeitern und Gewerkschaftsgruppen gescheitert. – Heute besteht kein Zweifel daran, daß zwecks Steigerung der Leistung eine völlige Änderung in der Arbeitsmoral erforderlich ist. Voraussetzung dafür ist einmal eine Reform der Steuergesetzgebung. Die heutigen Steuersätze, die zum Teil mit 87 Prozent Einkommensteuer enden und zugleich Hintertüren offen lassen, müssen unbedingt geändert werden. Sie führen zu einem Massen-Steuerbetrug, und die Milliarden von schwarzem Geld, die heute in unserer Wirtschaft umlaufen, sind das Ergebnis der verfehlten steuerlichen Maßnahmen."

1.: Die wirtschaftliche Lage Israels scheint, bei immer noch steigenden Milliardenaufwendungen für die Verteidigung, die schon vor dem letzten Krieg mehr als ein Viertel des Bruttosozialprodukts erforderten, trostlos im einzelnen

und für den einzelnen, heillos im ganzen. Als eine positive Entwicklung verzeichnen die „Israel Nachrichten", daß die Zinssätze bereits auf 29 % heruntergegangen seien!
Tauscht der Reisende auf der Bank 100 DM gegen 240 israelische Pfunde ein – oder 255 Pfunde in den kleinen Wechselstuben der Jerusalemer Altstadt –, dann kann er dafür ungefähr so viel oder so wenig kaufen wie zu Hause, etwas billiger dies, etwas teurer das. Anders steht es für den Israeli, der sein Gehalt im Lande verdient und versteuert. Ein Universitätsprofessor erhält am Ende ausgezahlt eine Summe, die bei 2.000 israelischen Pfunden liegt, und das sind nach dem Wechselkurs etwa 800 DM. Auf 300 israelische Pfunde wurde nach langen Verhandlungen die Teuerungszulage für die Ärmsten festgesetzt, um einen geringen Ausgleich für die Erhöhung der Lebenshaltungskosten nach der Abwertung – 26 % Steigerung für Minderbemittelte, 21 Prozent für „gutsituierte Familien" – zu gewähren. Allerdings werden davon auch nur 200 Pfunde ausgezahlt, ungefähr 80 DM monatlich, während der Rest in indexgebundenen Wertpapieren festgelegt bleibt. Demgegenüber wurden die Preise für Nahrungsmittel nach dem Fortfall zahlreicher Subventionen um etwa 40 Prozent heraufgesetzt. Es gab daher nach der Abwertung im November Streiks, Unruhen, Ausschreitungen, die erst nachließen, als es zur Teilmobilisierung der Streitkräfte gegen Syrien kam: Das Bewußtsein der Gefahr von außen erstickt die Unzufriedenheit mit dem Alltag zuhause. Übrigens fand ich Menschen in Israel, die der Regierung unterstellten, sie habe Spannungen und Unsicherheiten an den Fronten absichtlich hochgespielt, um die Unruhe im Innern abfangen zu können.

2.: „Freitag, 20. Dezember 1974
ARABISCHE STUDENTEN IN HAIFA MIT DER PLO SOLIDARISCH
Lärmende Zwischenrufe bei einem Vortrag Jadlins.
Spannung herrscht an der Haifaer Universität, nachdem 300 arabische Studenten auf einer Versammlung ihrer Solidarität mit der PLO offiziell Ausdruck verliehen haben. Der Knessetabgeordnete Amnon Lin (Likud) will die Angele-

genheit an die Knesset verweisen und schlug vor, daß diese Studenten von der Universität ausgewiesen werden.
Erziehungsminister Jadlin trat gestern vor den Studenten der Haifaer Universität auf. Als er die Staatstreue der israelischen Araber in seinen Ausführungen erwähnte, kam es zu lärmenden Zwischenrufen der anwesenden arabischen Studenten, die sich danach von ihren Sitzen erhoben und den Saal verließen.
Aharon Jadlin erklärte daraufhin unter anderem, der Umstand, daß sich israelische arabische Studenten mit der Palästinensischen Befreiungsfront identifizierten, sei eine Haltung, die nicht hingenommen werden dürfe. Man sollte nicht vergessen, daß die PLO die physische Vernichtung Israels zum Ziel hat. Die Terroristen wollen Juden nur aus dem Grunde ermorden, weil sie Juden sind."

1.: Das Ivrit kennt nicht den Konjunktiv der europäischen Sprachen. Vielleicht ist hier – wie gewiß nicht selten – ungenau übersetzt worden, vielleicht vergaß der Schreiber auch nur den deutschen Konjunktiv. Jedenfalls steht da nun, als sei das eine zweifelsfreie Tatsache und nicht die – möglicherweise rasch und in der Erregung formulierte – Meinung eines Ministers:

2.: „ – daß die PLO die physische Vernichtung Israels zum Ziel *hat*".

1.: Und auch die nächste Äußerung des Ministers wird schlicht im Indikativ wiedergegeben:

2.: „Die Terroristen wollen Juden nur aus dem Grunde ermorden, weil sie Juden sind."

1.: Das steht da geschrieben mit dem Anspruch auf Wahrheit und Wirklichkeit: Kann es verwundern, wenn eine junge Studentin, aus der Schweiz eingewandert nach Israel, aufgebracht sagt:

4.: „Als ob man sie nicht genau so gut alle umbringen könnte!"

1.: Unvorstellbar, wenn man auch hier vom Konjunktiv auf den Indikativ kommen würde! Dabei weiß natürlich jeder Israeli:

Man kann sie nicht umbringen, rund 400.000 Araber, die in den Grenzlinien wohnen, welche bis 1967 galten, dazu mehr als 70.000 Araber in Jerusalem und rund eine Million Araber in den 1967 besetzten Gebieten. Aber jeder Israeli weiß auch – oder er sollte es doch wissen –, daß hier ein, ja, das Grundproblem des Staates Israel liegt.

3.: „Es gibt keine Zukunft für einen jüdischen Staat im Nahen Osten ohne eine vollkommene Verständigung mit der arabischen Welt".

1.: Das schrieb Nahum Goldmann, der Präsident des Jüdischen Weltkongresses, in der um Ausgleich und Verständigung bemühten Tel Aviver Zeitschrift „NEW OUTLOOK". Goldmann, der in Israel immer wieder durch eigene Meinungen Auffallen und auch Ärger erregte, ist ein entschiedener Non-konformist. Gerade nach dem 6-Tage-Krieg von 1967 warnte er immer wieder, und Warner waren damals in Israel gar nicht willkommen. Jetzt, nach dem Jom-Kippur-Krieg, stellte er fest

3.: „Israel hat drei Kriege gewonnen und beinahe noch den vierten. Trotzdem hat es keinen wirklichen Fortschritt zum Frieden hin gegeben. Das sollte auch die größten Skeptiker davon überzeugen, daß das Gewinnen von Kriegen allein die Araber nicht zwingen kann, Israel zu akzeptieren. Die einzige logische Schlußfolgerung ist, daß ein ernstgemeinter Versuch gemacht werden muß, eine Verständigung durch politische und psychologische Mittel zu erreichen."

1.: Unglücklicherweise, meint Goldmann, gebe es zu viele Leute in Israel, die von der Überzeugung ausgingen, die ganze arabische Welt sei entschlossen, Israel auszuradieren.

3.: „Wenn die Israelis aber tatsächlich überzeugt wären, daß die arabische Welt sich endgültig und dauernd weigern würde, Israel als gleichberechtigten Nachbarn und als Mitglied der nahöstlichen Nationen-Familie zu akzeptieren, dann gäbe es nur eine Schlußfolgerung: Der Staat Israel hätte nie gegründet werden sollen, das zionistische Programm war falsch von Anfang an. Nicht einmal die extremsten Chau-

vinisten in Israel werden, da bin ich sicher, auch nur einen Augenblick lang die Möglichkeit in Betracht ziehen, daß wenige Millionen Juden alle arabischen Staaten zerstören und die fast hundert Millionen Araber in diesem Teil der Welt liquidieren könnten. Wenn wirklich, wie einige behaupten, die einzige Lösung des Problems die Zerstörung der einen Partei wäre, dann würde das unausweichlich das Ende des jüdischen Staates bedeuten, wie lange es auch dauern würde, bis die Araber ihr Ziel erreicht hätten."

1.: Dagegen setzt Nahum Goldmann seine Hoffnung darauf, daß es auf die Dauer möglich sein müsse und möglich sein werde, zu normalen diplomatischen, wirtschaftlichen, kulturellen und schließlich auch menschlichen Beziehungen zur arabischen Welt zu kommen. Das werde Zeit brauchen, und man könne eine solche Entwicklung den Arabern nicht aufzwingen. Die einzige Möglichkeit sei, die Araber zu überzeugen, daß solche nachbarschaftlichen Beziehungen und solche Zusammenarbeit möglich und wünschenswert seien – und wünschenswert nicht nur für Israel, sondern ebenso auch für die Araber. In der November-Dezember-Ausgabe von „NEW OUTLOOK" beschwört Goldmann die Israelis: Es sei eine Frage auf Leben und Tod für Israel, jetzt Frieden zu schließen.

3.: „Ich weiß, daß darin ein Risiko liegt. Aber die Frage vieler Israelis: 'Wer garantiert uns, daß die Araber den Friedensvertrag immer einhalten werden?' zeigt, wie unreif sie politisch sind. Es gibt in der Geschichte keine Garantien in der Politik. – Die Frage ist: Wo liegt das größere Risiko – Frieden mit den Arabern zu haben oder Krieg?"

1.: Deshalb könne er Israel nur raten, sagt Goldmann, Frieden zu schließen auch dann, wenn das bedeuten würde, zu den alten Grenzen zurückzukehren. Dann könnte eine neue Epoche von immer engerer Zusammenarbeit mit der arabischen Welt beginnen, um dieses Gebiet wieder aufzubauen, das in der Vergangenheit ein Zentrum der Zivilisation gewesen sei und das ein solches Zentrum wieder werden könnte durch arabisch-jüdische Zusammenarbeit.

Das scheint eine ferne Vision zu sein, und manchen Ohren werden Goldmanns Worte wie trügerische Friedensschalmeien klingen, vielleicht sogar wie Verrat. Tatsächlich ist Goldmann ein Außenseiter, einer von wenigen, die solche Gedanken denken. Doch in der unter realpolitischen Aspekten nahezu hoffnungslosen Situation Israels könnten gerade solche Gedanken sich als tragfähig, als fruchtbar erweisen.

2.: „Sonntag, 22. Dezember 1974
DAYAN: GOLAN IST DER SCHLÜSSEL ZUM KRIEG
'Solange wir am Golan sitzen, wird das Damoklesschwert des Krieges über unserem Haupt hängen. Ich weiß nicht, in welchem Monat oder in welchem Jahr der Krieg ausbrechen wird, aber unsere Besetzung der Golanhöhe ist nicht nur eine Wunde, welche nicht heilt, sondern der Schlüssel zum Krieg' – erklärte MdK Mosche Dayan in einem Fernsehinterview. Dayan anwortete mit diesen Worten auf die Frage, ob ein weiterer Krieg im Nahen Osten unvermeidlich sei."

1.: Vielleicht sind solche Einsichten erste Anzeichen dafür, daß sich doch ganz langsam ein Wandel anbahnt. Seit der Erstürmung der Golan-Höhen im 6-Tage-Krieg war es tabu in Israel, über die Rückgabe des Golans an Syrien überhaupt nur zu diskutieren. Die bitteren Erfahrungen langer Jahre vor 1967 – daß nämlich die israelischen Grenzsiedlungen von den Golan-Höhen aus unter Feuer genommen werden konnten, immer wieder unter Feuer genommen wurden – hatten zu der geradezu traumatisch geprägten Vorstellung geführt, nur der Besitz der Berghöhen am See Genezareth könne Sicherheit und Frieden bringen. Sich selbst und seinen Besuchern führte man immer wieder vor – Fahrten auf die Goldanhöhen gehörten zum festen Programm – wie weit man von den Bergen herab nach Israel hineinsehen, also auch hineinschießen könne. Daß man mit Vorstellungen und Maßstäben vom Anfang dieses Jahrhunderts argumentierte, bemerkte kaum jemand in Israel. Daß israelisch besetzte Golan-Höhen einen fortwährenden Kriegszustand – oder mindestens einen Vor-Kriegszustand – mit Syrien bedeuten würden, damit also gerade das Gegenteil von Sicherheit und

Frieden, das konnte kaum jemand in Israel einsehen. Ob allerdings Mosche Dayans Einsichten jetzt breiten Widerhall finden werden, scheint fraglich, zumal Dayan seit dem Jom-Kippur-Krieg tief in Mißkredit geraten ist.

2.: „Freitag, 20. Dezember 1974
DER 39. INTERNATIONALE PEN-KONGRESS, JERUSALEM
Aus allen Teilen der Welt waren sie herbeigeströmt – von vielen Kontinenten und aus vielen Ländern, obwohl nicht nur der Ostblock, sondern auch weite Teile Asiens und fast ganz Afrika durch Abwesenheit glänzten. Doch das konnte der Feierstimmung keinen Abbruch tun. Der elegante Rahmen des Hotel Diplomat vereinigte sie in einer Atmosphäre des Luxus und Komforts; und damit kontrastierte ergreifend die erhabene Weite des Berglandes um Jerusalem und der ungeheure Himmel über dieser Stadt, direkt vor den Hotel-Fenstern. – Zog man die roten Vorhänge vor den Scheiben im Zimmer zurück, so öffnete sich der Blick in eine Urlandschaft, in der Gott gegenwärtig scheint. Das muß jeden, erst recht aber die empfindsamen Gemüter der 'Poeten, Romanciers und Essayisten' vom PEN tief beeindrucken. Das Licht über Jerusalem hat sie alle bezaubert – wie es Eugene Jonesco dann besonders zum Ausdruck brachte.
'Ex Oriente lux' wurde hier nicht nur im religiösen und metaphysischen, sondern auch im wörtlichen Sinne wahr – und dieses Licht hat die Leuchten der Literatur aus aller Welt gewiß sich selbst in einer neuen 'Beleuchtung' sehen lassen."

1.: Daß Nationalismus nicht gerade weltoffen macht, daß vielmehr Chauvinismus und einäugiger Provinzialismus sehr eng benachbart sind, das zu erkennen brauchte man nicht die „Israel-Nachrichten" zu lesen. Betrüblich ist allerdings zu sehen, wie hier eine Redakteurin des Blattes, die gleichzeitig Mitglied des israelischen PEN-Clubs ist, einen Bericht über die Jerusalemer PEN-Tagung schreibt, dessen Konzeption und dessen Sprache den Geist eines kleinstädtischen Amtsblättchens spiegeln. Was in Jerusalem geschieht, muß groß, bedeutend, muß besonders sein, und wenn 200

oder 250 Schriftsteller hier zusammenkommen – von insgesamt 9.000 Mitgliedern des PEN –, dann „strömen" sie herbei. Daß die Wahl von Jerusalem als Tagungsort sehr umstritten war, wird nur am Rande angedeutet: Viele PEN-Mitglieder konnten oder wollten nicht nach Jerusalem kommen, und nicht alle Tagungsteilnehmer fühlten sich im „eleganten Rahmen des Hotel Diplomat", in dieser „Atmosphäre des Luxus und Komforts" wohl, zumal das Hotel nicht innerhalb der Grenzlinien Israels von 1967, sondern auf jordanischem Boden steht – ganz abgesehen davon, daß nicht alle die „empfindsamen Gemüter" der tagenden „Leuchten der Literatur aus aller Welt" Gelegenheit hatten, den „Blick in eine Urlandschaft, in der Gott gegenwärtig erscheint" zu tun: einige nämlich, die minderbemittelten oder die sparsamen, wohnten in billigeren Innenstadt-Hotels und brauchten einige Mühe und einige Zeit, um jeweils hinauszufahren zu jener völkerrechtlich umstrittenen Urlandschaft.

2.: „Sonntag, 22. Dezember 1974
PROTEST GEGEN SCHRÖDERS AUSSPRACHE MIT ARAFAT
Israels Botschafter in Bonn Jochanan Meros legte auf Veranlassung des Jerusalemer Außenministeriums im Bonner Auswärtigen Amt dagegen Protest ein, daß der Vorsitzende des Ausschusses für Auswärtiges und Sicherheit im Deutschen Bundestag, Dr. Gerhard Schröder, vergangene Woche in Damaskus während eines offiziellen Besuches mit Yassir Arafat zusammentraf. – In Jerusalemer politischen Kreisen hat dieses Gebaren einen regelrechten Schock ausgelöst, insbesondere weil es ein Deutscher ist, der dem Todfeind des jüdischen Staates einen solchen politischen Dienst erweist."

1.: Erinnerungen an Gespräche in diesen Tagen, Diskussionen: Arafat ist ein Name, der auch bei nüchternen, um Sachlichkeit und Vorurteilslosigkeit bemühten Israelis heftige Reaktionen, ja, Aggressionen auslöst und jenes Gefühl von Ausweglosigkeit vertieft, das den Grundton dieser Tage Mitte Dezember 1974 bestimmt. Das Auftreten Arafats und sein heftig umjubelter Erfolg in der UN-Vollversammlung hat in

Israel einen Eindruck hinterlassen, dessen Tiefe und dessen Auswirkungen kaum erklärbar, kaum faßbar sind. Das mag einmal darin seine Ursache haben, daß für Israelis mit dem Gedanken an Arafat und die PLO unbewußt auch ein Gefühl eigener Schuld, eigenen Versagens verbunden zu sein scheint. Vor allem aber ist durch Arafat und die Seinen – Anhänger oder bloße Mitläufer – das besonders ausgeprägte, besonders empfindliche Rechtsbewußtsein der Israelis tief gestört, ja, beleidigt worden. Hier wird Metaphysisches angerührt, das konstituierend für jüdischen Geist, jüdisches Selbstverständnis überhaupt ist: Freund B. in Jerusalem nannte es „righteous Indignation", was übersetzt ebenso die berechtigte Entrüstung meint wie die Entrüstung des Rechtschaffenen – „der echte, heilige Ärger", wie B. formulierte, und ich bin nicht ganz sicher, ob er bemerkte, daß damit auch das Bewußtsein der eigenen Rechtschaffenheit mit umschrieben war.

Ein skeptischer, sachlicher Journalist in Tel Aviv meinte allerdings, Arafat sei indiskutabel nicht als Terroristenführer: Viele später anerkannte Staatsmänner seien einmal Terroristen gewesen, und auf den Trümmern des nächsten Krieges werde Israel sich möglicherweise auch mit Arafat zusammensetzen müssen. Entscheidend sei der Anspruch Arafats auf das Verschwinden des Staates Israel in seiner gegenwärtigen Form: Erst wenn Israel anerkannt sei, werde man verhandeln können.

Auch Nahum Goldmann sagte in diesen Tagen in einem Interview: Es sei absolut unrealistisch, wenn die Israelis entweder – wie Golda Meir – die Palästinenser überhaupt nicht anerkennen wollten oder, wie die gegenwärtige Regierung, sich weigerten, Arafat zu akzeptieren. Israel habe nicht darüber zu entscheiden, wer die Palästinenser führen solle. Wenn die ganze Welt und die Mehrheit der organisierten Palästinenser Arafat akzeptierten, dann könne Israel ihm die Anerkennung nicht verweigern. Er sei überzeugt, meinte Goldmann, daß in ganz kurzer Zeit auch die Amerikaner mit ihm verhandeln würden.

Wenn allerdings in Israel mit besonderem Affekt verzeichnet wurde, daß ausgerechnet ein deutscher Politiker mit

Arafat gesprochen hatte, dann dürfte das wieder mit jener „righteous Indignation" zu tun haben, die es Juden leicht macht, die Welt von sich aus zu definieren – und schwer, in dieser Welt Politik zu treiben.

2.: „Sonntag, 22. Dezember 1974
OPFER DES TERRORANSCHLAGS IN JERUSALEM AUSSER LEBENSGEFAHR
Insgesamt zwölf Personen wurden am Freitag gegen 2 Uhr nachmittags bei einem Sprengstoffanschlag in Jerusalem verletzt. Der Sprengstoff befand sich in einem Farbkübel, den ein städtischer Aufsichtsbeamter vor dem Cafe 'Nawa' in der Jaffa-Straße entdeckte und sogleich die Polizei verständigte. Ein Polizist versuchte den Kübel zu öffnen. Als ihm dies nicht gelang, brachte er den Kübel in ein Fahrzeug der Verkehrsstreife, das in der Ben-Yehuda-Straße parkte. Als der Chauffeur des Fahrzeugs startete, versuchte ein Polizist nochmals mit einem Schraubenzieher, den Behälter zu öffnen, wobei die Sprengladung explodierte. Zwei Polizisten und zehn andere Passanten wurden hierbei verletzt, das Fahrzeug brannte völlig aus, drei Schaufenster von Läden und mehre Fenster von Wohnungen wurden beschädigt."
Bruchstellen, Risse: An diesem Freitagnachmittag wollte ich um zwei Uhr von meinem Hotel über die Ben-Yehuda-Straße zum Taxenstand gehen, um mit dem Cherut-Taxi vor Shabbat-Anfang nach Tel Aviv zu fahren. Ich pflege pünktlich zu sein, so daß es nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß ich gerade zu dieser Explosion in die Ben Jahuda gekommen wäre. Max war es, ein Freund von Freunden, der mich davor bewahrte. Gegen halb 2 rief er an, er führe nun doch mit seinem Wagen nach Tel Aviv, ich könnte gerne mitkommen.
Ein Mann gegen 60, mit leichtem hessischen Sprachklang: Jawohl, er stamme aus Oberhessen, und tatsächlich war es in der selben Stadt großgeworden wie der Vater meiner Frau, kannte die Vorderburg, die Hinterburg, die Ottoburg und das gräfliche Schloß, die ganze gräfliche Familie, die Berge und Wälder rundum und auf dem kleinen jüdischen Friedhof, fünfhundert Meter hinter dem Friedhof der Christen, lag sein Großvater begraben. Max fuhr einen alten gemütlichen Wa-

gen, es war eine ruhige Fahrt die jüdischen Berge hinab und durch die vertraute Ebene, ein freundliches Gespräch über die kleine deutsche Stadt mit ihren freundlichen Menschen, und wir ahnten beide nicht, daß zu gleichen Zeit in Jerusalem an der Ben-Yehuda-Straße eine Sprengladung explodiert war.
Man fühlt sich sicher in Israel. Wenn etwas passiert, passiert es meistens irgendwo sonst. Mir schien es immer viel weniger gefährlich, durch Israels Städte zu gehen, als über deutsche Autobahnen zu fahren, und nach der Statistik stimmt das wohl auch.

2.: „Freitag, 20. Dezember 1974
DIE TERRORBEKÄMPFUNG – VERGELTUNG ODER VERNICHTUNG
– Der Ausdruck 'Vergeltungsaktion' ist zu einem stehenden Begriff geworden in unserem politischen Lexikon. Die Tatsachen aber haben schon seit Jahren bewiesen, daß diese Art von Terrorbekämpfung längst nicht mehr ausreicht. – Mit anderen Worten: es ist die Zeit gekommen, gegen den Terror einen Vernichtungskrieg zu führen, der vor keinen Mitteln Halt macht. Das mag hart klingen, aber wir müssen wissen, daß auch hier die Zeit gegen uns arbeitet. Es wird der Moment kommen, da unsere Freunde von uns verlangen werden, mit den Vertretern der Terrororganisationen ins Gespräch zu kommen, und es besteht die Gefahr, daß wir eines Tages gezwungen werden können, territoriale Konzessionen nicht nur zugunsten arabischer Staaten, sondern auch zugunsten der Palästinenser zu machen, deren Sprecher heute die Terrorverbände sind. Je schneller und je intensiver also unser Vernichtungskrieg gegen den arabischen Terror geführt wird, umso leichter wird unsere politische Situation sein, was die sogenannten 'legitimen Rechte' der Palästinenser betrifft."

1.: Das ist die Meinung von Dr. Willy Thein. Doch man muß annehmen, daß er mit seinen Ansichten nicht allein steht: „Vernichtungskrieg" gegen den Terror der anderen, Gegen-Terror also

2.: „mit allen Mitteln"

1.: erscheint vielen Israelis heute als das einzige Mittel, sich zu behaupten. Gerüchte in diesen Tagen wollen wissen, daß General Scharon eine leitende Funktion in diesem Gegen-Terror übernommen hat. Das würde den israelischen Aktionen gewiß Effektivität und Durchschlagskraft sichern. Es fragt sich nur, ob am Ende mehr dabei herauskommen wird als Friedhofsruhe.

Brüche, Bruchstellen: Es fällt schwer, das alte rabbinische Wort für wahr zu halten, das die Informationsabteilung beim israelischen Außenministerium der Broschüre „Tatsachen über Israel" vorangestellt hat:

3.: „Auf drei Dingen steht die Welt: auf Gerechtigkeit, Wahrheit und Frieden."

1.: Vielleicht könnte man sich noch einigen über das, was Frieden ist oder sein sollte. Was aber Gerechtigkeit ist, was Wahrheit: Darüber wird der Streit nicht enden. Ich fürchte, die Welt steht unsicher auf solchen Fundamenten.

UMSCHREIBUNG VON BRUCHSTELLEN
Erstsendung der gekürzten Fassung beim Westdeutschen Rundfunk 23.3.1975.

Iyengar und die Illusion

Notizen nach einer indischen Reise
(1978)

Hörbild für Stimmen:

1. Stimme: Erzähler
2. Stimme: 2. Erzähler
3. Stimme: lyrische Zitate
Gesang (Tonbandaufnahme) von Srinivasan Iyengar

1.: Ohne ihn hätte ich kaum etwas aufgeschrieben von dieser Reise, nicht mehr jedenfalls als das, was man so schreibt und vergißt bei einer Reise durch ein sehr fremdes Land: Briefe, Ansichtskarten, Notizen –

2.: Es ist heiß hier, sehr heiß, sehr bunt, es ist schmutzig hier, aber der Himmel strahlend blau, die Straßen mit Menschen gefüllt, überfüllt, leuchtende Saris und Bettler und Rikschas und Blumen und Lärm, Lärm, arme Menschen, freundliche Menschen, elende Menschen, und überall Götterfiguren, und die dumpfe Ruhe der heiligen Kühe mitten im quirlenden Verkehr, und Tempel und Gaukler und Händler und Kinder, Kinder, es ist heiß hier in Indien, laut und staubig und wunderbar, wie im Märchen –

1.: was man so schreibt, herzliche Grüße, wenn man als Mitteleuropäer durch das Wunderland Indien reist, und man weiß natürlich, daß eigentlich alles ganz anders ist als die prospektgetreu glänzende Außenseite, daß die Notizen wenig sagen, daß die Worte nicht genügen, die Begriffe nicht stimmen, um diese unheimlich fremde Welt auch nur zu umschreiben: daß diese farbige, bewegte, leuchtende, diese staubige, stinkende,

abstoßende Fremde mit jedem Wort nur noch fremder wird, unerreichbar jetzt und für immer, nicht einzuholen in unserer Sprache, nicht zu fassen mit unseren Worten, unseren abendländisch eingeschliffenen, abgeschliffenen Gedanken.
Aber dann traf ich ihn, den alten Sänger Srinivasan Iyengar, ich hörte ihn:

Aufblenden: Musik, „Shri Maha Ganapati", der Gesang nach einer Weile unterlegt von der Übersetzung:

3.: MÖGE MAHAGANAPATI, DER EBENSO SIDDHI VINAYAKA IST UND EIN ELEFANTENGESICHT HAT, MÖGE ER MICH BEHÜTEN IN MEINEM GESANG!

Musik anschließend langsam ausblenden

1.: Dieser Gesang veränderte für mich die Welt, veränderte mich selbst. Denn Iyengars Singen war so fremd für mich, so unverständlich und unverstehbar: fremd die Tonfolgen und die Klänge, fremd die Stimme und ihre Modulation, fremd jedes der Worte, in denen der Sänger immer noch einmal, in unzähligen Wiederholungen und Variationen einen fremden Gott anrief, von dem ich nicht einmal einen einzigen seiner vielen Namen kannte – das alles war so unausmeßbar weit von mir, und es berührte mich doch zugleich so nahe, daß ich meinen Zweifel an meinen Worten, meiner Sprache vergaß. Wenn so ein Gesang –

Aufblenden wieder Musik, „Shri Maha Ganapati", langsam ausblenden

1.: – wenn eine so fremde Musik mich erreichen konnte, obwohl ich nichts davon wußte, nichts davon verstand in dem Sinne, wie Europäer ihre Musik verstehen – nur der Rhythmus traf mich ganz unmittelbar:

Aufblenden Musik , eine stark rhythmische Stelle

1.: – wenn solche Musik mich aus einer unausmeßbaren Ferne her treffen, ja, mich anrühren konnte, dann, das ging mir auf bei Srinivasan Iyengar, sollte es auch erlaubt, mußte es möglich sein, von mir aus, mit meinen Mitteln, diese ferne Fremde abzutasten mit meinen Worten, sie einzukreisen mit

meinem System von Vorstellungen und Gedanken, so unzulänglich und vermutlich unbefriedigend das Ergebnis am Ende auch sein würde.

Aufblenden Musik, ganz kurz, wie vorher.

1.: Zufällig lernte ich ihn kennen, den Sänger Srinivasan Iyengar. Eine amerikansiche Studentin, die tief im indischen Süden, in der großen Tempelstadt Madurai, die Landessprache Tamil und ein wenig auch indischen Gesang lernte: Die Studentin Abbie nahm mich mit in sein Haus nahe dem mächtigen Shiva-Tempel, eines der zahllosen bescheidenen Häuser, eng an eng und niedrig nebeneinender gebaut, die die große, weitläufige, von Menschen wimmelnde Stadt Madurai wie eine riesige Kleinstadt erscheinen lassen. Wir stiegen die schmale Treppe zum ersten Stock hinauf, wo der Sänger singt und lehrt: In einem überschmalen Raum, ein Zimmerschlauch von der Breite des Hauses und kaum mehr als einen Schritt tief, mit vier kleinen Fenstern zu der lärmenden Straße hin, saß er rechts in der Ecke auf dem Boden, ruhig und würdig und freundlich lächelnd, ein Mann um die 60 mit den Zeichen der Brahmanen-Kaste: der Sänger Srinivasan Iyengar, dessen. Vater und dessen Vorväter ebenso Priester und Sänger gewesen waren, Sänger von heiligen Liedern, die seit undenklichen Zeiten überliefert werden. Seine Musik, sein Singen erfüllten den engen Raum, ließen auf seltsame Weise sogar den Straßenlärm verschwinden –

Aufblenden: Musik „Panja Sat Pida", der Anfang – dann langsam ausblenden

1.: Ich verstand nichts, natürlich. Aber ich hörte zu, ich hörte und sah, wie der Sänger selbst Instrument war: Er war die Musik, war sein Gesang:

Aufblenden Musik „Alai Pa Yodai", der Gesang nach einer Weile unterlegt von der Übersetzung:

3.: WANDERND, WIE DIE SCHWELLENDEN WOGEN WANDERN, KANNA, WANDERT MEIN GEIST IM ANGESICHT DEINES GLÜCKSELIGEN ANTLITZES MIT DEINER HEILIGEN FLÖTE –.

Musik langsam ausblenden

1.: Ich kann nichts von indischer Musik erzählen, verstehe nichts von Alapa, Raga, Graha, Matra und Bols. Aber dieser Gesang traf mich, bewegte mich, und er wurde zum Anstoß für mich, etwas aufzuschreiben von meiner Reise, die zunächst nicht viel mehr war als eine Touristen-Tour, nicht sehr gut vorbereitet –

2.: Wer hat schon Zeit dafür?

1.: eine Prospekt-Reise mit den allzu vertrauten Schlagwort-Stempeln:

2.: Die Schönheit des Taj Mahals im Mondschein, die farbenreichen Bazare, der weiße Tiger, die Tempel, Paläste und Forts – für jeden etwas: Brokate und Seiden, Wüsten und Tropenwälder, Gold und Buddhas und Tempeltürme, ein Paradies für Andenkenjäger, das einzigartige, riesige, alte, uralte, airconditioning auf Wunsch.

1.: Eigentlich war ich nach Indien nur gereist, um etwas zu sehen und zu erfahren von diesem Land, das die Kulisse abgibt für die bunten Träume und Sehnsüchte meines Sohnes: um wenigstens ein wenig von Indien zu wissen, soviel und soweit davon überhaupt in kurzer Zeit etwas erfahrbar ist für einen Mitteleuropäer der Väter-Generation, der wenig mehr über Indien weiß als das, was jeder weiß – der also beinahe gar nichts weiß und mit der skeptischen Einsicht abfährt, daß er am Ende seiner Reise wahrscheinlich nur noch schmerzhafter wissen wird, wieviel in diesem Land ihm fremd, verborgen, wieviel ihm ganz und gar unverstehbar geblieben ist, welche Welten ihm auf immer verschlossen bleiben werden.

Aufblenden: Musik „Panja Sat Pida", kurz, dann rasch ausblenden

Deshalb wollte ich nichts schreiben über meine Reise in Indien, deshalb und weil ich die alte Erfahrung zur Genüge kenne: Wer von einer kurzen Reise in fremde Länder heimkehrt, Schnappschüsse mehr als genug, Farben und Klänge

und Reiseführerkürzel im Kopf, der weiß viel und flüssig zu erzählen, der urteilt geläufig und gelassen –

2.: Also wie ich das sehe, verstehn Sie, ich glaube, man müßte erstmal, die Leute müssen lernen, und man sollte endlich, nicht wahr, und dann –

1.: Wer aber längere Zeit in einem fremden Land lebt, wer lange dort bleibt, der wird nach und nach schweigsam, wird still: Er weiß zu viel, was sich schnellen Formulierungen entzieht, und er weiß, daß er viel zu wenig weiß – ahnt vor allem, was alles er niemals von dieser Fremde wissen wird.

Und trotzdem schreibe ich jetzt, schreibe etwas auf von dem, was ich erfahren habe im Süden Indiens, auf einer Reise von noch nicht einmal zwei Monaten. Der Sänger Iyengar gab mir den Mut dazu, ein Mann, der Musik nicht eigentlich „machte", sondern der seinen Gesang lebte, ohne Fragen und ohne Vorbehalt. Allerdings, hier zögere ich schon – ich muß einräumen: Der Sänger Iyengar schien mir ohne Vorbehalte damals, fraglos sicher in seinem Singen, als ich ihn in Madurai zum erstenmal sah und hörte, ein Urbild des Sängers, wie wir ihn uns nur noch in romantischen Balladen, in Sagen und Märchen vorstellen können. In Wirklichkeit aber, das erfuhr ich später, war seine Sicherheit gar nicht so fraglos, so fragenlos. Er, der Brahmane, lebte in seiner Rolle, in seiner Kaste, in der Tradition ungezählter Jahrhunderte. Wie weit er diese seine Rolle aber nur spielte, weil es keine andere Rolle für ihn gab, das ist die Frage. Ich habe nicht mehr mit ihm sprechen können danach, es ergab sich nicht mehr. Aber ich hörte dann, weil der Sänger Iyengar seinen Gesang amerikanischen Studenten lehre, weil er seine Lieder für diese Schüler sogar aufzeichnete, gegen gute Bezahlung natürlich, sei er seiner eigenen Kaste verdächtig geworden – so sehr, daß er dort als Sänger und Lehrer nicht mehr gefragt sei. Daher sei er jetzt abhängig von den Stipendien, mit denen die Universität von Wisconsin für ihre Studenten Studium und Leben und Gesangunterricht finanziere, und niemand wisse, wie lange solche Stipendien gezahlt werden würden.

Aufblenden Musik „Sara Satsa Pari", dem Gesang unterlegt die Übersetzung:

3.: O, DU LOTUSÄUGIGER EINER, DU HERR DES WELTALLS, BEHÜTE MICH IMMER IN DEINEM ERBARMEN!

Musik dann rasch ausblenden

1.: In Wirklichkeit, sagte ich, sei Iyengars Sicherheit nicht fraglos, sei vielleicht nur gespielt gewesen. Aber ich zögere wieder: Wirklichkeit, das ist europäisch gedacht, mit unserer Sprache gedacht und gesagt, die davon ausgeht, die mindestens vorgibt, man könne Wirklichkeit begreifen und bezeichnen. In Indien bedeutet Wirklichkeit aber etwas anderes als bei uns, wenn Wirklichkeit dort überhaupt etwas bedeutet. Die Welt der Sinne, die Welt des Realen, unsere Tatsachenwelt ist nach indischem Denken Illusion. Das reicht tief in die Geschichte des Hinduismus hinein, einer Religion, zu deren Varianten sich fast 9 von 10 Indern bekennen. Für den Hindu zählt im Grunde gar nicht das Reale, das Faßbare, Sinnliche. Die Welt der Sinne ist für ihn unwirklich – die eigentliche Wirklichkeit weiß er tief dahinter verborgen, unfaßbar den Sinnen, erfaßbar nur dem Geist, der Meditation, den Göttern. Deshalb kann ich auch nicht beurteilen, wie es mit der Wirklichkeit des Sängers Srinivasan Iyengar tatsächlich bestellt ist – mein Urteil erfaßt nicht, begreift nicht seine Welt.

Aufblenden Musik, „Alai Pa Yodai", das Ende des Gesangs, darunter die Übersetzung:

3.: WENN DU DEINE FLÖTE SPIELST, DANN GEHEN MEINE ANGSTE UND SORGEN FORT WIE TANZENDE KINDER, WIE WANDERNDE WELLEN –.

Musik langsam ausblenden

1.: Indien hat viele Götter, Indiens Götter haben viele Namen, viele Gesichter, unzählige Inkarnationen, und manchmal erscheint dem Fremden das unendlich weite Land – kein Land eigentlich, sondern fast ein Kontinent, 12mal so groß

wie die Bundesrepublik Deutschland, mit Gegensätzen in Landschaften, Völkern, Sprachen, die tiefer gehen als die zwischen Norwegen und Sizilien – dieses vielgestaltige Indien erscheint manchmal wie eine Schöpfung seiner eigenen Götter, die alle gleichzeitig Einfälle hatten, willkürlich einmal hier, einmal dort und zuweilen auch im Streit miteinander, und daraus wurde dann im Laufe einer unruhigen Geschichte in Tausenden von Jahren das tausendgesichtige Indien, wie es sich heute dem Blick des Fremden verwirrend und faszinierend darbietet.

Aber auch dieses Wort stimmt wieder nicht: Indien bietet sich nicht dar, sondern es lebt in seiner kaum faßbaren Vielfalt und in Einfalt gleichermaßen, wobei ihm gleichgültig zu sein scheint, was der Fremde darüber denkt. Der Fremde bleibt stets draußen vor, er, der Weiße, der Erbe jener mächtigen weißen Herren, die mit der Übermacht ihrer Waffen und der Übermacht ihres Geldes zuletzt zwei Jahrhunderte lang über Indien herrschten. Sie legten Indien ihre Gesetze und ihre Sprache auf, sie bauten Häfen und Eisenbahnen, Verwaltungsgebäude und Schulen, Kirchen, Kasernen und Krankenhäuser – und blieben, natürlich, Fremde in diesem Land. Der Abstand war und blieb unendlich. Noch heute wird in Südindien der weiße Mann oft mit dem – militärischen – Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung gegrüßt, und junge Mütter lehren schon die Kinder auf ihrem Arm diesen Gruß, noch immer.

Das fiel mir auf: Im dichtesten, wimmelndsten Straßengedränge wurde ich kaum einmal angerührt. Noch in der Dämmerung, im spärlich erhellten Straßendunkel teilte sich die Menschenmenge vor dem Weißen wie Wasser, ließ ihn hindurch, schloß sich wieder hinter ihm, als wäre er nichts – der Weiße bleibt draußen vor, unberührt. Das spürt der Besucher jeden Augenblick: Er, der Weiße, ist ein Mensch anderer Art, zumal nicht nur Herkunft, Sprache, Hautfarbe, Religion, Sitten und Tabus ihm seine Stellung als Außenseiter verbürgen, sondern auch sein Geld, sein Wohlstand. Mag dieser Wohlstand dem Fremden selbst auch nicht viel mehr bedeuten als die Freiheit, elf Monate im Jahr ziemlich

hart zu arbeiten und den zwölften Monat dann mit dem Belichten von 15 Farbfilmen zu verbringen: Für den Durchschnitts-Inder ist der Durchschnitts-Weiße unermeßlich reich – allein die Kamera an seinem Handgelenk stellt einen phantastischen Wert dar, der dem zwei- oder dreifachen Jahreseinkommen eines indischen Familienvaters entspricht, so fragwürdig ein pauschales Umrechnen in fremde Währungen und Wertvorstellungen auch sein mag. Natürlich gibt es auch in Indien reiche Menschen, ja, der Reichtum einer winzigen Oberschicht reicht hier viel weiter ins Unermeßliche hinein als in dem Lebensstandard-bewußten Europa. Unmittelbar neben primitivsten Hütten aus rostigem Blech und zerlumpten Lumpen werden in Bombay weitläufige Terrassenwohnungen gebaut, deren ausgesuchter Komfort auch Millionäre bei uns zufriedenstellen würde. Trotzdem: Ein Inder kann auch reich sein; der Weiße in Indien aber muß reich sein – oder er gilt nichts, er ist nichts in Indien, weniger als nichts.

Ich machte einen Fehler, als ich in Bombay ankam, morgens sehr früh, die Sonne stieg gerade erst auf, als ich nach langem Warten in den schlecht durchlüfteten Flughafenhallen die letzte Kontrolle hinter mir hatte und hinaustrat vor das Flughafengebäude, müde und bewegungshungrig nach einem langen Nachtflug. Drüben lag breit, beinahe wie eine Festung, der Riesenbau des neuen Luxushotels „Centaur", kaum mehr als 500 Meter entfernt, und ich beschloß, hinüberzugehen mit leichter Schultertasche, leichtem Koffer – beschloß zu gehen, nicht mit dem Taxi zu fahren, nicht mit dem Bus, und den Koffer, die Tasche trug ich selbst, wollte ich selber tragen – durfte ich nicht selbst tragen: Vor mir stand eine Menschenmauer, unzählige Hände griffen nach meinem Gepäck, Männer und Knaben und Kinder, auch Kinder, ich war eingeschlossen von Menschen, von fordernden, bittenden Händen, sie stritten sich um meinen Koffer, den ich immer noch in der Hand hielt, sie folgten mir auf die Straße, über die Straße, verfolgten mich, Knaben, Kinder, immer mehr Kinder neben mir, vor mir, sie schienen aus der Erde zu wachsen, aus Röhren und Gräben und Winkeln

hervorzukriechen, sie waren plötzlich da, immer mehr, armselig, dunkel, schmutzig, zerlumpt, große bettelnde Augen, magere Arme, bettelnd, sie versuchten ihr Bettel-Englisch an mir, griffen nach meiner Tasche, griffen nach mir, ohne mich zu berühren, den großen reichen weißen Mann, der hinüberging zu dem Palast der Weißen – er wollte offenbar gehen, ein Verrückter wahrscheinlich, aber ein weißer Verrückter, der reich genug war, sich seine Verrücktheit leisten zu können. Das schien sich in Windeseile herumzusprechen in den Höhlen und Hütten und Gräben, der Bettelschwarm vergrößerte sich von Schritt zu Schritt, noch waren es zweihundert Meter bis zu der schützenden Mauer des Hotels, noch immer einhundert Meter, die Kinder ließen nicht ab, sie umringten ihr Opfer, den Weißen, Reichen, dessen Almosen ihren Tag, ihr Leben an diesem Tag verwandeln konnte, und dieser Weiße verstand nichts, er wehrte sich, rettete sich, als würde er wirklich verfolgt: aufatmend rettete ich mich in die Auffahrt des Luxus-Hotels „Centaur", hinter die Eingangs-Mauern, wo zwei riesige Türhüter in phantastisch bunten Maharadscha-Uniformen dafür sorgten – ihr drohender Blick genügte –, daß keiner von den zerlumpten Verfolgern einen Schritt über die Einfahrt, auf das Glacis des Hotels tat, daß niemand mehr den weißen reichen Gast belästigte, und in Sekunden waren die Kinder verschwunden.

Gerettet, mit Koffer und Tasche gerettet, in eine Hotelhalle gerettet, deren ruhige Kühle 32 amerikanische Dollar täglich kostete, ungefähr 65 Mark, ungefähr so viel, wie ein Inder in einem Vierteljahr verdient, sofern er eine Arbeit hat – und niemand weiß, wieviele Inder keine Arbeit haben, nicht einmal eine Beschäftigung: Die Zeitungs-Statistiken sprachen von 22 Millionen Arbeitslosen, in Wirklichkeit aber – in der realen Wirklichkeit, wie der Europäer sie sieht und zählt – dürften es dreimal, viermal so viele sein.

Es war ein Fehler von mir, die 500 Meter bis zum Hotel zu gehen, vor allem aber, auf diesem Wege Koffer und Tasche selbst tragen zu wollen. Keine der Kinderhände wollte mir etwas fortnehmen. Die Hände wollten nur tragen dürfen für mich, den Weißen, den Reichen, der ihnen ein Trinkgeld

zahlen sollte, wie es die Ordnung ist in Indien. Meine Verwirrung, mein Erschrecken, meine Angst hatten keinen realen Grund. Zwar hatte ich noch kein Geld gewechselt; doch ein silbern blinkendes 50-Pfennig-Stück wäre ein fürstlicher Lohn gewesen für jedes dieser Kinder. Mein Fehler war, daß ich in meiner europäischen Gewohnheit geblieben war, selbst zu tun und auch selbst zu tragen, was ich ohne Mühe selbst tun und tragen konnte. Ich kannte noch nicht die Rolle des großen reichen weißen Mannes, die ich in Indien zu spielen, zu leben hatte, die Rolle des Herrn, der bedient wird, des Herrn, der für alles zahlt und der sich mit seinen Zahlungen in kleiner Münze das Recht erwirbt, vorbeizusehen und vorbeizuleben an einer Wirklichkeit, die ihn sonst überwältigen würde. Wahrscheinlich war es gar nicht einmal Angst, die mich hinter die bergenden Hotelmauern trieb – was konnte mir schon geschehen an diesem milden, freundlichen Morgen, unmittelbar am Flughafen von Bombay? Wahrscheinlich war es Entsetzen, und es war Scham, die mich überwältigten, Entsetzen über die Hoffnungslosigkeit dieser Armut, Entsetzen und Scham über die Hilflosigkeit, meine eigene Hilflosigkeit vor diesem Elend: Ich sah noch ganz genau, was da war, ich hatte noch nicht mein Kleingeld ausgegeben, um mein Mitleiden vergessen zu können.

Ganz ist mir das nie gelungen in diesen beiden Monaten. In Madras geriet ich beim Bummeln in die alten, engen Gassen der Innenstadt, deren Kantsteine bewohnt sind – tatsächlich: bewohnt – von ganzen Familien, schmale Mütter und Kinder, Kinder, Greise und ruhig hockende Männer, Familien, deren einziger Besitz ein paar geschwärzte Kochtöpfe zu sein schienen, die kein Dach über sich, keine Wand um sich hatten, die hier auf den Straßen vegetierten, Lumpenbündel, stoisch blickende Augen, hagere dunkle Gesichter, schöne Gesichter manchmal, ohne Hoffnung auf irgendetwas, nicht einmal den weißen Mann bettelten sie an, der hinter einem abweisenden Kolonial-Gesicht seine Angst verbarg, er könnte angebettelt werden – und was dann geben, was dann tun: Die Hoffnungslosigkeit hatte sich übertragen auf mich. Rasch ging ich durch die Straßen hinaus aus der en-

gen Altstadt, zum Ozean hin, den kilometerlang die breite Prachtstraße Marina säumt. Ein alter Rikschah-Fahrer sah mich, winkte mir, bot sich an, und er folgte mir so lange, bis ich schließlich doch einstieg und mich ein Stück fahren ließ in seinem gebrechlichen Gefährt. Auch der Fahrer selbst war gebrechlich, abgemagert bis auf die Knochen, grau und alt, er strampelte mühsam, keuchte eine leichte Anhöhe hinauf – ich stieg aus, ging neben der Rikschah her, zumal auch ein Reifen keine Luft mehr hatte, das Schieben der Rikschah war für den Alten schon schwer genug. Aber er war nicht einverstanden mit mir, er sah mich unwillig an, wie ich da neben ihm herging, und als ich ihn schließlich entließ, forderte er einen völlig unangemessenen, einen unverschämten Preis, der auch dann dreimal zu hoch gewesen wäre, wenn er mich die ganze Wegstrecke im Eiltempo befördert hätte. Aber das schien dem Rikscha-Fahrer der Preis zu sein für jemanden, der gegen die Regeln verstieß. Wenn dieser weiße Mann schon die Ordnungen mißachtete, dann sollte er wenigstens dafür bezahlen. Daß ich den geforderten Preis nicht zahlen wollte, regte den Alten auf, obwohl meine Zahlung schließlich immer noch mehr als reichlich war.

Der Weiße bleibt außerhalb der festgefügten indischen Gesellschaft mit ihrem überaus komplizierten Systemen, Klassen und Kasten, die immer noch, trotz strenger Gesetze und Verordnungen eines Staates, der eine Demokratie sein will, viel von ihrem Rang und ihrer Bedeutung behalten haben und heute wie eh und je dem Hindu von Geburt an und für sein ganzes Leben einen festen Platz anweisen. Die Sicherheit dieser unabänderlichen Stellung in der Gesellschaft bezahlt der Hindu – und bezahlt die Gesellschaft – damit, daß der einzelne gar nicht erst versucht, heraus- und weiterzukommen: Kein Mensch, kein Gott wird ihm dabei helfen, und so bleibt alles so, wie es war und ist. Natürlich ist solch ein Leben ruhiger als das eines fortschritts-besessenen, nach immer neuen Lösungen suchenden, von einer Spannung zur nächsten lebenden Europäers – und mein Sohn, und viele seiner Generation, sehnt sich nach solcher spannungslosen Gelassenheit, obwohl er natürlich gern ein eigenes Auto hat

und gern frei herumreist in der weiten Welt und auch in Indien lieber in einem teuren europäischen Krankenhaus gesund gepflegt wird als in billigen indischen Krankensälen zu sterben.

Indien bleibt dem Besucher eine fremde Welt, die überall gleich fremd und doch überall anders ist, geprägt von unterschiedlichen Völkern, Sprachen, von unterschiedlichen Eroberern, unterschiedlichen Göttern. Grenzlinien sind kaum genau zu ziehen, gewiß nicht von einem europäischen Zufalls-Reisenden, der manchmal vielleicht etwas davon ahnt, ohne aber die Unterschiede wirklich bezeichnen oder beschreiben zu können – es sei denn, er trifft irgendwo auf Reste seiner eigenen Kultur, Zeugnisse von Briten, Portugiesen, Franzosen, die ihre Spuren hinterließen. Im übrigen aber spiegelt der tausendfach facettierte Spiegel Indien dem Fremden vor allem sein eigenes Gesicht – ohne allerdings das gewohnte Bild wiederzugeben. Sogar der Reisende nämlich, der nur ein paar Wochen lang von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit eilt, erfährt, daß dieses Indien Menschen umformt. Nach einiger Zeit stellt er fest – stellte ich fest, verwundert, daß mein Gesicht sich in diesem Spiegel Indien verändert hatte, daß ich begonnen hatte, etwas von dieser fremden Welt anzunehmen und aufzunehmen, daß ich anfing, mit leisem Achselzucken Ordnungen zu akzeptieren, die nach meinen mitgebrachten europäischen Begriffen eigentlich Unordnungen waren.

Die Götter Indiens, meinte in Madurai die amerikanische Studentin Abbie, die dort schon länger als ein Jahr lebte und lernte, die mächtigen Götter Indiens pflegten ihren Schabernack mit den Menschen zu treiben – und natürlich auch mit mir, vielleicht gerade mit mir, dem Fremden, der zunächst ganz selbstverständlich seine eigenen Begriffe, seine Worte auf Indien verwandte, der zum Beispiel Uhren und Fahrplänen, auch Verabredungen einfach traute – und damit den indischen Göttern schon in die Falle gegangen war: Keine Uhr in Indien, kein Fahrplan, auch keine Verabredung ist verbindlich. Der Fremde muß lernen – ich mußte lernen, und das war manchmal anstrengend für mich und immer

ermüdend, und natürlich reichten zwei Monate nicht für den Lernprozeß, daß Indiens Götter andere Vorstellungen vom Ablauf der Dinge haben als ich mit meinen Begriffen von Uhren-Zeit, Uhren-Pünktlichkeit. Ich fiel immer wieder darauf herein: daß etwas so sein oder so werden, so geschehen müsse wie vorausgesehen, vorausgeplant – daß der Mensch also, daß ich selbst in der Lage wäre, in eine absehbare Zukunft hinein zu denken, zu planen, zu rechnen, und daß dieses Rechnen und Denken und Planen deshalb auch sinnvoll sein müsse: Für solche Vorstellungen dürften Indiens Götter kaum mehr als freundlichen Spott haben. Daß ein Zug pünktlich abfahren, daß er sogar einmal pünktlich ankommen könnte: Warum nicht? Aber muß das sein? Was bedeutet schon Pünktlichkeit in einer Welt, deren Realitäten gar nicht meßbar sind?! Der Zug wird schon abfahren, einmal, und wahrscheinlich dann, wenn alle Beteiligten der Meinung sind, jetzt sei es an der Zeit, der Zugführer also und die Schaffner und die Fahrgäste und die Götter und alle anderen, die an dem immerhin doch irgendwie funktionierenden System der indischen Eisenbahnen beteiligt sind. Natürlich kann der Zug gelegentlich auch einmal gerade dann abfahren, wenn die Uhr – welche Uhr aber? – die Zeit anzeigt, die im Fahrplan gedruckt ist. Doch was sind schon Minuten, was Stunden: Zeit ist in Indien niemals Sekunden-Zeit, ist nicht berechenbar, meßbar, zählbar, so wenig berechenbar wie die Götter selbst, und wenn der Fremde – wenn ich auf meiner Omega-Uhrenzeit bestand, dann hatte ich dafür zu bezahlen, mit Ungeduld, mit Nerven, mit Geld, und fast immer zahlte ich ohne irgendeinen Gegenwert. Was geschehen sollte, geschah auch ohne meine Uhr, und wenn es nicht geschehen sollte, dann hatten die Götter eben andere Pläne gehabt als ich.

Im „Deccan Herald" las ich einen Aufsatz über die Probleme, die indische Studenten bei einem Studium in der Bundesrepublik Deutschland betroffen machen.

2.: Der Durchschnitts-Deutsche wird dem Inder wahrscheinlich immer ein Geheimnis bleiben,

1.: schrieb der Verfasser – er schrieb: „a mystery", ein Mysterium, ein tiefes Rätsel.

2.: Ein paar erklärende Hinweise würden aber die Reibungsmöglichkeiten vermindern,

1.: schrieb er weiter, und dann kam der erste Punkt:

2.: The Germans are incredibly punctual – Die Deutschen sind unglaublich pünktlich.

1.: Das Wort „unglaublich" spiegelt etwas von dem fassungslosen Erstaunen, das einen Inder mit seinen sehr weiten und sehr unbestimmten Zeit-Vorstellungen packt, wenn er Menschen begegnet, die von einem genau abgemessenen Zeit-Takt beherrscht werden – es verweist umgekehrt auf das Kopfschütteln der indischen Götter über den Mitteleuropäer, der mit seiner zuverlässig funktionierenden Armbanduhr Indien zu ergründen sucht. Ob es nun 22 oder 24 Stunden dauert, bis der D-Zug von Bombay in Madras einläuft – kann das so wichtig sein, daß irgendjemand in Indien sich darüber erregt? Zeit hat hier offenbar eine andere Dimension, vielleicht sogar mehrere andere Dimensionen, und der Europäer, der das kleine Maß seiner Zeit-Uhr anlegt und darauf besteht, wird scheitern. Ich jedenfalls mußte mir eingestehen, daß meine gewohnten Planungen in Indien wenig nütze waren, wenn ich auch nicht zu dem letzten Punkt der Einsicht gelangte, daß alle Planung am besten den Göttern zu überlassen sei: Irgendwo im Hinterkopf tickte doch mein mitteleuropäisches Zeitgefühl weiter, und es kostete mich immer wieder Überwindung, den indischen Göttern den geforderten Zeit-Tribut zu entrichten.
Indien selbst scheint sich im übrigen gegen den Schabernack seiner Götter vor allem mit Stempeln und Listen und detaillierten Vorschriften zu wehren – wenn die wuchernde Bürokratie nicht auch zum Schabernack der Götter gehört. Überall dort, wo es ein bißchen aufs Funktionieren ankommt, hat sie sich eingenistet, die Bürokratie, wobei sie mit umständlichen Regelungen dafür sorgt, daß alles nur sehr langsam und sehr mühsam funktioniert, wenn überhaupt. Auf der Post einen Einschreibebrief aufzugeben –

und es empfiehlt sich diese Beförderungsart, weil ein normaler Brief mit Auslandsporto leicht verschwindet, zumal die Briefmarken für die schlecht bezahlten Postbediensteten Wertobjekte darstellen –, so einen Einschreibebrief zur Post zu geben, bedeutet einen langen, langsamen Kreuz- und Quergang zwischen mindestens drei verschiedenen Postschaltern, die jeweils mit Schlangen von geduldig Wartenden verstellt sind, so daß das ganze Unternehmen kaum unter einer halben Stunde zu schaffen ist – oder auch mehr: Wer wird schon Zeit berechnen?! Tage kann es dauern, viele Telefonate, viele Gänge und Fragen und Rückfragen, bis in einem bestimmten Zug ein Sitzplatz reserviert ist, und zuletzt stellt sich dann heraus, daß in dem angeblich lange ausgebuchten überfüllten Zug für das ganze Abteil nur zwei Passagiere gebucht sind – Namen allerdings, die der Schaffner auf einer besonderen Liste bei sich führt, die er immer wieder kontrolliert und abhakt, und draußen am Waggon sind noch einmal die gleichen Namenslisten angebracht, vielleicht zur Gegenkontrolle, wahrscheinlich aber nur – wie manches andere – ein überkommener Brauch aus der Kolonialzeit, der längst seinen Sinn verloren hat.
Gegen Indiens Bürokratie hilft gar nichts – außer Geduld. Irgendwann ist auch die letzte Liste abgehakt, der letzte Stempel gesetzt, irgendwann klärt sich alles auf, und Ungeduld hilft sowieso nicht, wenn irgendein Amtsgehilfe oder irgendein Gott seinen Stempel versagen sollte. Ich plante sorgfältig nach den amtlichen Flugplänen eine Reise durch das nördliche Indien, buchte lange Wochen vorher die einzelnen Flüge, schrieb an Hotels und Reisebüros. Aber die Götter oder Air India – oder beide – waren mir nicht geneigt. Einige Flüge zwar wurden prompt bestätigt, andere Reservationen kamen nach und nach. Aber es blieben dann große, ärgerliche und für den Reisenden mit gezählten Tagen unzumutbare Lükken in meinem Flugplan. Zwar konnte ich von Bombay nach Kalkutta fliegen, auch von Benares nach Khajuraho und von Delhi nach Jaipur, und einige kleine Zwischenstrecken wurden schließlich auch noch bestätigt. Aber es blieben Lücken, die Indian Air Lines nicht schließen konnte, die Flüge waren

wahrscheinlich schon ausgebucht – oder vielleicht war auch gerade nicht herauszufinden, ob noch ein Platz frei war. Dabei fand sich in Bangalore ein Angestellter der Fluggesellschaft, der ein fließendes und nahezu akzentfreies Englisch sprach – oft klingt in europäischen Ohren das indische Englisch wie eine der zahllosen indischen Landessprachen oder -dialekte – , der Mann verstand meine Pläne und Wünsche und gab sich die erdenklichste Mühe, mir zu helfen. Im ganzen Land telefonierte er herum – was Stunden erforderte, und manchmal nützten auch Stunden Wartezeit nichts –, ohne daß er mir die notwendigen Gewißheiten vermitteln konnte. So blieb ich schließlich im Süden Indiens, gab mich geschlagen und gab mich zufrieden – reagierte also auf indische Weise und stellte fest, daß es sich – zumindest in Indien – so sehr viel angenehmer leben läßt als mit dem sauren, bitteren Ärger über scheinbar Versäumtes, Verpaßtes, Verfehltes.

Zu sehen und zu erfahren gibt es im Süden Indiens genug, zumal sich hier noch sehr viel mehr von der traditionellen indischen Lebensweise erhalten hat als im Norden. Selbst die Jeans sind noch nicht bis hierher gekommen, schon gar nicht als ein weibliches Kleidungsstück. Die Anmut der Frauen und – altmodisches, aber zutreffendes Wort – der Jungfrauen wird umhüllt und gehalten von sanft schwingenden Saris in ungemein vielfältigen, leuchtenden Mustern und Farben. Im übrigen gibt es Emanzipation für die übergroße Mehrheit der indischen Frauen nicht einmal als Begriff, nicht einmal als einen Gedanken. Indien ist eine Männerwelt. Die indische Mutter betet um einen Sohn, nicht um eine Tochter. Die Sterblichkeit der Mädchen ist erheblich höher als die der Jungen. Das Verhältnis von Frauen zu Männern verschiebt sich immer mehr und immer schneller zugunsten der Männer. Sogar bei den Alten überwiegen bei weitem die Männer. Von der Geburt bis zum Tode hat die Frau in Indien einen geringeren Wert als der Mann. So ist auch das Analphabetentum in Indien vornehmlich eine Sache der Frauen, die nicht nur traditionsgemäß im Haus für die Familie sorgen *müssen*, sondern auch immer weniger draußen eine bezahlte Arbeit finden *können*.

Auch in Indien wird – wenn auch sehr viel langsamer als in den Industriestaaten, zumal noch immer rund 90 Prozent der Bevölkerung auf dem Lande lebt – die Nachfrage nach qualifizierten Arbeitern stärker, während die Masse der unausgebildeten Hilfsarbeiter immer weniger eine Arbeit findet. Traditionell wird Arbeit dabei vorzugsweise an Männer als die Ernährer der Familien gegeben. Das enorme Bevölkerungswachstum Indiens, mit einem steigenden Anteil an Männern, macht die Lage für ungeschulte, unausgebildete Frauen von Jahr zu Jahr schwieriger, drängender, hoffnungsloser. Diese Entwicklung hat natürlich, wie beinahe alles in Indien, auch mit der Religion und religiös geprägten Vorstellungen von Mann und Frau zu tun, bei denen die – nach europäischen Begriffen – Diskriminierung der Frau ganz selbstverständlich vorausgesetzt wird. Das Ganze erscheint als ein Knäuel von unlösbaren Problemen, wobei noch gar keine Rede war von dem, was in westlichen Staaten unter Menschenwürde, unter dem Anspruch auf eine persönliche Entwicklung und auf persönliche Freiheit verstanden wird – und kein Wort von der dunklen, für den Fremden ganz und gar unbegreiflichen Seite des indischen Lebens, der Sexualität.

Von all dem hört der Fremde hier und dort – und er hat Mühe, dieses triste Bild mit seinem Augenschein zu einem Ganzen zu formen. Ich sprach von Anmut: Eben dies ist es, was den Fremden an den indischen Frauen fasziniert, die Anmut der Haltung, die Anmut der Bewegungen, die Anmut in den gelassen-heiteren Gesichtern – und wenn ich mich dann an die Einkaufsgesichter auf den Rolltreppen unserer Kaufhäuser erinnerte, an die feisten Torten-Tanten-Gesichter in den Cafés, an ermüdete Fließbandaugen und übertünchte Sekretärinnenfalten oder an den Mißmut in den Gesichtern demonstrierender Studentinnen, die ohne Hoffnung auf die erlösende Revolution hoffen – wenn ich daran dachte, dann schien mir die Anmut der indischen Frauen um so wunderbarer und bewundernswerter. Vielleicht ist es auch diese Anmut, die meinen Sohn mit großen Augen auf Indien und die Inder starren läßt – die Anmut von Men-

schen, die ihr Leben und ihr Schicksal so angenommen haben, wie es ihnen gegeben ist. Daß das System, in dem sie leben, unzulänglich ist, das setzen sie voraus – kein Grund deshalb, auf Veränderungen zu sinnen; die wahre, die für den Menschen entscheidende Wirklichkeit liegt weit hinter allen irdischen Systemen.

Aufblenden: Musik „Alai Pa Yodai", das Ende des Gesanges, darunter die Übersetzung:

3.: WENN DU DEINE FLÖTE SPIELST, DANN GEHEN MEINE ÄNGSTE UND SORGEN FORT WIE TANZENDE KINDER, WIE WANDERNDE WELLEN. –

Musik langsam ausblenden

3.: So erträgt Indien gelassen eine Realität, in der nach UNO-Statistiken etwa 70 Prozent der Menschen unterhalb dessen leben müssen, was die Statistiker als Existenzminimum errechnet haben. Zwar gibt es auch Menschen in Indien, die, ausgebildet nach den Maßstäben der modernen Industriewelt, denkend in den Kategorien von Fortschritt, Entwicklung, Wachstum, alles nur Mögliche versuchen, um die Lebensbedingungen in ihrem Lande zu verbessern. Aber das ist eine sehr dünne Bildungsschicht, und es fragt sich – ich bin sicher, daß diese Menschen sich das jeden Tag selbst fragen –, ob überhaupt mit den Mitteln und Kategorien unserer westlichen Wachstums-Welt im Lande der 700 000 Dörfer etwas zu erreichen ist. Tief eingegrabene Traditionen und Tabus bestimmen das Leben des Durchschnitts-Inders, und selbst die Verbesserung und Ausweitung des Schulwesens – wahrscheinlich auf Dauer die einzige Maßnahme, die eine gewisse Hoffnung erlaubt – ist nur ganz langsam zu verwirklichen, zumal auch hier überkommene Denk- und Lernweisen kaum zu überwinden sind. Im großen Tempelumgang von Thanjavur traf ich einen Studenten, der mit dem Lehrbuch vor dem Gesicht hin und her ging, immer wieder den schattigen Gang entlang, neben den dunkelschimmernden Stein-Lingas: er schien nichts zu sehen als sein Buch, aus dem er immer wieder den gleichen Text vor sich hin sprach. Dieses Auswendiglernen, meinte ein indischer Luftwaffen-

Offizier, mit dem ich ein Eisenbahnabteil teilte, mache auch viele an Universitäten ausgebildete Inder unfähig, mit der modernen Technik, der modernen Welt richtig umzugehen – er selbst, ein Anglo-Inder, hatte eine Jesuiten-Schule besucht und dort das Denken gelernt, das in Europa das scholastische Denksystem des Mittelalters abgelöst hat – , Formeln, Sätze, Lehrbuchinhalte würden auswendig gelernt in Indien, sehr wenig aber das individuelle Denken und Urteilen vor und mit den Realitäten der Welt geübt.

Mittelalter, Scholastik: Vielleicht erklären solche Begriffe etwas von dem, was Indien heute immer noch ist. Trotz Autogehupe und Benzindunst muten auch die Städte mit ihrem Menschengewimmel den Fremden noch mittelalterlich an, dieses dichte Getümmel von Menschen, Karren, Rädern, Menschen, Rikschahs, Autos, Menschen, Menschen, und dabei fehlt diesem Gedränge die Hast unserer Reißbrett-Städte. Mittelalterlich sind auch die mächtigen Tempelanlagen, durch die das tägliche Leben and Handeln hindurchströmt, in denen die würdigen Alten, die zahllosen kleinen Händler, verkrüppelte Bettler, aussätzige Kranke, Kinder in Staub und Abfall, geschäftstüchtige Priester ihren Platz haben – mittelalterlich die oft ungepflasterten Straßen und der Mangel an Hygiene-Denken, der durch rituelle Waschungen nur unvollkommen ausgeglichen werden kann. Der Berichterstatter im „Deccan Herald" meinte zwar:

2.: Die Deutschen legen besonderen Wert auf äußerliche Reinlichkeit und Sauberkeit, sind aber oft persönlich schmutzig, nach indischen Maßstäben.

1.: Auch das aber hat wohl mit dem indischem Verständnis von Wirklichkeit und Realität zu tun, die nicht die Super-Sauberkeit moderner Waschmaschinen-Wäsche testet und nichts ahnt von dem jeweils weißeren Weiß unserer Waschmittel-Industrie, statt dessen aber die religiös bestimmten Waschungen als Reinigungen begreift: Sauberkeit sozusagen mit geschlossenen Augen, Reinheit als Illusion. Das ist, wie beinahe alles andere in Indien, unmeßbar mit unseren genormten und tatsachengesicherten Maßstäben, im wahr-

sten Wortsinn unberechenbar – wobei ich mich hüte, das strahlendste Weiß unseres Lebens als Fortschritt gegenüber dem mittelalterlichen Grau anzupreisen. Mittelalterlich scheint im übrigen auch das Verständnis der Inder für die Gegenwart insofern, als vielen von ihnen mit dem Sinn für die gemessene Zeit auch das Bewußtsein für Nähe oder Ferne vergangener Zeiten abgeht: Indien lebt weithin unhistorisch, gefangen ganz in der jeweiligen Gegenwart, die als ein Durchgang begriffen wird, ein Heute zwischen irgendwann gestern und irgendwann morgen.

Aufblenden Gesang, darunter die Übersetzung:

3.: STILL WIE EIN STANDBILD, OHNE BEWEGUNG, HÖRE ICH DEINE FLÖTE MIT STEIGENDEM STAUNEN, UND MEIN GEIST BEGINNT ZU WANDERN.–

Gesang langsam ausblenden

1.: Ein solches Weltverständnis weiß nichts von Fortschritt, und was von unserem abendländischen „Fortschritt" über die Grenzen hereinkommt, wirkt meistens fremd und unangemessen im Wortsinne: un-angemessen: Es fehlt ein dafür tauglicher, verbindlicher Maßstab. So gibt es in Indien heute nebeneinander die volltechnisierte, die ausgerechnete, funktionierende Welt der Weißen und der Reichen – die Luxus-Hotels, die Luxus-Wohnungen, Fernsehen, Klima-Anlage und Atombombe –, und daneben vegetieren unvorstellbar karg 600 oder 700 Millionen Menschen in ihren Dörfern und Slums, unter den Zwängen uralter hierarchischer Strukturen und fehlender Infrastrukturen, eine Welt der Magier, der Priester, der Handliniendeuter, der asketischen Heiligen, eine Welt der kleinen Händler, der Bettler, der Rikschah-Fahrer. Dazwischen liegt eine Zone des Übergangs, wo das Unvereinbare sich zuweilen seltsam vermischt, eine Art Niemandsland, wo abgelöste Teile der gegensätzlichen Welten oft verbindungslos, manchmal sinnlos nebeneinander existieren. Der Omnibus vom Bahnhof in Tiruchy zum großen Vishnu-Tempel Srirangam nimmt seinen Weg mitten durch die engen Gassen der Stadt, die mit Menschen, Rädern, Händlern, Karren, Kindern, Kühen

überfüllt sind, eigentlich kaum befahrbar für den Bus, der trotzdem – und mit erstaunlicher Geschwindigkeit – seinen Weg von Haltestelle zu Haltestelle macht. Ich saß neben dem Busfahrer und bewunderte seine traumhafte Sicherheit, seine außerordentliche Geschicklichkeit bei der Fahrt durch die Stadt, bei der der rüttelnde, überfüllte Bus keine Schramme erhielt und niemanden berührte, nicht einmal die auf der Straße schlafenden Hunde, nicht einmal in unglaublich engen Kurven. Der Fahrer lächelte stolz, als ich ihm beim Aussteigen sagte, er sei der beste Busfahrer, den ich je erlebt hätte, und das war nicht geschmeichelt. Meine Worte hatten allerdings eine unerwartete Wirkung: Auf der Rückfährt nämlich, es war inzwischen schon dunkel geworden, geriet ich zufällig in den gleichen Bus, der Fahrer erkannte mich wieder, und jetzt zeigte er dem weißen Mann, welche Möglichkeiten ein indischer Busfahrer wirklich hat: Mit unvorstellbarer Geschwindigkeit raste er durch die immer noch überfüllten, durch wenige Lampen und flackernde Lichter kaum erleuchteten Straßen und Gassen, mit müden Busscheinwerfern, es mußte nach aller Wahrscheinlichkeit ein Unfall passieren, wie im Film: eine Horror-Fahrt, die millimetereng an Menschen und Tieren und Karren vorbeiging, noch einmal geschah nichts, gerade jetzt, noch einmal, der Fahrer hantierte mit seinem Bus, als wäre nichts, als wäre der Bus ein Götterspielzeug, ein magisches Ding, das seine eigenen Wege wußte, und es muß so gewesen sein; denn nichts geschah, keine Schramme, kein Schrei – unglaublich, unvorstellbar, und als ich ausstieg, strahlte der Fahrer zufrieden, und er schien durchaus nicht verwundert zu sein – und nicht einmal dankbar, wie ich – , daß kein Unglück passiert war.

Oder der Doktor Radhakrishnan, der mich in seiner Zahnklinik in Madras mit aller Zuvorkommenheit empfing, die einem bar und gut zahlenden Weißen zukommt, bei dem sich eine Plombe gelockert hat. Er besah sich den Schaden und behandelte mich dann – auf einem Drehstuhl, der beinahe so verrostet war wie der Spucknapf – auf eine Weise, die mich an mittelalterliche magische Kün-

ste erinnerte. Den Bohrer mit Fußbetrieb setzte Doktor Radhakrishnan gar nicht erst in Bewegung, sondern er kratzte nur ein wenig um die lockere Plombe herum und strich dann entschlossen eine amalgamische Masse darüber, die er auch noch über die benachbarten Zähne verteilte, und er versicherte – und schien durchaus von seiner Methode überzeugt –, so sei mir und meinem Zahn ausgezeichnet geholfen. Dankend quittierte er für 20 Rupies und empfahl sich für weitere Behandlungen, die schon am nächsten Tage fällig gewesen wären, weil sich die amalgamische Masse schon wieder gelöst hatte, die ich mir aber ersparte, weil ich auch einem zweiten Versuch mit der magischen Behandlungsweise nicht mehr Zutrauen entgegenbringen konnte und dann schon lieber mit lockerer Plombe weiterreiste.

Oder das grelle Kunststoff-Bunt, das auch in kleineren Städten mehr und mehr die Auslagen der Läden durchsetzt, zersetzt. Von irgendwoher sind offenbar Maschinen importiert worden, die billig aus billigem Kunststoff billigen Schund fabrizieren, und ein Land, in dem die handwerklichen Fähigkeiten seit Jahrhunderten, Jahrtausenden zu Künsten entwickelt worden sind – noch heute werden in Indien Reliefs geschnitzt, die ihren Vorbildern aus vergangenen Zeiten in nichts nachstehen –, ein Land mit ausgewogenen Formen und Farben bis in die bescheidenen Gerätschaften der letzten Hütte hin, dieses Land greift nach dem Abfall-Schund der abendländischen Zivilisation, als wäre das ein Götter-Geschenk, und es vergißt darüber mehr und mehr sein eigenes Können. Wer die stolzen Reste des mächtigen Königspalastes in Thanjavur besucht und darin die großartige, auch großartig ungeordnete Sammlung von Kunstwerken aus den letzten tausend Jahren bewundert hat, der wird anschließend zu einer Verkaufsausstellung gewiesen, wo Kunsthandwerk von heute feilgeboten wird – und möchte dann lieber weinen als lachen angesichts eines bunten Sammelsuriums von billig produzierter Massenware, vornehmlich aus Kunststoff und Pappmasche, in deren Preßformen die edlen Urbilder der Vergangenheit gerade noch zu ahnen sind. Ob Inder selbst das nicht sehen können – so wie offenbar das Gros der amerikanischem Touristen das

nicht erkennt, für die solche Produkte bestimmt sein dürften – oder ob ihnen das gleichgültig ist als ein Stück jener Wirklichkeit, die nicht zählt – ich weiß es nicht. Vielleicht sind sie Opfer: verführt von den magischen Künsten des reichen weißen Mannes, der ohne Mühe aus Abfall Formen und Bilder schafft – der Kunststoff als Symbol jenes scheinbar sorglosen Lebens in Überfluß, das Indern unerreichbar bleibt.
Ich bin allerdings nicht sicher, ob das Leben der reichen Weißen für Inder wirklich und in jedem Aspekt beneidenswert erscheint. In dem Aufsatz des „Deccan Herald" stand auch:

2.: Der Lebensstil in Deutschland und die Lebensbedingungen sind so verschieden von denen Indiens, daß jeder ausländische Student mindestens einmal in den ersten Wochen daran denkt, wieder nach Hause zu fahren.

1.: Statistische Zahlen sagen eben nichts aus über das Lebensgefühl, auch nicht über das Lebensgefühl jener 70 Prozent der indischen Bevölkerung, die unter dem statistischen Existenzminimum leben. Mein Sohn, der längere Zeit kreuz und quer durch Indien zog – er sieht das Land noch heute mit den staunenden, märchengläubigen Augen seiner Generation –, dieser Sohn ist tief überzeugt, daß auch die ärmsten Inder zufrieden in ihrem bescheidenen Leben sind. Ich zweifele daran, kann allerdings das Gegenteil auch nicht beweisen, zumal ich mit den Armen und Ärmsten in Indien nicht sprechen konnte – sie verstehen kein Englisch, und ich kenne keine der 15 Hauptsprachen und der 349 Dialekte Indiens. Vielleicht gibt es das Wort Zufriedenheit in Indien gar nicht – nicht in dem Sinne, wie wir es verstehen? Ich erinnere mich an eine Bemerkung der amerikanischen Studentin Abbie in Madurai, es gäbe dort in der Landesprache Tamil kein Wort für happiness – kein Wort für das amerikanische Glücklichsein. Natürlich, es gibt Glück in Indien. Aber das ist nicht unser Glück, und auf jeden Fall hat dieses indische Glück nicht den zentralen Wert wie in unserem Leben. Ähnlich mag es mit dem Wort Zufriedenheit sein: Wahrscheinlich gibt es Glück und Zufriedenheit in Indien

nicht als Kategorien eines subjektiv bestimmten, subjektiv erfüllten Lebens.

Mein Sohn, Kind einer liberalen Wohlstandsgesellschaft, die grundsätzlich alle Wünsche erlaubt, ohne alle Wünsche befriedigen zu können, so daß Unzufriedenheit sich einstellt – dieser Sohn ist, vermute ich, fasziniert von der Gelassenheit, die den indischen Lebensstil prägt, von dem fraglosen Einverständnis mit sich und seinem Leben, das dem Inder – wenn hier die fragwürdige Verallgemeinerung einmal erlaubt ist – den Anschein von Ruhe, Sicherheit und Wunschlosigkeit gibt, und das ganz unabhängig von Besitz und Geld.

Allerdings, diese gelassene Zufriedenheit, diese ruhige Sicherheit dürfte nur so lange Bestand haben wie der Glaube, daß die Welt der Sinne Illusion sei. Sollte sich auch in Indien dieser Glaube eines Tages als Illusion erweisen – und welche Glaubenssätze sind schon ewig? – , sollte auch Indien einmal ein Leben ohne Götter leben müssen –

kurz aufblenden Musik, Gesang mit Übersetzung:

3.: O, DU LOTUSAUGIGER EINER, DU HERR DES WELTALLS –

1.: ich weiß nicht, wie die indische Wirklichkeit dann sein wird: gelassener gewiß nicht, zufriedener kaum.

IYENGAR UND DIE ILLUSION

Erstsendung des 1978 verfaßten Features durch den Bayerischen Rundfunk 22.8.1981. Später von Hessischen Rundfunk gesendet.

Inseln am Rande der Welt

Die Falkland / die Malvinen
(1980)

Ja, der Wind. Erinnere ich mich, frage ich mich, was mir im Ohr geblieben ist von diesen Inseln fern am Rande der Welt – hinter der Welt –, dann ist es die atmende Stille, die Ruhe, und in dieser Ruhe, über der Ruhe ein stetiges Wehen, der Wind. Der Wind ist immer da, er ist der eigentliche Herrscher hier, Herr über das Land und Herr über das Meer rundum, ist Herr auch über die Vogelschwärme, die ihn mit ihrem Schreien zu unterbrechen wagen.

Das ist fast immer der gleiche Wind, ein starker Seewind von Westen, Südwesten her, der zuweilen auf die Ohren drückt und manchmal den Atem nimmt, ohne selbst je den Atem zu verlieren, der die Büsche duckt und die wenigen Bäume biegt und beugt, die sich im spärlichen Windschatten der Häuser gehalten haben – ein Wind, dem nichts und niemand seine selbstverständliche Überlegenheit bestreiten kann. Selbst die aufheulenden Motorräder der jungen Leute im Städtchen Stanley – nur hier, in der Hauptstadt, dem Hauptort, dem Hauptdorf der Falkland-Inseln gibt es überhaupt so etwas wie Straßen –, auch diese Motorräder verlieren rasch ihren Lärm an den übermächtigen Wind, der die Inseln in der gesichtslosen Weite des Südatlantiks nur wie zufällig zu berühren scheint, gleichgültig: schon wieder vorbei, vergessen schon – Stille wieder und Einsamkeit, Wind, Wind.

Wind, Wasser, Rauschen, schäumende Gischt. So ungefähr hatte ich mir das vorgestellt, wenn ich überhaupt eine Vorstellung von den Falkland-Inseln gehabt hatte. Schließlich, man kennt diese Art von Inseln, man hat darüber gelesen, hat Filme gesehen, gelegentlich, war selber schon hier oder da, hat geträumt von den Hebriden – Wo war das noch? – oder von Spitzbergen, Feuerland, Tahiti, St. Helena. Man weiß das schon vorher,

so ungefähr: Wasser rundum, nichts anderes als Wellen und Wind, Wind, und Wolken darüber, malerisch, träumerisch weiß, und inmitten dann dieser Insel-Punkt auf der Karte, abenteuerlich klingende Namen, Robinson oder Sigismund Rüstig – Wie war das noch auf der Schatzinsel, damals? – und Gold und Hunger und Perlen und Tod, die bunten Inselträume von Freiheit und Lebensgefahr und Rettung, zuletzt. So ungefähr jedenfalls, die schwarzen Piraten nicht zu vergessen, und überall auf den einsamen Inseln der Wind, zeitlos, namenlos, dieser große Meerwind, schon vergessen, vorbei.
Obwohl ich eigentlich wußte – und wissen mußte, natürlich, ich bin nicht mehr jung-, daß jede Insel auf dieser Welt ein ganz besonderer Punkt ist, ein Stück Fels oder Erde mit eigenem Charakter, eigenen Gesetzen und Grenzen: Nur ein einziges Mal läßt das Meer dieses Inselland stehen, formt es diese besondere Küste – mit eigener Geschichte: Nur einmal geschah und geschieht an diesem Punkt der Welt dieses besondere Gestern und Heute und Hier, und nicht einmal der Wind ist der gleiche über den Inseln dort oder hier, er kommt jeweils von anderen Meeren, anderen Küsten, obwohl er nur einen Namen hat: Wind, Wind. Allerdings, ich wußte von Jugend an mehr von den Falkland-Inseln, nämlich Geschichten und Geschichte: die Seeschlacht bei den Falkland-Inseln 1914. Das war eine stolze Geschichte damals, ein mächtiges Heldenlied für Kaiser und Fahne und Vaterland – wie wir das lernten und lasen in einer Zeit, die uns mit solchen Heldengeschichten vorbereitete für die nächsten Heldentaten und Heldentode: Letzte Bewährung für tapfere deutsche Männer, drei Hurras auf Seine Majestät, und ein deutscher Dichter hatte dazu gedichtet:

„Hat das Geschick auch gegen euch entschieden,
Besiegt bleibt ihr die wahren Sieger doch.
Ihr hieltet unsere Fahne hoch im Süden,
In Todesstarre hielt die Hand sie noch.
Erst als die Wellen jäh, die nimmermüden,
Einströmten in des Schiffes tödlich Loch,
Da sankt, als wenn euch fern die Norne riefe,
Ihr all mit Schiff und Flagge in die Tiefe."

So etwas habe ich damals gelesen, als Junge, es reimte sich so schön und rund:

„Nun schlaft, ihr Braven, schlaft auf jenen Planken,
Auf denen ihr gestritten scharf und heiß!
Das Vaterland, es wird euch ewig danken,
Es kränzt euch immerdar mit Lorbeerreis."

Ganz vergessen hatte ich das nie, so wenig wie die anderen stolzen Geschichten, mit denen wir damals eingestimmt wurden auf kommende Schlachten und Schlachtereien. Dabei wußte ich nicht einmal genau, wo denn jene fernen Falkland-Inseln zu suchen waren, vor deren Küsten der Admiral Graf Spee und seine Helden, mit Lorbeerreis bekränzt, auf ihren Planken schliefen, auf dem 52. Breitengrad nämlich im Süden, ungefähr, und ungefähr auf dem 59. Längengrad: bizarre Flecken und Fleckchen im großen atlantischen Kartenblau, mehr als 500 Kilometer von der südamerikanischen Küste entfernt: Zwei große Inseln und hundert oder zweihundert kleine dazu, vielleicht sogar dreihundert. Manchmal sind da nur wenige Quadratmeter Land, umspült und umrauscht von Wellen und Gischt, und was ist das genau: eine Insel? Wie groß muß ein Stück Erde sein, um als Insel einen eigenen Namen zu tragen? Und diese sind Inseln hingestreut über ein Gebiet von ungefähr 150 mal 100 Kilometern, und nach Osten hin kommt dann gar nichts mehr: Zieht man auf dem Globus eine Linie von den Falkland-Inseln nach Osten hin, dann findet man immer nur Meer, Meer, offenes Meer, fast rund um die Welt, bis hin zur chilenischen Küste.

Ich hätte sie suchen und finden können auf jeder Weltkarte, diese Landflecken im Meerblau namens Falkland-Inseln, die auf den Karten noch auf dem hell gezeichneten südamerikanischen Festlandssockel liegen, rundum nicht mehr als 200 Meter Meerestiefe. Erst dahinter, im Osten, beginnt das dunkle Blau des Weltmeeres mit Tiefenlinien von 2000, 3000, 5816 Metern. Doch Heldenlieder brauchen keinen genauen Ort, sie klingen sogar viel überzeugender, wenn man die ärgerlichen, die dummen, die blutigen Einzelheiten nicht weiß, und damals war ich ganz und gar überzeugt von dem, was ich las:

„Eine Nation, die solche Helden hervorbringt, darf ungebeugten Mutes auch den schwersten Opfern standhaft ins Auge

schauen und des Sieges gewiß sein", telegrafierte – nach der Katastrophe – der Präsident des Reichstages an Seine Majestät den Kaiser, und das glaubte ich zwei oder drei Jahrzehnte später noch immer:

„Mit immergrünen, nimmerwelken Ranken
Blüht eurem Heldennamen Ruhm und Preis."

Mehr allerdings wußte ich nicht von jenen fernen Inseln, und mehr wollte ich auch gar nicht wissen, zumal ich nicht ahnte, daß ich jemals dorthin kommen würde. Als ich dann etwas mühsam – nicht mehr ganz jung jetzt und gar nicht mehr heldisch gesinnt– den steilen Abhang vom Hafen nach Sappers Hill hinaufstieg, von wo aus am 8. Dezember 1914 die Beobachtungsposten die deutschen Kreuzer gesichtet hatten, gebeugt gegen den Wind, atemlos manchmal unter dem Wind, und plötzlich lag dann das postkartenblaue Meer vor mir, wo vor beinahe undenklichen Zeiten 2300 deutsche Männer für die Ehre ihrer Flagge gestorben waren – und natürlich war nichts davon zu sehen, nur Meer rundum und Gischt und Wolken und Wind, gleichgültig –, da fiel mir plötzlich ein, ganz und gar unhistorisch natürlich und ganz und gar unheroisch dazu: Was wollten die eigentlich hier, der deutsche Admiral und seine toten Offiziere, Decksoffiziere, Unteroffiziere und Matrosen – was sollte das ganze kriegerische Spektakel hier, kurz vor dem Ende der Welt?

Unten am Hafen liegt geduckt und halb den Hang hinauf das Städtchen Stanley, hier oben gibt es steppenartiges, mooriges Land mit einzelnen Felsbrocken, niedrige Hügel aus Torfsoden, darauf eine kleine Funkstation mit rotweißen Antennenmasten: kein Mensch hier, nur dieser unfruchtbare, karge Boden, und über die blauen Hügel und Berge im Westen fegte der Wind herüber: Was sollte, was wollte der Krieg in dieser Einsamkeit? Abends in der heimeligen Wärme des kleinen „Upland Goose Hotel" am Hafen kramte ich aus meinem Koffer das 1918 in Buenos Aires gedruckte Buch des Admirals C. Dick heraus, Südamerika-Kriegsausgabe: „Das Panzergeschwader, sein Werden, Sieg und Untergang." Ein ziemlich abgegriffenes, angegilbtes Buch, das ich ein paar Tage vorher im Antiquariat Henschel in Buenos Aires gefunden hatte; da schwärmte der Admiral Dick auf den stockfleckigen Seiten: „Kreuzergeschwader! Wunderba-

rer, vielsagender Klang! Das Brausen des Weltmeeres tönt uns ins Ohr!" Und Krieg und Ehre und Tod klangen ganz selbstverständlich: „In offener Seeschlacht an ferner Küste schlägt der deutsche Aar das sieggewohnte neidische Albion nieder. – Weit unten im kalten Südmeer schlafen Schiffe und Helden nach ruhmvollem, ungleichem Kampf den ewigen Schlaf. Überall echter Seemannsgeist und Pflichterfüllung bis zum Tod!" Und ich begann zu lesen von Sieg und Untergang des deutschen Kreuzergeschwaders, und schon ärgerte ich mich, daß die deutschen Helden dem perfiden Albion bei den Falkland-Inseln vor die überlegenen Geschütze gelaufen waren – und ärgerte mich, daß ich mich über die Blindheit der deutschen Helden ärgerte – und außerdem ärgerte ich mich vor allem über mich selbst, der ich drauf und dran war, die längst verrauchte Seeschlacht bei den Falkland-Inseln noch einmal zu schlagen, damit das heldenhafte deutsche Kreuzergeschwader irgendwann später und irgendwo anders zu den Nornen gerufen würde: einfach zu dumm!
Aber ich will diese dumme alte deutsche Geschichte jetzt lassen – später muß ich noch einmal, darauf zurückkommen, und ich will von den Falkland-Inseln erzählen, wie sie wirklich und wie sie heute sind. Vorweg muß ich allerdings einräumen, daß meine Reise dorthin eigentlich nicht ganz gelungen war, ziemlich schlecht vorbereitet, mindestens nicht richtig vorbereitet: gedacht als ein kleiner Abstecher von einer großen südamerikanischen Rundreise in eine etwas skurrile Inselwelt, die nur fern, nur klein, nur abgelegen und einsam zu sein schien: auf den Falkland-Inseln leben alles in allem kaum 1800 Menschen, nicht mehr als in einem mittleren deutschen Dorf – ein Ausflug in eine bescheidene Inselwelt, die sich in der Wirklichkeit dann aber als kaum übersehbar, als in wenigen Tagen nicht erfahrbar erwies, sehr viel größer und vielfältiger und vielschichtiger, auch sehr viel problematischer, als daß ein Ausflügler mehr als ein paar Postkarten-Ansichten und Postkarten-Einsichten von dort mitbringen könnte – kaum mehr als ein bißchen von dem Dies und Das, wie es das Sekretariat des Gouverneurs auf billigem Saugpost-Papier als Information verbreitet: „Obwohl die Inseln als öde, kalt und unfreundlich gelten, liegen sie tatsächlich genau so weit südlich des Äquators wie London nördlich."

Wobei das Sekretariat des Gouverneurs allerdings zu erwähnen vergaß, daß London vom warmen Golfstrom berührt wird, während die Falkland-Inseln vom kalten Falkland-Strom umspült werden, so daß die Winter hier zwar meistens milder sind als in London, die Sommer aber deutlich kälter: Das ganze Jahr hindurch müssen die Häuser geheizt werden, der Sommer bringt es nur auf eine Durchschnittstemperatur von 9,4 Grad Celsius. Ein bißchen Dies und Das also: Hier gibt es keine öffentlichen Verkehrsmittel, kein Taxi, kein Theater, kein Fernsehen, auch keinen Nacht-Club, und kaum ein Falkländer kann schwimmen: Zum Baden ist das Wasser immer zu kalt. Was man so hört und liest und erfährt als Reisender in einem fernen, fremden Land, und übermorgen ist das meiste schon wieder vergessen.

Wo also anfangen zu berichten – wie anfangen? Mir kam ein Buch zu Hilfe, das ich im größten Shop der Hauptstadt Stanley, dem „West-Store" der ökonomisch herrschenden Falkland-Islands-Company, fand und erstand, geschrieben von Major R. N. Spafford, einem braven britischen Artillerie-Offizier, dessen freundliches Foto die vorletzte Umschlagseite ziert: „The 1933 Centenary Issue of the Falkland Islands" – ein Buch, das 1972 in einer Auflage von 1000 Stück erschienen ist, in kunststoffnarbigem Einband, 84 Seiten stark, mit zahlreichen Abbildungen, in dem der Major Spafford liebevoll, kenntnisreich, detailliert und mit zahlreichen Abbildungen von nichts anderem berichtet als von einer Briefmarken-Serie, die zum hundertjährigen Bestehen der Kolonie im Jahre 1933 herausgegeben wurde und seinerzeit sofort das Aufsehen, ja, das Entzücken aller Briefmarkensammler hervorgerufen zu haben scheint.

Natürlich ist Major Spafford selbst ein leidenschaftlicher Philatelist, mehrere Silber- und Bronzemedaillen von Briefmarkenausstellungen beweisen seinen Rang. Daß die Falkland-Inseln eigene Briefmarken herausgeben – was bei einer Bevölkerung von noch nicht einmal 2000 ja nicht ganz selbstverständlich erscheint –, dürfte Major Spafford schon bekannt gewesen sein, als er mit fünf Jahren – und das war eben 1933 – mit dem Briefmarkensammeln begann. Dem Zufall, daß er 1967 den originalen Entwurf zu einer Marke der 100-Jahres-Serie kaufen konnte, verdankt die Welt nun dieses Buch – und ich verdanke ihm

einige bunte Akzente in meinen Falkland-Erfahrungen, weil auf dem Dutzend Briefmarken mit Werten zwischen einem halben Penny und einem runden Pfund all das abgebildet ist, was 1933 für die Inseln typisch und wichtig erschien. Auch runde 50 Jahre später kann diese Typologie noch gelten – auf den Falkland-Inseln hat es die Zeit nicht eben eilig: Ein Schaf bleibt hier ein Schaf: und bleibt bedeutend für die Wirtschaft der Inseln – , ein Wal ein Wal, ein Pinguin ein Pinguin, das Haus des Gouverneurs ist immer noch das größte und bedeutendste der Inseln, das „Battle Memorial" weist auf den einen und einzigen Tag, an dem die Falkland-Inseln in das grelle Licht der Weltgeschichte traten, und nur das Wappen ist verändert worden seitdem: Für den Seelöwen ist auch hier ein Schaf gesetzt worden.

Auf Major Spaffords Buch stieß ich jedoch erst gegen Ende meiner kurzen Tage auf den Falkland-Inseln. Zunächst versuchte ich es mit einem richtigen Reisebericht, eine Schilderung meiner Reise, die eben nicht ordentlich vorbereitet und deshalb, wie ich mir selbst eingestehen mußte, nicht ganz gelungen war. Die Falkland-Inseln machen es Besuchern allerdings auch nicht gerade leicht: Sie sind kein Reiseland, kein Reiseziel, für das sich auch nur der Druck von drei Dutzend Werbeplakaten lohnen würde, und daher findet man kaum irgendwo Informationen, sofern man nicht gleich intensiv nach etwas Leinengebundenem in Englisch oder Spanisch forscht. Den freundlichen Schnappschuß, den man selber dann auch machen und zu Hause vorzeigen kann, den in das Querformat passenden Ausschnitt von Sehenswürdigkeiten sucht man vergebens: Der Oberflächenglanz der Falkland-Inseln ist nicht sehr ausgeprägt, schon gar nicht werbewirksam, und außerdem, wie gesagt, die Werbung lohnt sich nicht.

So saß ich schließlich in der dröhnenden Fokker F 27, die in knapp zwei Stunden von der argentinischen Küste hinüberfliegt auf die Inseln, sah hinaus auf Wolken und Wellen und wußte fast nichts von dem, was vor mir lag – bis dann im Dunst der erste Küstenstrich sichtbar wurde, braunes Land, Steine, ödes Land, umsäumt von weißen Brandungsspitzen, der breite Falkland-Sund zwischen den beiden großen Inseln, Steine, plötzlich ein roter Punkt unter mir, ein einsames Hausdach, niedrige Hügel und Berge, weiße Steine und kleine blaue Seen-Spiegel,

Felszacken im Gischt, und dann liegt schon die Landebahn unten, noch einmal hinausgekurvt über das Meer, wieder die Brandungsstriche, der Anflug, die polternden Räder, halt.
Ja, und da empfing mich der Seewind. Ich war auf den Falkland-Inseln, und die Reise war gar nicht so schwierig gewesen und nicht so umständlich, wie ich gefürchtet hatte. In meinem südamerikanischen Reiseführer hatte ich den Hinweis gefunden, es empfehle sich, das Visum für einen Besuch der Falkland-Inseln frühzeitig zu besorgen, bei der britischen Botschaft in Buenos Aires, das könne Wochen dauern. Noch aus Deutschland hatte ich deshalb Herrn Siegler in Buenos Aires geschrieben, er möge mir doch, als ein Landes-, Sprach- und Formular-Kundiger, behilflich sein, das Visum rechtzeitig zu beschaffen. Herr Siegler, der selbst nie daran gedacht hatte, die fernen, kalten Inseln zu besuchen – wer fährt schon vom strahlenden Buenos Aires in solche unwirtliche Einsamkeit? – , Herr Siegler also tat, was er tun konnte: Er gab meinen Brief in sein Vorzimmer zu Frau Rothschild, die ebensowenig eine klare Vorstellung von den fernen Inseln hatte wie er – nur, daß man in Argentinien nie und niemals von den Falkland-Inseln sprechen dürfe, das wußte sie genau, und eben dies war auch ihr erster Ratschlag für mich: Die Falkland-Inseln hießen in Argentinien die Islas Malvinas, bedeutete sie mir, die Malvinen, und sie deutete an, es würde Schwierigkeiten geben, wenn ich das nicht beachtete.
Zunächst aber stellte Frau Rothschild fest, daß ein Bundesdeutscher, mit Großbritannien unter dem Dach der Europäischen Gemeinschaft vereint, für die britische Kron-Kolonie Falkland Islands kein Visum benötigte. Gleichzeitig ließ sich Frau Rothschild von ihrem Reisebüro erklären, man müsse Flugplatz und Hotelunterkunft – beides mit sehr begrenzten Kapazitäten – möglichst frühzeitig und fest buchen, gleich jetzt, und um nichts zu versäumen, bestellte sie für mich den Flug von Buenos Aires zu den Falkland-Inseln – Verzeihung: zu den Malvinen – und zurück, dazu ein Zimmer im Hotel „Upland Goose" mit Vollpension – ohne zu wissen, daß Vollpension auf den Falkland-Inseln mindestens einmal täglich Hammelfleisch bedeutet, und ohne zu ahnen, natürlich, daß ich seit langen Jahren Hammelfleisch buchstäblich nicht riechen

kann. Gebucht aber und sicher war mein Ausflug auf die Inseln, Malvinen oder Falklands, und nicht ohne Stolz überreichte mir Frau Rothschild bei meiner Ankunft in Buenos Aires die Reiseunterlagen mitsamt der Rechnung über 700 amerikanische Dollar, was mir ein nicht ganz unerheblicher Aufwand für einen neugierigen Abstecher von fünf Tagen schien – und was wohl auch erheblich billiger gekommen wäre, hätte ich Flug und Hotel direkt gebucht, ganz abgesehen davon, daß das Flugzeug nur halb besetzt war, und im Hotel „Upland Goose" saß ich schließlich nur mit einem einzigen anderen Gast zusammen und kaute Hammelfleisch – die anderen 30 Betten waren frei.

Frau Rothschild hatte im übrigen aber noch etwas mehr getan um mir zu helfen: eine Zeitungs-Sonderbeilage über „die Malvinen, dieses bezaubernde Stück Erde" hatte sie vom Spanischen ins Deutsche übersetzen lassen, damit ich wüßte, was man in Argentinien von den Malvinen weiß und hält. Die Übersetzung war offenbar nicht ganz einfach gewesen; denn der Text hörte sich etwa so an:

> „Die Kolonisation ist nicht mehr aktuell, und die Engländer, ein Kulturvolk, wissen, nachdem sie eine industrielle Revolution durchsetzten und die Demokratie gegen den Nazismus aufstellten, daß, wenn sie ein Land gewissermaßen an sich gerissen haben, sie es wiedergeben müssen."

Allerdings, die Malvinen oder die Falkland-Inseln sind in Deutsch, Spanisch und Englisch gleichermaßen ein ausgesprochen problematischer Fall – darüber wird später mehr zu sagen sein. Zunächst jedenfalls erhielt ich auf dem Flugplatz von Kap Pembroke einen argentinischen Stempel, dann einen britischen, jeweils auf anderem Papier, und der Zugang zu den Inseln war mir aufgetan, welche auf Spanisch „ein bezauberndes Stück Erde" sind und auf Englisch „als öde, kalt und unfreundlich gelten", während sie auf Deutsch von allem etwas haben, je nach Jahreszeit, Tageszeit, Witterung und Stimmung.

Ich kam an einem Tage Ende September, an dem die Sonne schien, der Ginster blühte und in den kleinen Vorgärten schon die ersten Narzissen – am Hafen ging ich entlang, der breit ist und leer, zwei Schiffe legen hier durchschnittlich im Monat an, und bald hatte ich das Städtchen hinter mir, vor mir die weite, kahle, urtümliche

Landschaft, die mich verleitete, vom Wege abzugehen, hügelan nach links zu wandern, wo seltsame graue Steinformationen zu sehen waren. Aber obwohl ich stetig den Abhang hinaufging, geriet ich bald – und immer wieder – in morastiges Land, das sich an meinen Schuhen festsaugte, und selbst auf dem Hügel oben blieb es so: weicher, nasser, torfiger Boden, kein Weg, kein Steg – an Wandern kreuz und quer war nicht zu denken, meine Schuhe brauchten zwei Tage zum Austrocknen.

Im übrigen war es an diesem ersten Tage das Städtchen Stanley selbst, das mir ins Auge fiel, so klein es ist. Denn ich war gerade einige tausend Kilometer durch Argentinien gereist und hatte zwei Tage zuvor in der Stadt Rio Gallegos übernachtet, die mich sehr beeindruckt hatte als eine der schmutzigsten, schludrigsten, häßlichsten Städte, die ich je gesehen hatte. Und dieser Gegensatz plötzlich: die blanke Sauberkeit der Häuser, der Straßen, des ganzen Ortes, der so aussah (auf dem gleichen Breitengrad gelegen wie Rio Gallegos), als sei er gerade eben von einem mächtigen Zauberer von den Shetland-Inseln oder von der norwegischen Küste hierher versetzt worden. Weiß und gelb und rot und blau die Häuser, die sorgfältig gestrichenen Wellblechdächer, reine Farben, die zwar hier oder da vom Rost angefressen waren, die aber auf eine verblüffende Weise europäisch wirkten: ganz und gar fremdartig für einen Reisenden, der sich gerade mit einiger Mühe an den spezifischen südamerikanischen Lebensstil gewöhnt hatte.

Auch in Stanley ist kein Reichtum zu sehen: Die Häuser, zum Teil schon vor über hundert Jahren hierhergebracht – denn es fehlt an Baustoffen, vor allem gibt es auf den baumlosen Inseln kein Holz – wirken eher bescheiden, die Dächer sind niedrig, in den Fenstern hängen großmütterliche Gardinen, in den gepflegten Gärten stehen Bretterschuppen, wo der Torf lagert und trocknet, und nirgendwo ist ein Zeichen von besonderem Aufwand zu entdecken, schon gar nicht von Luxus. Über der ganzen Stadt aber liegt ein Hauch von Solidität, Biederkeit, handwerklicher Zuverlässigkeit, und in den Straßen toben nach Schulschluß rotbäckige Kinder mit mehr oder weniger blonden, manchmal auch britisch roten Haaren: eine englische Stadt, ganz zweifellos, eine britische Insel, und die Schilder überall in den Fenstern erschei-

nen eigentlich ganz und gar überflüssig: „Keep the Falklands British!" – Sorgt dafür, daß die Falkland-Inseln britisch bleiben! Die altmodisch-rührenden Sprüche daneben: „God bless the Queen" unterstreichen in ihren unbewußten und ungewollten Naivität, daß hier noch weithin alte Werte gelten, geradezu viktorianische Vorstellungen: Gott segnet die Königin, und die Königin schützt ihre treuen Untertanen.

Hier komme ich nun endlich auf den braven Major R. N. Spafford zurück und auf sein bilderreiches Buch, das ich für vier Pfund Sterling – ein englisches Pfund hat den gleichen Wert wie ein falkländisches, doch ohne eigene Währung tun's die Falkländer eben auch nicht – erstanden hatte: „The 1933 Centenary Issue of the Falkland Islands".

Diese Briefmarken-Serie war nämlich eine durchaus eigene Schöpfung der Falkland-Inseln, wie Major Stafford berichtet: „Schon zu Beginn des Jahres 1932 wurde ein Komitee gebildet, das die Jahrhundertfeiern auf den Inseln planen sollte", und dieses Komitee beschloß außer Festgottesdiensten, Fußballspielen, Tanzabenden, Schäferhund-Wettbewerben und Pferderennen – sowie der feierlichen Grundsteinlegung zu einem Swimming Pool, der bis heute nicht gebaut worden ist – auch eine neue Ausgabe von Falkland-Briefmarken, an deren Entwurf sich sogleich ein Komitee-Mitglied setzte, der Ingenieur George Roberts. Entwürfe aus London hätten nämlich pro Stück 30 Pfund gekostet, und dafür fehlte es der Kolonie an Geld. Mr. Roberts war jahrzehntelang so etwas wie der All-round-man der Kolonie, er verstand sich auf alles und nebenher aufs Fotografieren und aufs Zeichnen. So stellte er in die Mitte seiner Marken-Entwürfe – und in dieser Weise damals wohl zum erstenmal – je eine Fotografie aus seinem Freizeit-Vorrat, manchmal aber auch eine Abbildung aus Zeitungen oder Zeitschriften, die ihm dafür zu passen schien. In zwölf Marken und zwölf Bildern dokumentierte er Gegenwart und Vergangenheit der Falkland-Inseln, jedenfalls soweit, wie es Großbritannien anging und interessierte. Argentinien nämlich fand die Briefmarkenserie beleidigend, erkannte die Marken auf Briefen und Paketen nicht an, erhob Nachporto und Strafporto für derart frankierte Sendungen und brachte umgehend selbst Briefmarken heraus, auf denen die In-

seln als „Islas Malvinas" deutlich als ein Bestandteil Argentiniens erschienen.
Nun ist es allerdings wahr: So britisch das Städtchen Stanley und seine Bewohner wirken – und auch in Argentinien wird kaum jemand bestreiten, daß die Malvinen von Briten bewohnt werden – so fragwürdig ist die politische Lage der Inseln, Die Falkländer selbst zwar stimmen geschlossen dafür, als Kolonie im britischen Staatsverband zu bleiben – eine andere Möglichkeit träumen sie nicht einmal, für jede weitergehende Selbständigkeit ist ihre Zahl einfach zu gering. Die argentinischen Ansprüche auf die Insel – historisch durchaus begründete Ansprüche! sind aber nicht einfach beiseite zu schieben, und Argentinien ist nah, England ist weit.
Das ist eine ziemlich lange und verwickelte Geschichte, die Großbritannien und Argentinien sich bei Gelegenheit in jeweils unterschiedlicher Perspektive zu erzählen pflegen. Daß die Inseln schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts, und zuerst ganz zweifellos von Spaniern und Portugiesen, gesichtet worden sind – ganz und gar menschenleere Inseln damals! – , dürfte unbestreitbar sein, zumal die Inseln schon auf einem Dutzend Karten des 16. Jahrhunderts zu finden sind, lange bevor im Jahre 1592 die ersten englischen Seefahrer sie „entdeckten". Schon darüber gibt es aber Meinungsverschiedenheiten, wissenschaftlichen und politischen Streit, und genau so über die verschiedenen Namensgebungen der unwirtlichen Inseln, auf denen die ersten Entdecker zunächst einmal gar nicht gelandet waren. Für die Engländer endete das damit, daß Kapitän John Strong im Jahre 1690 zwischen den beiden großen Inseln hindurchfuhr und diese Wasserstraße nach dem Ersten Lord der Admiralität Falkland-Sund benannte. Die ersten Siedler auf den Inseln waren dann aber weder Spanier noch Engländer – und Eingeborene hat es hier nie gegeben – , sondern Franzosen: 1764 landete Antoine Louis de Bougainville mit zwei Schiffen, um die Inseln mit Flaggenhissung und Kanonensalut für seinen König in Besitz zu nehmen, und mit ihm kamen einige Dutzend französische Siedler, die eine kleine Befestigung errichteten, Port Louis, und ein paar bescheidene Hütten daneben. Die mitgebrachten Vorräte an Pflanzen, Samen und Vieh halfen ihnen, die erste Zeit

in dem kargen Land zu überstehen. Doch Spanien protestierte entschieden gegen diese Siedlung, und so verkaufte Bougainville schon 1767 Port Louis mit allem Drum und Dran an die spanische Regierung. Ein Wert der Briefmarkenserie zeigt das kleine Port Louis, das 1844 dann zugunsten von Stanley aufgegeben wurde. Fast gleichzeitig aber mit Bougainville war auf einer anderen Insel der englische Kapitän John Byron gelandet, um seinerseits die gesamte Inselgruppe für seinen König in Besitz zu nehmen. Darüber kam es zu einem heftigen Streit zwischen Spanien und Großbritannien, beinahe zu einem Krieg, bis nach wiederholtem Hin und Her im Jahre 1774 die kleine englische Siedlung wieder verlassen wurde. Allerdings – und darauf legt die englische Geschichtsschreibung besonderen Wert – befestigte der Leutnant Clayton beim Verlassen der Insel eine Inschrift an der Tür des Blockhauses, die allen Nationen kundtun sollte, daß die verlassenen Häuser mit allem Drum und Dran, wie überhaupt die Falkland-Inseln, der alleinige Besitz des britischen Königs seien, weshalb die Fahne Seiner Majestät hier zurückgelassen werde.

Das kümmerte indessen die Spanier wenig, unter deren Herrschaft sich Port Louis, das umbenannt worden war in Puerto de Soledad, Hafen der Einsamkeit, langsam entwickelte bis zu einer Größe von insgesamt 34 Gebäuden und ungefähr 80 Einwohnern. Nachdem sich Südamerika von Spanien gelöst hatte, übernahmen 1816 die Vereinigten Provinzen des Rio de la Plata, das spätere Argentinien, die Oberhoheit über die Inseln, die Malvinen, wie sie spanisch genannt wurden – , eine Erinnerung an die französischen Siedler, die vom Hafen St. Malo aus zu den Inseln aufgebrochen waren. Nach einigen Jahren, deren wirres und oft blutiges Hin und Her Stoff für einen dickleibigen Roman abgeben würde, ergriffen 1833 die Engländer in einem Handstreich Besitz von den Inseln, deren strategische Bedeutung für die Beherrschung des Seeweges um Kap Horn sie früh erkannt hatten. Dies war jedoch ein offener Akt der Gewalt und des Unrechts, und deshalb dringt Argentinien bis heute, in den letzten Jahren mit zunehmender Intensität, auf Wiedergutmachung und Rückgabe der damals geraubten Malvinen.

Nicht zu verkennen ist, daß Argentiniens Einfluß auf die Inseln

in den vergangenen Jahren stetig gewachsen ist, vor allem durch die Einrichtung einer regelmäßigen Flugverbindung zwischen der Stadt Commodoro Rivadavia und dem Flugplatz auf Kap Pembroke, mit der immerhin an die 1000 Menschen jährlich auf die Inseln kommen. Bis dahin waren die Falkland-Inseln fast völlig isoliert, da die Schiffsverbindungen sehr selten waren – nach der Eröffnung des Panama-Kanals und mit dem Ende der Segelschiffszeit hatte Stanley auch seinen Rang als Nothafen für Havaristen von Kap Horn verloren.

Um auf Major Spaffords Briefmarken-Serie zurückzukommen, die Argentiniens Unwillen erregte: Der höchste Wert der Serie trägt das Porträt Seiner Majestät König Georg V., der als einziger von Großbritanniens Herrschern die Falkland-Inseln gesehen, sie allerdings nicht betreten hat: Als er im Jahre 1881, damals noch Prinz Georg, in Port William ankam, mußte er gleich weiterfahren zum Kap der Guten Hoffnung, so daß einfach keine Zeit für den geplanten Besuch an Land mehr blieb. Als dann Königin Elizabeth II. im Jahre 1968 Südamerika bereiste, sollte sie eigentlich auch die Falkland-Inseln besuchen. Aber der Streit war damals schon so laut geworden, daß die Inseln kurzerhand von der Reiseroute gestrichen wurden, und inzwischen rechnen auch die treuesten Untertanen Ihrer Majestät nicht mehr damit, daß jemals ein britischer Herrscher die Falkland-Inseln besuchen könnte.

Es bleibt ihnen die Hoffnung auf das Eigengewicht jener Tatbestände, die hier seit 1833 durch Großbritannien geschaffen worden sind. Tatsächlich ist eine sehr eigenartige, im Wesen durch und durch britische Kolonie entstanden – eine geschlossene Inselwelt, die im Bewußtsein der Falkländer eigentlich gar nichts anderes ist als eine jener Inselgruppen, welche dem Mutterland unmittelbar vorgelagert sind: Ob es nun 80 oder 8000 Seemeilen bis nach London sind, das macht für sie keinen Unterschied. Nicht die Entfernung nach England ist das eigentliche Problem der Falkland-Inseln, schon gar nicht mehr heute, im Zeichen eines immerhin langsam anwachsenden Flugverkehrs, sondern die kleine Zahl der Bewohner, von denen mehr als die Hälfte, über 1000, in Stanley leben, während der Rest von noch nicht einmal 800 sich über 33 einsame Siedlungen auf den Inseln ver-

teilt, deren größte wiederum kaum 100 Einwohner zählt – und immerhin umfassen die Falkland-Inseln eine Bodenfläche, die der des Libanon entspricht.
Vor 100 Jahren gab es übrigens schon ebensoviele, ebensowenige Menschen hier, und wenn es nach den Falkländern geht, werden es auch in Zukunft nicht viel mehr werden. Wahrscheinlich wird sogar der seit Jahrzehnten sichtbare Rückgang der Bevölkerungszahl – vor 25 Jahren gab es immerhin noch ungefähr 500 Einwohner mehr – weiterhin anhalten. Dabei ist die Einwohnerzahl der Stadt Stanley in den letzten Jahren ungefähr gleich geblieben, bei ständig zunehmendem Anteil älterer und alter Menschen, während das „Camp" – wie das Land außerhalb von Stanley pauschal genannt wird – immer mehr Menschen verliert. Zwischen dem Hafen Stanley, der seit jeher zur See hin sah und dessen Einwohner zum großen Teil auch von Seeleuten abstammen, und dem „Camp", das sich auf ganz andere Interessen – nämlich vorwiegend die Schafzucht und die Wollproduktion – konzentrierte und das seine Bevölkerung überwiegend aus den ländlichen Gebieten Englands und Schottlands holte, gab es im Grunde schon immer wenig Verbindungen. Inzwischen werben die großen Farmen ihre Arbeiter auch schon in Südamerika an, Indios zum Teil, die nach einigen Jahren mit ihren Ersparnissen in die Heimat zurückkehren – ein Grund dafür, daß im „Camp" der Anteil alter Leute sehr gering ist, bei einem deutlichen Überhang von Männern. Auf der Insel West-Falkland gab es zum Beispiel 1972 bei der Altersgruppe der 20- bis 29jährigen 71% Männer, und auf 51 unverheiratete Männer über 19 kam nur eine einzige unverheiratete Frau.
Die Auswanderung hat in den letzten Jahrzehnten ständig zugenommen, besonders die Auswanderung junger Menschen: 70 Prozent der Auswanderer sind unter 30 Jahre alt. Unter diesen Auswanderern sind wieder weit über die Hälfte junge Frauen – eine Auswirkung vor allem der Tatsache, daß es in Stanley eine kleine Garnison von „Marines" gibt, Berufssoldaten, die nach ihrer Dienstzeit auf den Falkland-Inseln Freundinnen und Frauen mitnehmen in die Heimat. Zwar gibt es auch einzelne Einwanderer: Vor allem in den letzten Jahren kommen immer wieder Anfragen von Menschen, die das alte Europa, seine Enge

und seine Zivilisation satt haben und einen Platz am Ende der Welt suchen, wo es Ruhe und gute Luft und gutes Wasser gibt. Nur wenige aber werden wirklich Falkländer. Die Lebensumstände sind bei näherem Zusehen denn doch nicht besonders verlockend, vor allem an Wohnungen fehlt es, und die Regierung der Kolonie, in der Arbeitslosigkeit so gut wie unbekannt ist, achtet sorgfältig darauf, daß nur solche Menschen auf die Inseln kommen, deren Fähigkeiten hier gefragt sind – oder aber Menschen mit einem soliden Kapital, von dem sie leben können. Wohlhabende Rentiers zieht es allerdings meistens nicht gerade in die rauhe Einsamkeit der Falkland-Inseln, zumal dort in einer im Grunde dörflichen Gesellschaft buchstäblich jeder jeden kennt. Es kommt hinzu, daß Regierung und Verwaltung der Kolonie, bei denen alles in allem allein 150 Menschen beschäftigt sind, nicht gerade an einem Überschuß an Initiative zu kranken scheinen: Im „Shackleton Report" von 1976, der sich eingehend mit der wirtschaftlichen Lage der Inseln befaßt, werden Regierung und Verwaltung ausdrücklich ungenügende Kenntnisse und Erfahrungen bescheinigt.

Auch der Bevölkerung selbst scheint es an Unternehmungsgeist zu mangeln. Lord Shackleton stellte einen Grad der Anpassung an den Status quo fest, der an Apathie grenzte. In Stanley verläßt man sich offenbar gern auf die Regierung und auf die Falkland-Islands-Company, im übrigen auf das Mutterland, das für die meisten Güter, daneben für die Verteidigung und auch für das Bewußtsein der eigenen Identität sorgt. Im „Camp" dagegen herrschen noch mehr oder weniger feudale Strukturen. Die Leute verlassen sich auf die Besitzer der großen Farmen und ihre Manager; die Eigeninitiative wird durch nichts ermutigt. Die südamerikanischen Gastarbeiter auf Zeit, fügen sich – auf Zeit – in die gegebenen Sozialstrukturen; eine Identifizierung mit den Inseln und deren britischer Eigenart ist von ihnen natürlich nicht zu erwarten.

Ob unter solchen Umständen die Falkland-Inseln überhaupt noch eine Zukunft haben, ist eine Frage, die nicht schnell und nicht leicht zu beantworten ist. Ein junger Mann, mit dem ich die Möglichkeit erörterte, daß Argentinien doch eines Tages die Herrschaft über die Inseln zurückgewinnen könnte, meinte ent-

schieden: „Dann werden 80 Prozent der Bevölkerung die Inseln sofort verlassen! Wir wollen Falkländer sein und keine Argentinier. Wer in Argentinien leben will, der kann ja jederzeit nach dort hin auswandern!"
Und ein anderer Gesprächspartner, ebenfalls Anfang 30, der sich bewußt und gern zu dem Leben auf den Falkland-Inseln bekannte, sagte: „Wir leben hier in einem großen Dorf, und das hat seine Vorteile wie seine Nachteile. Natürlich fehlt es an Entwicklungsmöglichkeiten für den einzelnen. Von vielen Berufen gibt es nur einen Vertreter, von den meisten gar keinen, weil sich vieles für so wenige Menschen nicht lohnt. Man stößt hier überall sehr rasch an Grenzen und Begrenzungen, und es bleibt uns eigentlich nur übrig, unser Leben so zu leben wie bisher – man kann das durchaus, wenn man sich auf das beschränkt, was möglich ist, zumal in dieser engen Lebensgemeinschaft jeder tatsächlich ein Individuum sein und, von den anderen respektiert, seinen eigenen Stil leben kann. Wem das nicht genügt, der mag gehen. Ich bleibe hier."
Es läuft alles sehr ruhig auf den Falkland-Inseln, und das gehörte auch zu den Schlußfolgerungen des Shackleton-Reports: Die Wirtschaft der Inseln, die überwiegend auf der Schafzucht und der Wollproduktion beruht, ist statisch, zeigt aber eine Tendenz zum Schrumpfen. Die Investitionen auf den Farmen, die überwiegend durch anonyme, in England registrierte Gesellschaften verwaltet werden, sind zurückgegangen. Es fehlt der Wirtschaft deshalb die Grundlage zum Wachstum. Das Kapital wird ständig geringer zumal es auf den Falkland-Inseln keine Banken gibt. Deshalb ist weiterhin mit einem Rückgang der Bevölkerungszahl zu rechnen, wobei die jüngeren Falkländer, und unter ihnen die aktiven und kritischen, zur Auswanderung neigen, während gerade jene auf den Inseln zurückbleiben, denen es an Unternehmungsgeist und an Selbstvertrauen fehlt. Die allgemeine Tendenz, daß man sich auf den Inseln gern auf andere verläßt – auf die Regierung, auf die Unternehmer, auf England überhaupt – , dürfte sich dadurch noch verstärken.
Es kommt hinzu, daß bei der Verwaltung der Schaf-Farmen grundsätzliche Fehler gemacht worden sind und gemacht werden: Die sowieso unzureichenden Investitionen sind nicht auf

die seit Jahrzehnten dringend erforderliche Verbesserung der Weideflächen gerichtet, sondern auf die Verbesserung der Wohn-und Lebensverhältnisse im „Camp", auch auf die Steigerung der Arbeitsproduktivität, um Lohnkosten zu sparen. Dabei ist die Infrastruktur der Inseln minimal: Die Wege sind so schlecht, daß auch bei gutem Wetter allradgetriebene Fahrzeuge nur einen Stundendurchschnitt von knapp 10 Kilometern erreichen, und die Gebäude der Farmen veralten und verfallen zunehmend. Allerdings, dies ist erlesen von mir, nicht selbst erfahren. Lord Shackleton hatte mehr Zeit für die Falkland-Inseln als ich, und meine Reise war nicht nur unzureichend vorbereitet, sie war nicht nur zu kurz: meine fünf Reisetage führten mich auch kaum über das Städtchen Stanley hinaus. Es erwies sich als schwierig, einen Ausflug in den „Camp" zu machen gerade in diesen Tagen, zumal es bis zu der nächstliegenden kleinen Farm schon eine runde Tagesreise gewesen wäre, und mein Plan, mit einem der beiden Flugboote rundum über die Inseln zu fliegen – Flugboote, die wie Taxis eingesetzt werden nach Bedarf und einmal hier wassern, dann dort allerdings nur an den Werktagen der Woche, wenn nicht besondere Notfälle vorliegen – , scheiterte an den Wetterbedingungen. Schon auf dem Steg, der zum Baracken-Büro der Fluggesellschaft führte, hätte der Sturm mich beinahe in das Hafenbecken geworfen, und der Pilot bedauerte: Fliegen könne man schon, meinte er, aber das Starten und das Landen sei bei solchem Wind leider nicht möglich.

So lief ich kreuz und quer durch die kreuz und queren Straßen der Stadt Stanley, und einige Male wanderte ich Stunden weit in den „Camp" hinaus, wo die Straßen in Wege und Pfade und Fahrspuren übergehen, ab und zu muß man über einen Zaun klettern, und stundenlang, manchmal buchstäblich lange, einsame Stunden traf ich keinen Menschen. Es gab nur diese langsam ansteigende, langsam abfallende moorige Steppenlandschaft, hier und da von seltsamen Steinhaufen akzentuiert, die wie hingegossen in dem Grün liegen – „stone rivers" oder „stone runs" nennen die Falkländer diese eigenartige Naturerscheinung, die Mr. Roberts auf dem Entwurf für eine nicht ausgegebene 9-Penny-Marke dargestellt hat: Quarzitblöcke, die nach der letzten Eiszeit in einem auftauenden Morast eingebet-

tet waren und sich auf dem noch gefrorenen Untergrund langsam hangabwärts bewegten.
Kaum Menschen also außerhalb der kleinen Stadt, gar keine Menschen – nur diese große, großartige, einsame Landschaft, ein Himmel mit rasch sich wandelnden Wolkengebirgen und der Wind, der Wind. Und ab und zu irgendwo eine Herde von Schafen. Der niedrigste und der am meisten gebrauchte Wert der Jubiläums-Briefmarkenserie zeigt so ein Schaf, einen Schafbock der Rasse Romney Marsh in dickem, dichtem Vlies. 1933 waren und sind heute noch die über 600 000 Schafe die ökonomische Grundlage der Falkland-Inseln, allerdings fast nur durch ihre Wollproduktion, die wiederum gefährlich abhängig ist vom Weltmarktpreis für Wolle. Eine Verwertung des Fleisches jedenfalls lohnt sich nicht: Die Falkland-Inseln liegen zu weit von möglichen Verbraucherländern entfernt, so daß fast alle 90 000 Schafe, die jedes Jahr geschlachtet werden, ins Meer geworfen werden müssen, bis auf den Eigenverbrauch der 1800 Falkländer, dem ich im Hotel „Upland Goose" Tag für Tag ausgesetzt war. Der zweite Gast des Hotels versicherte mir allerdings, auf den Farmen im „Camp" – und er kannte einige davon, weil er gerade damit beschäftigt war, Flugplätze festzulegen für eine neues Transportsystem mit kleinen Landflugzeugen, welche die sehr witterungsabhängigen Flugboote ablösen sollen – auf diesen Farmen also würde ganz ausgezeichnetes Rindfleisch angeboten, offenbar vornehmlich für den eigenen Bedarf. Aber das Hammelfleisch war ja auch nur mein Problem, keins für die Falkländer, die daran so gewöhnt sind wie an die Kühle, die Kälte, den Wind und die Einsamkeit ihrer Inseln – Menschen eines besonderen Schlages, wie das Sekretariat des Gouverneurs in seiner Informationsschrift andeutet: „Die Falkland-Inseln waren lange sehr isoliert mit der Folge, daß die Falkländer durchweg konservativ sind, sehr erdverbunden und eigenwillig, ein bißchen eng und pedantisch, aber besonders gastfrei und freundlich."
Freundlich wird wirklich jeder Besucher angesehen und gegrüßt. Man kennt den Fremden bald, zumal das Radio-Telefon nicht nur Nachrichten aus der großen fernen Welt verbreitet, sondern als eine Art Lokalzeitung auch von den Gästen Notiz nimmt – von Haus und Haushalt und Familie jedes Falkländers sowieso. Al-

lerdings, die Besucher argentinischer Herkunft werden meist mit einer gewissen Zurückhaltung gesehen, die mit den Militärflugzeugen der staatlichen argentinischen LADE-Fluggesellschaft herüberkommen, um einmal die Malvinen – „dieses bezaubernde Stück Erde" – zu bewundern, zum andern aber und vor allem Güter zollfrei und billig einzukaufen, die ihnen die heimatliche Inflationswirtschaft sonst vorenthält. Schnaps zwar und Zigaretten gibt es auch auf den Falkland-Inseln nicht ohne einen angemessenen Aufschlag für den Staat, der sich bei dieser Regelung sicher etwas gedacht hat: Der Alkohol-Konsum auf den einsamen Inseln dürfte auch so schon in etwa die gleiche Höhenlinie erreichen wie die Scheidungsrate. Die Whisky-Preise sind auf den Inseln aber immer noch ganz unvergleichlich niedriger als in Buenos Aires, und englische Wollkleidung, japanische Transistorgeräte und Kameras, deutsche Haushaltsmaschinen und Schweizer Schokolade werden zu Preisen angeboten, die allein schon einen Dreitageausflug auf die Inseln lohnen.

Eigentlich muß es verwundern, daß unter diesen Umständen nicht mehr als etwa 1000 Besucher jährlich kommen, und die Falkländer hätten sicher nichts dagegen, wenn die Zahl sich in den nächsten Jahren verdoppelte oder verdreifachte. Zunächst allerdings scheint nicht einmal die Zahl 1000 unumstritten zu sein. Was jedenfalls der Chief Police Officer in Stanley mir an statistischen Ziffern aus den letzten Jahren heraussuchte, bestand zum größeren Teil aus klaffenden Lücken. So waren registriert worden „arrivals" von jährlich 1160, 903 und 1109 Besuchern, dagegen „departures" von nur 261, 326 und 392 Besuchern im Jahr, und es war offenbar nicht zu erklären, wo die jeweils amtlich nicht wieder abgereisten Besucher der Statistik – immerhin in drei Jahren 2200! -geblieben waren. „Sorry" – man werde sich bemühen, das herauszufinden, versicherte mir der Chief Police Officer, ein bißchen konsterniert, ohne aber bis zu meiner Abreise eine zureichende Erklärung zur Hand zu haben. Es dürfte sich um einen Fall der von Lord Shackleton bemängelten unzureichenden Kenntnisse der Verwaltung handeln, wodurch allerdings das ruhige, gleichmäßige Leben auf den Falkland-Inseln keineswegs gestört wird. Im Gegenteil: Man lebt hier und läßt leben, man kennt sich und man tut sich nichts, und wenn doch

einmal der Fall eintritt, daß jemand in eine der beiden Gefängniszellen gebracht werden muß, dann weiß der Häftling, daß die Türen nicht abgeschlossen werden: Tagsüber kann er seinen Geschäften nachgehen, und abends übernimmt er dafür dann den Telefondienst der Wache. Das hört sich an wie ein Märchen aus sehr alten Zeiten, und ich habe nicht kontrollieren können, ob die Geschichte stimmt. Die Verblüffung des Chief Police Officers jedoch bei meinem Hinweis auf die Lücken in seiner Statistik scheint mir eher ein Zeichen dafür, daß auf den Inseln wirklich noch biedermeierliche Verhältnisse in der Verwaltung herrschen. Dabei ist mindestens Stanley selbst ein durchaus modernes Gemeinwesen, und auch der „Camp" ist nicht von der Welt isoliert. Es gibt allein rund 1000 Kraftfahrzeuge auf den Inseln und sogar 50 Anzeigen der Polizei im Jahr wegen rücksichtslosen Fahrens, wobei die Rücksichtslosigkeit in Stanley allerdings schon bei 30 Stundenkilometern beginnt.

Die wenigen Einwohner halten nahezu alle Einrichtungen in Betrieb, die heute zum Leben gehören: eine immerhin ausreichende Verwaltung, ein Krankenhaus mit drei Ärzten, die als fliegende Doktoren auch den „Camp" betreuen, einen Flugplatz, ein Elektrizitätswerk, eine Funkstation, ein eigenes Radio-Telefon-System, das jeden mit jedem verbindet, eine Bibliothek, drei Kirchen, auch Schulen, in denen die Kinder bis zum 15. Lebensjahr bleiben können. Die weiterführende Schulbildung allerdings muß in England oder in Uruguay, teilweise auch in Argentinien gesucht werden, das mit besonderen Stipendien lockt, und daraus ergibt sich ein Grund mehr, daß die intelligentesten, die am besten ausgebildeten jungen Leute die Falkland-Inseln verlassen, zumal die Inseln nur sehr vereinzelte Posten und Berufe bieten, welche ein Heimkehren lohnen. Eine Feststellung des Shackleton-Reports kommt dazu: Es wurde in den fast 150 Jahren britischer Herrschaft auf den Falkland-Inseln keine ausgeprägte Eigen-Kultur entwickelt.

Hier sah und fühlte man sich stets als ein Teil, ein Ableger der britischen Heimatkultur. Deshalb ist die rasch zunehmende Abwanderung der Intelligenz besonders bedrohlich: Das ziemlich düstere Bild der politischen und der wirtschaftlichen Lage – niemand investiert gern in einem Land, dessen Zukunft frag-

würdig ist – wird dadurch noch unterstrichen. Die Falkländer trauen auch Versicherungen aus London wenig, man werde die Falkland-Inseln nicht aufgeben. Ein jüngerer Mann sagte mir: „Die Regierung steht nur halbherzig hinter uns – wir sind sehr wenige, kosten viel und machen unserem Außenminister ständig Schwierigkeiten, die ganz Südamerika betreffen. Wir sind ein lästiges, kostspieliges Überbleibsel einer vergangenen Zeit, einer vergangenen Strategie, und unsere Regierung wäre sicher sehr froh, wenn sie uns auf anständige Weise loswerden könnte. Sie sagt deshalb auch nicht, sie werde dafür einstehen, daß die Falkland-Inseln britisch bleiben, sondern sie formuliert vorsichtiger: Die Falkland-Inseln würden so lange britisch bleiben, wie die Bevölkerung das wünsche – und darin ist ganz offenbar die stille Hoffnung enthalten, die Mehrheit der Falkländer könnte eines Tages doch etwas anderes wünschen. Auf einer solchen Grundlage plant es sich nicht gut!"

Die argentinische Regierung andererseits hat bisher jeden denkbaren Kompromiß, etwa über eine gemeinsame Oberhoheit, entschieden und grundsätzlich abgelehnt: Für Argentinien ist die einzig denkbare Lösung des Problems die volle Anerkennung der argentinischen Souveränität durch Großbritannien, und eben dies kann und will die englische Regierung sich nicht leisten, weil sie sich für ihre Staatsbürger verantwortlich fühlt. Dabei wissen beide Regierungen, daß die Inseln ein Zuschuß-Objekt sind und bleiben. Vielleicht ergibt sich eines Tages die Möglichkeit zu einer Zusammenarbeit der staatlichen Ölgesellschaften beider Staaten bei der Erschließung der Ölvorräte, die zwischen Argentinien und der Falkland-Inseln vermutet werden. Eine solche Erschließung – die allerdings auf keinen Fall ohne die Anerkennung der gegenseitigen Interessen möglich sein wird – könnte in beiderseitigem Interesse liegen. Von den Falkland-Inseln aus wäre sie sowieso undenkbar: Die geringe Bevölkerung würde allein durch die Erschließungs- und Versorgungsmannschaften um mehr als das Doppelte anwachsen, und die Inseln hätten damit ihren eigenständigen Charakter eingebüßt.

Selbst bei irgendeiner Einigung zwischen Großbritannien und Argentinien, die zu einer Erschließung der Ölquellen vom Festland aus führen würde, scheint es aber fraglich sein, wie lange

die Falkland-Inseln ihren Charakter werden bewahren können. Die Zeit der Idylle, so fragwürdig sie schon jetzt erscheint, wird bald vorbei sein, mit oder ohne Öl, so wie das Heldenlied von der Falklandschlacht längst seinen hehren Klang verloren hat – und nicht nur für die Deutschen, sondern auch für die Sieger dieser Schlacht, die das Datum in Stanley noch Jahr für Jahr als nationalen Gedenktag mit Gedenkgottesdienst und Parade begehen. Das Denkmal am Hafen, das „Battle Memorial", findet sich abgebildet auf der zweieinhalb-Schilling-Marke der Jubiläumsausgabe. Da blickt die bronzene Siegesgöttin stolz auf die Inseln, die, wie die Inschrift sagt, durch die Zerstörung des deutschen Kreuzergeschwaders gerettet wurden von der Eroberung durch den Feind, und wenn einer Zeit hat, kann er die Geschichte nachlesen in der jährlich einmal erscheinenden Inselzeitung „The Falkland Islands Journal", Jahrgang 1977, wo die Tagebuchaufzeichnungen des Gouverneurs Allardyce aus den Monaten August bis Dezember 1914 abgedruckt sind – kein deutscher Heldengesang, natürlich, aber auf andere Weise ein Bild jener Gottlob vergangenen Zeit, ihrer Helden, ihrer Ängste, ihrer Not.

Darüber jedenfalls sind sich heute alle einig, die sich um die Falkland-Inseln/die Malvinen streiten und Sorgen machen: Einen Krieg um die Inseln kann es, wird es nie geben. Beide Seiten haben immerhin etwas gelernt, und das ist etwas, was auch ein Besucher der Inseln lernen kann: Nichts ist so eilig, daß es nicht morgen oder übermorgen auch noch erledigt werden kann, und nichts ist so kantig und scharf, daß es die Zeit nicht rundet und schleift. Aus einem der „stone rivers", Blöcke harten Quarzits, habe ich mir einen Stein aufgehoben, der seine Form in ungezählten tausenden von Jahren gefunden hat – er fügt sich weich in meine Hand.

INSELN AM ENDE DER WELT

Erstsendung: Bayerischer Rundfunk 6.7.1980.
Später vom Westdeutschen und Hessischen Rundfunk gesendet.

Nachwort

Als Kay Hoff 1961 beim damaligen Süddeutschen Rundfunk mit seinem Hörspiel KEIN GERICHT DIESER WELT debütierte, war er bereits mit Gedichten und Erzählungen hervorgetreten. Wie viele seiner Altersgenossen hatte auch Kay Hoff erkennen müssen, daß die Ideale seiner Jugend Chimären gewesen waren, deren Tausendjähriges Reich in einer Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes untergegangen war. Die Überlebenden dieser Kriegsgeneration erwarteten in den Nachkriegsjahren einen radikalen Neuanfang und einen intellektuellen Aufbruch. Die politische und gesellschaftliche Entwicklung in der jungen Bundesrepublik nahm jedoch einen anderen Verlauf. Überholte Wertvorstellungen erfuhren eine nicht für möglich gehaltene Restauration. Kay Hoff, der als Betroffener die politischen Zustände mit besonderem Engagement verfolgte und der als Autor sich in fast allen literarischen Gattungen erprobte, konnte die Möglichkeiten zu publizistischem Wirken nicht ungenutzt lassen, welche der öffentlich-rechtliche Rundfunk schreibenden Intellektuellen damals eröffnete.

Die Rundfunkanstalten nahmen in den ersten Nachkriegsjahren ihren gesetzlich gegebenen Auftrag zur ‚Unterrichtung, Bildung und Unterhaltung der gesamten Bevölkerung' sehr ernst. Die politisch gewollte Isolation Deutschlands von der übrigen Welt hatte Wissenslücken hinterlassen, die nicht zuletzt mit Hilfe der Rundfunkprogramme der westdeutschen Sender weitgehend geschlossen werden konnten. In der zweiten Hälfte der Fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, kurz vor Einführung des Fernsehens, hatte sich der Hörfunk zu einem wirkungsmächtigen Medium entwickelt. Man wollte sich nicht länger mit der Rolle eines Instrumentes zur Übertragung von Informationen begnügen, sondern medienspezifische ästhetische und künstlerische Ausdrucksformen entwickeln. In den Hörspielabteilungen hatte man bis dahin vornehmlich eine Art

Radiotheater veranstaltet und Texte adaptiert, die ursprünglich für die Schaubühne geschrieben worden waren, auch mancherlei Episches bearbeitet. Jetzt richteten die Redakteure ihren Ehrgeiz auf die Förderung von sogenannten Originalhörspielen, auf Entwürfe für eigenständige akustische Werke, auf Radiokunst.

Immer wieder war versucht worden, den Begriff Hörspiel zu definieren. Doch theoretische Überlegungen führten zu keinen praktikablen Ergebnissen. Alle angeführten Beispiele stießen auf Gegenbeispiele. Soziale Veränderungen im Publikum und die fortwährende innovative technische Entwicklung des Mediums drängten abstrakte Überlegungen schnell ins Abseits. In der Rundfunkpraxis gab es von Anfang an Sendungen, die durch ihre besondere formale und sprachliche Gestaltung einen herausragenden Platz im Programm einnahmen. Derartige Beiträge, featured programs, waren Fremdkörper im laufenden Programm. Diese Zwitterstellung, Teil des Sendeflusses zu sein und doch aus ihm hervorzutreten und besondere Aufmerksamkeit zu beanspruchen, blieb der Makel solcher Sendeformen und erklärt die schwankende Wertschätzung, die ihnen von den Funktionären in den Rundfunkhäusern entgegengebracht wurden und werden.

In jenen Jahren, in denen der Hörfunk der bevorzugte Platz zur Erörterung der geistigen Probleme war, gehörten die Funkarbeiten von Kay Hoff zu den wichtigen Beiträgen in den Programmen deutschsprachiger Sender. Er schrieb Reportagen, Hörbilder und Hörspiele.

Hoffs Reportagen erschöpfen sich nicht in bloßer Berichterstattung, sie haben ihre Tagesaktualität als literarische Essays überdauert. Als Beispiel kann UMSCHREIBUNG VON BRUCHSTELLEN: ZITATE UND NOTIZEN AUS ISRAEL dienen, 1974 vom Westdeutschen Rundfunk ausgestrahlt. Neben ihrer sprachlichen Ausdruckskraft besticht die intellektuelle Einsicht, mit der der Autor Erlebtes in distanzierter Prosa zu filtern und zu verarbeiten vermag. Der Leser/Hörer wird über die Befindlichkeit eines Staates unterrichtet, er erfahrt Grundsätzliches über einen historischen Konflikt und über dessen Akteure, so in einer stupenden Portraitskizze des israelischen Militärs und Politikers Ariel Sharon.

Der Süddeutsche Rundfunk hatte 1967 einen Beitrag von Kay Hoff als Radio-Essay angekündigt und unter dem Titel PREISEND MIT VIEL SCHÖNEN REDEN - NOTIZEN VON EINEM SCHULGEBURTSTAG gesendet. Der Autor schildert das Jubiläum seiner alten Schule und das Wiedersehen mit ehemaligen Lehrern und Mitschülern. Seine Beobachtungen und Erlebnisse teilt er nicht in einfacher Erzählform mit, sondern medienspezifisch ausgearbeitet in einer Collage von verschiedenen Zeit- und Reflexionsebenen. Die Ausdruckskraft des Autors fordert die Umsetzung des Schrifttextes in lebendige Rede förmlich heraus. Wörter und Sätze sind so choreographiert, daß sich Einzelstimmen nachdrücklich Gehör verschaffen, von Gegenstimmen konterkariert und relativiert werden und im Ganzen ein assoziatives Miteinander eingehen. In den Festtrubel der Jubiläumsfeier mischt sich Altväterliches und Überlebtes, wohlfeiler Stolz auf des Vaterlandes und seiner Helden Größe mit dem Schmerz um unwiederbringlich Verlorenes und der Trauer um die Toten. „Auch das Böse war gut! ... und es blühet aus bitterer Wurzel das Heil auf." So sang einst der Barde und Rektor dieser Schule, Johann Heinrich Voss. Was haben dessen idealische Verse bewirkt? Statt aus der Geschichte zu lernen und wenigstens einmal den aufrechten Gang zu erproben, geht alles weiter im gewohnten Trott. Die Frage, ob dies die ganze Wahrheit sein kann, beantwortet Kay Hoff nicht. Er überläßt sie seinen Lesern und Hörern.

In Hoffs Schreibweise kommt ein extrovertiertes Naturell zum Ausdruck, das von ungeduldiger, stets wacher Neugierde auf den Lauf der Welt angetrieben wird und das sich und andere nach dem Sinn des Dabeiseins befragt. Es gehört zur alltäglichen Erfahrung, daß wir kaum ausdrücken können, was wir tatsächlich meinen, daß unser Sprechen sich in einem Gestammel erschöpft, daß wir nach Worten suchen und einander im Gespräch dauernd unterbrechen, daß wir uns selbst widersprechen und daß wir doch den Drang nicht bändigen können, uns anderen mitzuteilen und die Hoffnung nicht aufgeben, bei anderen Verständnis zu finden (M. Mosebach). Schriftstellerisches Geschick befähigt Hoff, Bruchstücke aus der Umgangssprache, belanglose Floskeln so anzuordnen, daß sie als Ganzes ein aus-

sagekräftiges Sinngefüge ergeben. Diese für Hoff typischen Ausdrucksformen finden sich auch in seinen Romanen wieder, so daß Abschnitte daraus im Rundfunk als Hörspiele gesendet werden konnten. Auch dies ein Beispiel dafür, daß die Erörterung von trennenden Gattungsmerkmalen die Praxis wenig beeinflußt und als vages Spiel mit temporären Begriffen in die Irre führen kann (E. Staiger).

Wie in seiner Prosa gilt Kay Hoffs Interesse auch in seinen für den Hörfunk geschriebenen Arbeiten vornehmlich alltäglichen Schauplätzen und den auf ihnen agierenden Figuren. Oft verraten schon die Titel, wovon die Rede ist: Vom Durchschnittlichen, von MEINUNGSAUSTAUSCH und LIEBESGEFLÜSTER, von SCHWÄTZCHEN und TISCHGESPRÄCH: Des Autors Mutmaßungen über seine Mitmenschen sind Ausdruck seiner Fürsorge und Anteilnahme. Er idealisiert seine Personen nicht, und er karikiert sie nicht. Ein vom Autor häufig verwendetes Stilmittel ist der Monolog, das Selbstgespräch. Mit seiner Hilfe lassen sich Selbstreflexion und seelische Gestimmtheit einer Person und ihre nicht rational gesteuerten Bewußtseinsabläufe vorzüglich darstellen.

In der Funkerzählung NACHTFAHRT, 1962 vom Süddeutschen Rundfunk erstgesendet, nutzt Kay Hoff die Möglichkeiten des Radios und läßt in einem dialogisch aufgebrochenen Monolog eine ältere Frau zu Wort kommen. Diese sieht sich während einer Bahnfahrt jungen Mitreisenden gegenüber, deren Gesichter Erinnerungen in ihr wecken, Erinnerungen an längst Vergangenes und an die Wandlung der Liebe im Laufe der Zeit. Persönliches Erleben wird auch hier mit allgemeinen historischen Ereignissen verknüpft.

Vor dem Hintergrund tagespolitischer Auseinandersetzungen entstand das 1963 vom Hessischen Rundfunk produzierte Hörspiel ALARM: Es ist eine düstere Parabel über die Ohnmacht des Einzelnen, der sich unversehens im Netz einer anonymen Staatsmacht gefangen sieht, deren Machenschaften ihm unbegreiflich bleiben, ein paradigmatisches Lehrstück über den Verlust der persönlichen Würde und Freiheit durch politische Willkür.

Zeitbezogen bleibt auch das darauf folgende Hörspiel, das seine Ursendung 1964 im Süddeutschen Rundfunk erlebte: DIE

CHANCE. Formal kann man es ebenfalls als Monolog bezeichnen, der an wenigen Stellen von den Stimmen anderer unterbrochen wird. Ein aus dem damaligen zweiten deutschen Staat, der Deutschen Demokratischen Republik, entflohener Grenzsoldat versucht, sich und anderen sein Tun zu erklären. In nervösem Geplapper rechtfertigt er sich, um sich im gleichen Atemzuge anzuklagen. Dieser Soldat aus der Nationalen Volksarmee ähnelt einem sächsischen Schwejk, hinter dessen selbstgefälligen Schwafeleien die Lebenslüge einer historischen Epoche sichtbar wird. In diesem Fall ist die Produktion des Hoffschen Textes ein besonders gelungenes Beispiel dafür, wie die Kunst des Darstellers Geschriebenes in nuancenreiche Rede verwandeln kann. Hans-Helmut Dickow, ein Schauspieler, von Kindheit an mit sächsischer Mundart vertraut, hat seinen Part meisterlich gestaltet.

Eine besonders poetische Variation der Monologform ist Kay Hoff mit seinem Beitrag für das Hörspielprogramm von Radio Bremen 1967 gelungen: TOTENTANZ FÜR QUERFLÖTE UND SOLOSTIMMEN. Ein Sterbender, namenlos und auf das Personalpronomen Er reduziert, sinnt über sein Leben nach. Seine Gedanken werden hin und wieder durch Stimmen abgelenkt, die aus einer Welt zu ihm dringen, die schon nicht mehr die Seine ist und von der er sich doch nicht lösen kann. In den Strom seiner Überlegungen mischt sich der Klang einer Flöte und paraphrasiert und kontrapunktiert, was ihn an Emotionen und Erinnerungen bewegt. In der Komposition von Enno Dugend wird die Melodie des Instrumentes zum Leitmotiv für die Gedanken des Sterbenden und zugleich zum Echo seiner Empfindungen. Die Querflöte symbolisiert, so will es der Autor, den Tod, dem sich der Sterbende in einem imaginären Reigen mehr und mehr nähert. Das letzte Ringen um die Wahrheit eines Lebens erschöpft sich zuletzt in hilflosem Gestammel. Für Hoff ist es bezeichnend, daß er seinen TOTENTANZ nicht in einem ästhetisch fiktionalen Klangrausch enden läßt, sondern mit der nichtssagenden Phrase einer weiblichen Stimme, „Was hast du denn?“

Kay Hoff verliert den Bezug zu den Realitäten des Lebens auch dort nicht, wo er sich in formalen Experimenten erprobt. Die von ihm dargestellten Figuren kommen in den ihnen eige-

nen rudimentär unbeholfenen Sprechweisen zu Wort, in ihrer Großmannssucht, ihren Unzulänglichkeiten und ihrer Leidensfähigkeit. Eine plumpe ideologisch-didaktische Inanspruchnahme des Publikums ist dieses Autors Sache nicht. Hoff bemüht sich, seine Leser und Hörer zu einem Standpunkt hinzuführen, von dem aus sie Selbsterkenntnis und größere Einsicht in den Lauf dieser Welt gewinnen können. Vor den aus Tönen, Lauten und Geräuschen erstellten Klangkulissen soll und darf die rationale Wirkungsmächtigkeit des Wortes nicht verstummen..

Die Arbeiten eines Schriftstellers für den Rundfunk sind von den technischen Bedingungen dieses Mediums abhängig. Seine Texte sind vorläufig. An ihrer akustischen Realisation sind neben dem Autor viele künstlerische Temperamente beteiligt: Regisseure, Darsteller, Musiker und Toningenieure. Das Funkmanuskript verliert während eines komplizierten Herstellungsverfahrens seine künstlerische Selbständigkeit und der Schriftsteller sein alleiniges Copyright. In dieser Hinsicht sind Arbeiten für den Rundfunk Sonderfälle der Schriftkultur (R. Röhl).

Mit der Einführung der Stereophonie war die Möglichkeit zu akustischer Raum- und Tiefenwirkung gegeben, und die Autoren nutzten diese Technik als Ausdrucksmittel und Darstellungsform. Kay Hoff schrieb 1969 für den Süddeutschen Rundfunk den Text EIN SCHIFF BAUEN. Seine Arbeit erschien unter der Rubrik 'Stereo-Hörspiel', wich aber beträchtlich von der inzwischen üblichen Gestalt dieser Spezies ab. Hoff versuchte, den Bau eines Schiffes allein mit sprachlichen Mitteln zu schildern. In einem dreigliedrigen Schriftbild entwarf der Autor den Grundriß. Die Stimmen von vier Sprechern und einer Solostimme, in der das Schiff selbst zu Wort kommt, sind in der Textvorlage parallel zu einander angeordnet. Alle Partikel haben ihren eigenen Charakter und zugleich eine kontextuelle Funktion. Der Bau eines Schiffes wird gleichgesetzt mit einem Sprachprozeß, welcher mit kargen Lauten beginnt und sich symphonisch steigert. Erst dem Hörer, zu dem der Leser in diesem Fall notwendigerweise werden muß, erschließt sich die Ästhetik eines akustischen Gebildes, das den Vorgang einer industriellen Großproduktion in Worten einfangen will und dabei von den Mythen erzählt, die Werftarbeit, Schiffe und Meer umgeben.

Nicht nur die zeitgenössische Kritik sprach mit Vorliebe vom konzertanten Charakter derartiger Rundfunkproduktionen. Der Zusammenhang von textgebundenen Sprachzeichen und deren phonetischer Bedeutung blieb unerörtert. Man läßt sich auf die strikte Eindeutigkeit wortwörtlicher Rede ungern ein und bevorzugt wohltönende Erbauung, deren Bezug zur Wirklichkeit vage bleiben muß, die sich aber mit ästhetischen, oft der Musik entlehnten Argumenten einigermaßen rechtfertigen läßt. Auch dort, wo sich Kay Hoff über den gewohnten Formenkanon hinauswagt, bleibt die gelebte Wirklichkeit die zuverlässige Grundlage seiner Imagination. Hoff ist ein Autor, den die Widersprüche dieser Welt bekümmern und der auch in seinen Funkarbeiten Widerstand leistet gegen die Falschheit menschlichen Daseins.

Horst Loebe

Kay Hoff
Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Bd. 1 Bödelstedt oder Würstchen bürgerlich. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-44-4
360 S.; Euro 20,--

Bd. 2 Ein ehrlicher Mensch. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-45-2
214 S.; Euro 18,--

Bd. 3 Drei. Anatomie einer Liebesgeschichte. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-46-0
215 S.; Euro 18,50

Bd. 4 Wir reisen nach Jerusalem. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-47-9
152 S.; Euro 16,--

Bd. 5 Janus. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-48-7
233 S.; Euro 19,--

Bd. 6 Voreheliche Gespräche oder Im Goldenen Schnitt. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-49-5
212 S.; Euro 18,--

Bd. 7 Der Kopf in der Schlinge. Roman
Herausgegeben und mit einem Nachwort von Jürgen H. Petersen
ISBN 3-932212-50-9
187 S.; Euro 16,--

Bd. 8 Erzählungen und autobiographische Prosa
Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann
Mit einem Nachwort von Thomas Wörther
ISBN 3-932212-51-7
276 S.; Euro 20,--

Bd. 9 Gedichte
Herausgegeben und mit einem Nachwort von
Hans Dieter Zimmermann
ISBN 3-932212-52-5
339 S.; Euro 20,--

Bd. 10 Hörspiele, Hörbilder und Funk-Features. In 2 Teilbänden
Herausgegeben von Hans Dieter Zimmermann
Mit einem Nachwort von Horst Loebe
ISBN 3-932212-53-3 u. 3-932212-64-9
zus. 751 S.; nur zus. beziehbar; zus. Euro 46,--